Helv. 263 Engadin

Die Julier Säulen.

Das
Engadin und die Engadiner.

Mittheilungen

an dem Sauerbrunnen bei St. Moriz im Kanton Bünden aufgefaßt

für die

welche sich über dieses schöne Thal und seine Bewohner nähere Kenntnisse verschaffen und das dortige Sauerwasser mit Erfolg gebrauchen wollen.

Nebst einem Titelkupfer.

Freiburg im Breisgau,
in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung.
1837.

46. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Engadin und die Engadiner,

von Albrecht von Haller, 1732.

Allhier begrenzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben.
Wohl dir, vergnügtes Volk!
Das Schicksal hat dir hier kein Tempe zugesprochen;
Die Wolken die du trinkst, sind schwer von Reif und Strahl,
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal.
Doch deiner Sitten Werth hat alles das verbessert;
Der Elemente Neid hat dir dein Glück vergrößert.

Acetosum fontale, quod prae omnibus, quae in Europa cognovi, praedico et extollo, inveni in Engadina, apud St. Mauritium, cujus scaturigo (sprudelndes Wasser) mense Augusto acetosissima praefluit. Hanc qui pro medicinae modo potat, is perfectam sanitatem adipiscitur, et nec lapidem ullum, nec podagram, nec artheticam novit aut incurrit unquam. Per ipsam siquidem stomachus ita roboratur, ut tartarum digerat, nihilo ignavius, ac struthio ferrum, merula araneam.

Theophrast. Paracelsus de morbis tartareis
Cap. XVI. 1539.

Vorwort.

Bei der Herausgabe dieses Werkes über eines der interessantesten und merkwürdigsten Thäler unsrer Schweiz und seiner Bewohner, erachtet der Verfasser für nöthig, den Lesern zur Beurtheilung des Ganzen einige Bemerkungen voraus zu schicken, die man nicht zu übersehen bittet.

Der Verfasser hat sich mehrere Jahre hinter einander zur Herstellung seiner Gesundheit an der Heilquelle bei St. Moriz eingefunden, und die Kräfte dieses köstlichen Säuerlings (mit dankbarer Erinnerung legt er dieses Zeugniß ab) an sich erprobt gefunden. Seiner Gewohnheit gemäß, hielt er ein genaues und ausführliches Tagebuch, in welchem alles, was seiner Aufmerksamkeit aufstieß, verzeichnet ward. An Mittheilung für ein größeres Publikum dachte er anfänglich nicht im mindesten. In der Folge aber bestimmten ihn Umstände, seine gesammelten Notizen zu berichtigen, zu ordnen und in der Beglaubigung auch andern Kuranten an der dortigen Quelle damit nüzlich werden zu können, in den Druck zu geben. Ob er wohlgethan, oder ob es besser gewesen, sie für immer im Pulte verschlossen zu halten, darüber mag nun das geehrte Publikum entscheiden.

Als Kurgast war ihm (wie sich von selbst versteht) der pünktliche Gebrauch des Heilwassers Hauptsache, und alles was er that und was er genoß, blieb diesem Zwecke untergeordnet! Dann aber war es seine Lieblingsbeschäftigung die Engadiner, dieses merkwürdige Volk, und ihr reizendes Thal näher kennen zu lernen, und gleichsam zu studieren.

Er besuchte sie im häuslichen Kreise, und wohnte der öffentlichen Gottesverehrung bei; er belauschte sie bei ihren Spielen und beobachtete sie an Markt= und Kirchweihtagen. Er bestieg ihre merkwürdigen Gletscher, und so weit es der Anstand und die Schicklichkeit gestatteten, fand er sich bald da, bald dort ein, und war überall ein aufmerksamer Beobachter ihrer Sitten und Gebräuche, und ein unermüdeter Forscher der sich darbietenden Naturmerkwürdigkeiten.

Regelmäßig trug er nun alle Abende das Ergebniß seiner Beobachtungen in's Tagebuch ein, und über Manches, was er heute gehört, gesehen und beobachtet, wurde nicht selten am folgenden Tage, oder wenn sich Gelegenheit darbot, nähere Erkundigung eingezogen, und somit alles reiflich geprüft, um nichts Falsches oder Halbwahres aufzunehmen. Ja, in der Folge, da er mit dem Druck des Werkes umging, erachtete er es für nöthig, sich auch mit solchen Schriften vertraut zu machen, die seiner Absicht beförderlich seyn konnten.

Bekanntlich fehlt es nun unserem Vaterlande ganz und gar nicht an Reisebeschreibungen, ja wir besizen eine so große Menge derselben, daß ihre Zahl fast Legion genennet werden könnte, da fast jeder Kanton und jedes Thal eine mehr oder weniger interessante Schilderung aufzuweisen hat. Aber über keinen Kanton finden wir weniger Belehrendes und Unterhaltendes als über Graubünden und das Engadin. Was auch darüber in's Publikum gekommen, mußte, wie der Verfasser mehrmals gefunden, mit großer Vorsicht benuzt werden. Die Belege dazu sind im Werke selbst an Ort und Stelle gegeben worden.

Ihm stand das historisch=geographisch=statistische Werk: die Republik Graubünden von Lehmann, 2 Theile, Magdeburg 1797 und 99, zu Gebote. Der Mann ist aber so

unzuverlässig und hie und da falsch, daß man sich ihm nur selten anvertrauen durfte. Dagegen fand er die kurze geographisch-statistische Darstellung dieses Kantons im helvetischen Almanach vom Jahre 1806, besonders da man die im Neuen Bündner-Sammler Bd. II. S. 97 u. ff. gegebenen gehaltreichen Berichtigungen eines Sachkenners (vielleicht des Ulysses von Salis-Marschlins?) benuzen konnte, sehr werthvoll und brauchbar. Weniger befriedigte ihn (der gegenwärtige Regierungsrath) Kasthofer in Bern, mit seinen Bemerkungen in der Schrift: Alpenreise über den Brünig, Bragel, über die Flüela ins Engadin rc. 1825. Er hatte diese Reise, wie der Herr Verfasser in der Vorrede selbst sagt, in Eile gemacht, in weniger als 6 Wochen beinahe 200 Stunden Wegs durchlaufen, und nur wenige Tage sich im Engadin aufgehalten. Daher er selbst bekennt: „manches möchte einseitig oder unvollständig untersucht, manches übersehen worden seyn, so daß er sich die Nachsicht gebildeter Leser glaubt erbitten zu müssen.“ Wo man nun Unrichtigkeiten gefunden, hat ihn der Verfasser freundschaftlich berichtiget, im Uebrigen aber bei seiner schönen, fließenden Schreibart ungemein viel Brauchbares darin gefunden, was auch hier dankbar erkannt wird.

Den meisten Nuzen schöpfte man aber aus dem, in unsern Tagen fast vergessenen Bündner-Sammler, den man nur selten, und etwa noch in einigen öffentlichen Bibliotheken vollständig findet, der aber unsers Erachtens, als eine Fundgrube von vortrefflichen historischen und statistischen Nachrichten über den ganzen Kanton Bünden vom Jahre 1779 bis 1806 anzusehen ist, und ein wahrhaft klassisches Werk über diesen Kanton genennet werden kann. Einige andere minder wichtige Schriften hat man an Ort und

Stelle angegeben, und wenn sie benuzt wurden, in den meisten Fällen genau bezeichnet.

Darneben trat der Verfasser nun auch in eine lebhafte Correspondenz mit mehrern sachkundigen Männern, in und außer dem Engadin, die ihm ihre gehaltreichen Beiträge und Berichtigungen gütigst mittheilten, so daß er diesen Herren zu Samaden, im Dörfli auf Davos, zu Chur und Thusis anmit den verbindlichsten Dank dafür auszusprechen sich verpflichtet fühlt.

Sollte freilich dem sachkundigen Leser hie und da noch manche Lücke sichtbar werden, was gar wohl der Fall seyn könnte, und manches zu wünschen übrig bleiben, so bittet der Verfasser eines Theils deßhalb um gütige Nachsicht, andern Theils glaubt er noch bemerken zu müssen, daß es eigentlich gar nicht in seiner Absicht gelegen sey, eine vollständige Darstellung dieses Thals und Volkes zu liefern, was auch seiner Meinung nach nicht wohl Sache eines Kurgastes seyn kann, der gewöhnlich nur einige Wochen an der Quelle verweilet, und auf den Kurort eingeschränkt ist. Wohl möchten dazu eine längere Zeit und reifliche Beobachtungen im ganzen Thale und an Ort und Stelle selbst erforderlich gewesen seyn. Daher wurden Gegenstände, die der Verfasser nur oberflächlich beobachtet, und über die er keine genügende Auskunft erhalten konnte, entweder ganz übergangen, oder nur kurz berührt, weil man lieber das eine oder andere übergehen, als etwas Unrichtiges einfließen lassen wollte.

M. F.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	III
I.	Straße über den Julierberg nach St. Moriz . .	1
II.	Der Flecken St. Moriz	31
III.	Der Sauerbrunnen bei St. Moriz	43
IV.	Land und Gewässer	70
V.	Charakter, Sitten und Gebräuche der Engadiner .	90
VI.	Auswanderung, und ihre Folgen	103
VII.	Handel und Gewerbe	115
VIII.	Kirche, ...	132
IX.	Schule und	151
X.	Haus	173
XI.	Gemeinde- und Armenwesen	183
XII.	Der Engadiner Landwirthschaft	192
XIII.	Garten- und Forstwesen	203
XVI.	Alpen- und Viehwirthschaft	215
XV.	Die Bergamasker Schafhirten auf den Engadiner Alpen	227
XVI.	Rückreise über den Skaletta durch Davos	239

Anhang.

1.	Der Veltliner Wein	257
2.	Reiserouten von Chur auf verschiedenen Wegen ins Engadin	268
3.	Bündnerischer Geldfuß und Reduktion der fremden Währung in Bündnergeld und umgekehrt . . .	271
4.	Maaß und Gewicht im Ober-Engadin	275
5.	Ankunft und Abgang der Posten und Boten zu Chur, in Bezug auf's Engadin	276

Verbesserungen.

Wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte haben sich folgende Fehler eingeschlichen; minder erhebliche möge der Leser bei dem Gebrauche des Buches verbessern.

Seite 7 in der Note lies: rhäto-romanisch.
— 16 Zeile 14 und 15 von unten l. in einem kränkelnden höchst zweifelhaften.
— 19 — 5 v. u. l. P. C. Tscharner.
— 44 — 13 v. u. l. fanden sie st. fand man.
— 52 — 2 v. u. l. die st. der.
— 83 — 13 v. u. l. zu dürfen.
— 93 — 9 l. jenes st. dieses.
— 125 — 7 v. u. l. nicht zollfrei.
— 133 — 15 streich sich.
— 137 — 3 v. u. l. nach der Reihenfolge.
— 139 — 7 l. das st. daß.
— 155 — 18 l. auch st. auf.
— 183 — 11 l. schätzt st. schützt.
— 184 — 11 v. u. streiche das Wort kleine.
— 185 — 14 l. unter dem Worte Engadin.
— 187 — 13 l. aus einer andern Gemeinde.
— 210 — 18 l. zeigen st. zweigen.
— 218 — 1 v. u. l. meisten.
— 219 — 9 v. u. l. Engadin st. Engadiner.
— 232 — 12 l. eigene st. einige.
— 264 — 13 v. u. l. mußiren.
— 269 — 20 l. Zollhaus auf dem Spl. $^1/_4$ st. $^1/_2$ Stunde.

Mehrere Geschlechts- und Ortsnamen sind falsch gedruckt, als Holtenstein statt Haldenstein. Berner-Gletscher st. Bernina-Gletscher. Fret und Fort (was sehr oft vorkommt) st. Feetgletscher. Fetten st. Fettan. Landi st. Lendi. Schrum st. Schru. Servis st. Seewis. St. Tarasp st. Tarasp. Servorhard st. Serverhard.

I.

Straße über den Julier nach St. Moriz.

Gewöhnlich treffen alle, aus Teutschland und der Schweiz nach St. Moriz reisende Kurgäste in Chur ein, um von hier aus, eine beliebige Straße in's Engadin einzuschlagen. Die mit der Post Ankommenden, finden in der Nähe derselben, im Gasthofe zur Freiek beim Präfectrichter Christian Landi, eine eben so reinliche als billige Bewirthung, und können sich bei ihm, da er zugleich Postsekretär ist, über ihre Weiterreise, den Transport der Effekten nach St. Moriz und über manches Wissenswerthe, Rath erholen. Die meisten Kuranten machen den Weg dahin zu Pferd, oder gehen, wenn sie des Reitens ungewohnt sind, dahin zu Fuß. Selten bedient man sich, der sehr schlechten Fahrstraße wegen *), eines Wagens. Im ersten Fall, thut man daher wohl, seine Einkehr in dem sehr guten Gasthof zum Steinbock, vor dem obern Thor zu nehmen wo jederzeit sichere Reitpferde zu finden sind. Diese behält man gewöhnlich während der Kurzeit zu St. Moriz, und bedient sich derselben auf dem Wege zur Sauerquelle, auch nebenbei zu gesellschaftlichen Spazierritten. Der Miethzins dafür beträgt für den Tag fl. 1. Bder. oder 48 kr.

*) Man bemerkt hier, daß dieser Aufsatz im J. 1830 geschrieben, seitdem aber wichtige Straßencorrectionen, wie wir zeigen werden, unternommen wurden.

R. W. *) bringt man die tägliche Unterhaltung des Thieres zu St. Moriz in Anschlag, so läßt sich für eine dreiwöchige Kurzeit, der Kostenbetrag bald berechnen **). Die gewöhnlichste Straße nach St. Moriz führt von Chur über Albula in 15 oder über den Julier in 16 Stunden. Den Koffer oder schweres Gepäck übergiebt man der Post zu Handen des Dienstag Nachmittags 3 Uhr von Chur abgehenden Engadiner-Fuhrmanns, der mit seinem Einspänner Tags nachher zu Bruk (Ponte) im Ober-Engadin eintrifft und Briefe und Effekten von da weiter befördert. Kaum hat man den Fuß aus der Stadt gesezt, so zieht sich auch alsbald der schmale Fahrweg mit bedeutender Anstrengung ***) über Malix nach Churwalden hinauf, und der Reisende findet nur in der reizenden Aussicht zurück, auf's schöne Thal von Chur, Zizers bis Malans, auf welches der kolossale Galanda majestätisch herabblickt, einigen Ersaz, für diese Anstrengung. Jemehr sich nun des Wanderers Fuß auf der holprigen Fahrstraße erhebt, desto wilder wird das Höhenthal, in welches er sich hinaufgeschwungen. Von den fruchtbaren Gefilden, die er erst vor wenigen Stunden verlassen, sieht er nun bald nichts mehr.

---

*) Am Schluß findet man einige Reductionstabellen des Bder. und fremden Geldes beigefügt, die für Reisende ins Engadin von Nuzen sein werden.

**) In Ermangelung des Hafers, füttert man zu St. Moriz mit Brot; dies veranlaßt oft die Kurgäste, die eigene Pferde mitbringen, welche an Hafer gewöhnt sind, denselben von Chur kommen zu lassen, wodurch der Unterhalt derselben beträchtlich vertheuert wird.

***) Man vergleiche hierüber am Schluß dieses Aufsatzes die lezte Anmerkung.

Es ist ein kerniger Volksschlag, der dieses Thal bewohnt. Schön zwar sind — soviel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, — die Bündnerinnen eigentlich nicht, aber was mehr Werth hat, — gesund, stark und sittsam. Fast überall auf den Dörfern, in dunkelblaue, reichgefältelte, selbstgesponnene und gewobene Tuchröcke und Mieder gekleidet, bedeckt mit einem schwarzen männlichen Filzhute, schreiten sie still und ernst einher. Empfehlen sie sich gleich nicht in dieser halbmännlichen Tracht; denn auch ein hübsches Gesichtchen wird unter einem groben Männerfils verstellt, so gewinnen sie doch, durch ihren Fleiß und ein züchtiges Betragen. Selten begeben sich in dieser Gegend Mädchen an ihre Feldarbeit, ohne den Strickstrumpf an der Hand, der alle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, während ihre Schwestern in andern Gegenden, z. E. im Kanton Appenzell A. R. selten eine Strick- oder Lißmernadel zu führen im Sande sind, sondern diese Beschäftigung denen überlassen, die darin als Näherinnen einzig ihre Nahrung suchen. Nur wäre bei dem vielen Guten, das man den Bündnerinnen auf dem Lande mit Recht nachrühmen kann, zu wünschen, daß sie etwas mehr auf Reinlichkeit, besonders in der Kleidung, an häuslichen Geräthschaften und bei Zubereitung der Speise sehen möchten. Hie und da machte ich in mehrern Dörfern auf der Straße nach dem Engadin, darüber recht unangenehme Erfahrungen. Es ist daher die Klage der Reisenden nach St. Moriz durchaus nicht ungegründet, daß man von Chur durchs Oberhalbstein-Thal, nirgends einen recht guten Gasthof antrifft. So ist's doch auf der sogenannten untern Straße, die durch das Domleschger- und Schamser-Thal über den Splügen nach Italien führt, nicht, wo man zu Thusis, Andeer, Splügen ꝛc. ꝛc. sehr gute Bewirthung findet.

Ein vorübergehender Regenschauer nöthigte mich, schon im Dörfchen Parpan 3 Stunden von Chur ein schützendes Obdach zu suchen. Ich hatte aber diesen kurzen Aufenthalt nicht zu bereuen, da bald darauf in gleicher Absicht einige Churer-Herren eintraten, die mich über das Thal, wohin ich zielte, und einige andere wissenswerthe Gegenstände sehr freundschaftlich belehrten. Aus dem genannten Dorfe blicken einige stattliche Häuser mit kunstreich gewundenen eisernen Fenstergittern, lieblich hervor, und man muß sich verwundern, wie diese wilde Gegend, und hohe, kalte Lage des Orts, der wenig Anziehendes darbietet, einige bedeutende Familien hier fesseln kann. Der rauhe Boreas wehet fast das ganze Jahr so schneidend, die Vegetation ist so gering, daß selbst der nützliche Erdäpfelstock nur selten seine Früchte zur völligen Reife bringt.

Aber die Parpaner besitzen vortreffliche Alpen, und weitläufige Grastriften, die sie nur leider so schwach besetzen, daß theils vieles Futter nach Chur geführt; theils von fremden Vieh abgeäzet werden muß. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Transport der Handelswaaren zwischen Chur und Italien; dabei vernachlässigen sie ihre Wiesen, und bringen manche schöne Stunde, wenn sie nicht mit ihrem Fuhrwerk auf der Straße sind, beim Spiel und Trunk im Wirthshaus zu. Doch darf man zu ihrem Lobe und zur Nachahmung für andere Gemeinden nicht verschweigen, daß sie aus Schonung gegen ihre Waldungen keine Geißen halten, die in andern Gegenden des Kantons so unendlich großen Schaden thun. Schade ist es, daß der Ort keine bedeutenden Weinlager hält, da sich der Veltliner-Wein auf hiesigen Lagern nicht nur sehr merklich verbessert, sondern in vielen Krankheiten zu einem stärkenden und heilenden Arzneimittel dient. Uebrigens ist es eine auf Erfahrung gegründete Be-

merkung, daß auch der herbeste Wein in Wildnissen gelagert, sich mildert und veredelt.

Kaum hat man das Dörfchen im Rücken, so tritt des Wanderers Fuß, in eine fast 2 Stunden lange, öde und einförmige Haide, die ringsumher von sanft fallenden Berghängen eingeschlossen, gar keine landwirthschaftliche Industrie, und dem ohngeachtet, auf kulturfähigem Boden, blos magere Weidgänge zeigt. Nur einmal fällt das Auge auf einige nahgelegene elende Hütten, um welche sich schmuzige Menschengestalten und das Bild der Armuth — bewegen. Doch je mehr man sich dem Flecken Lenz nähert, desto lieblicher glänzen freundliche Dörfer mit stattlichen Wohnungen und hohen Kirchen jenseits der Albula herüber. Wenn weit höher liegende Thäler des Landes, und namentlich das schöne Engadin, sich geschmackvoller Ortschaften und grünender Wiesen erfreut, so fragt man mit Recht: könnten sich auf dieser Haide, wo nur der Zikade einförmige Lieder ertönen, nicht auch wohlhabende Dörfer, umgeben von lachenden Fluren, erheben?

Nahe am vorhin genannten Flecken führte mich der Weg dicht an einer kleinen kathol. Kapelle vorüber, welche ich mit etwas mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit betrachtete. Es hatte sich nämlich in derselben, vielleicht vor ein Paar hundert Jahren, ein ganz sonderbarer Vorfall ereignet, den ich schon öfters hatte erzählen hören, und den gewiß auch meine Leser nicht ohne Interesse vernehmen werden. Pfarrer Nikl. Servorhard von Serwis, erzählt uns denselben in seiner Schrift, betitelt: Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeinen dreyen Bünden: Es zog eines Tages ein Mann die Straße von Lenz über die Haide, und führte an einem Seil eine Geiß mit sich. Als er bei der Kapelle ob Lenz angekommen war, befiel ihn ein Bedürfniß,

welches ihn veranlaßte, sich von der Straße zu entfernen, weßhalb er die Geiß an die damals offen stehende Thüre der Kapelle anband. Wenige Augenblicke darauf kam ein Wolf aus dem Walde auf dieselbe zugeschritten. Diese flüchtete sich im ersten Schrecken ins Innere der Kapelle, sprang dann aber, als sie sich auch dorthin verfolgt sah, in hohen Sätzen über den Rücken des reissenden Thieres wieder hinaus, um sich ins Freie zu retten. Hier hielt nun zwar das Seil, an dem sie gebunden war, die flüchtige Geiß zurück, aber auch der Wolf konnte seine Verfolgung nicht fortsetzen, weil durch das Anziehen jenes Seiles die, nach Innen aufgehende Thüre zugezogen, und der Verfolger auf die Art eingeschlossen worden war. Man kann sich leicht denken, wie sehr der Eigenthümer bei seiner Zurückkehr über die seltsame und unerwartete Gefangennehmung erstaunt war, und daß er nicht säumte, die Thüre wohlzuverschließen und nach dem nahen Dorfe zu eilen, von wo er bald mit hinlänglicher Hülfe zurückkehrte, um sich des Gefangenen lebendig oder todt, zu bemächtigen.

Im Wirthshause zur Krone in Lenz speist der Reisende, der des Morgens in Chur ausgegangen, gewöhnlich zu Mittag, und nicht übel. Wenn aber Gluz-Blozheim in seinem Handbuch für Reisende in der Schweiz, die dasige Bewirthung „sehr gut" findet — so irrt wohl einer von Beiden! Bisher kam ich im Verkehr mit den Landeseinwohnern auf Straßen und in Dörfern mit meiner teutschen Mundart recht gut aus, aber beim Durchgang über die Lenzerhaide verliert sich dieselbe fast ganz und alle Einwohner in Lenz durchs Oberhalbsteinthal und im Engadin sprechen Romanisch. Nur Gastwirthe, und solche Personen, die im Auslande gewesen, oder mit Chur in Verbindung stehen, sprechen Teutsch, die Landleute hin-

gegen beiderlei Geschlechtes, die den väterlichen Heerd wenig verlassen, sind für den Teutschen, ungenießbar. Wem es es nun nicht einzig darum zu thun ist, in den Wirthshäusern einen wohlgedeckten Tisch, ein gutes Glas Veltlinerwein und ein weiches Nachtlager zu finden, sondern hauptsächlich auch die Sitten und Gebräuche der Einwohner und die Merkwürdigkeiten des Landes kennen zu lernen, dem ist die romanische Sprache auf dem Wege zur St. Morizer-Heilquelle ein empfindlicher Stein des Anstoßes. Auf manchen Genuß der Unterhaltung muß er Verzicht thun, und seiner Wißbegierde werden oft gerade da empfindliche Schranken gesezt, wo er den Namen einer alten Burgruine, einer Bergspize, oder eines entfernten Dorfes vernehmen, und sich über dieses oder jenes ihm Merkwürdige, belehren lassen möchte.

In der romanischen Sprache bezeichnet man mehrere von einander abweichende Dialekte. Sie hat mit allen aus dem Lateinischen abstammenden Sprachen, mehr oder weniger Gemeinschaft. Zwar gehört sie noch jezt zu den Lebenden, aber vielleicht nicht mehr lang, denn in der Schweiz wird sie nur noch im Engadin und Münsterthal, im Bergel, Oberhalbsteiner-Schamserthal und im Bündner-Oberlande gesprochen, und von der Teutschen immer mehr verdrängt. Nach der Aussage der Sprachkenner liebt sie Kürze im Vortrage, hat Wohlklang in der Poesie, ist bildsam aber wortarm. Für Solche, die die neuern Sprachen erlernen wollen, besonders die italienische, spanische und französische ist sie von Wichtigkeit, da sie die Erlernung dieser Sprachen bedeutend erleichtert *). Seit dem sich die Refor-

*) Man vergleiche das Werk: Ueber die jezigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, räht-romanische, französische und italienische v. L. Diefenbach. Leipzig bei Riker. 1831.

mation unter den romanischen Volksstämmen Bündens verbreitet hatte, wurde die rhätische Sprache von den evangel. Geistlichen nicht bloß auf den Kanzeln eingeführt, sondern auch zu Druckschriften benuzt. Das erste gedruckte Buch in dem Ladin des Engadinerthales, war im Jahr 1560 eine Uebersezung des Katechismus zu Samaden im Ober-Engadin. Nachher gab Ulrich Campell *), der Engadiner Reformator, die Davidischen Psalmen heraus, 1640 erschien zu Basel das N. Testament in der ladinischen Mundart des Ober-Engadins, und 1679 und 1748 die ganze Bibelübersezung, davon 1812 eine neue Auflage veranstaltet wurde. Stephan Gabriel, Pfarrer zu Ilanz, nachheriger Canzler der Bündnerischen Synode, und leztlich Dekan des Grauenbundes, trug im Jahr 1625 den Züricher-Katechismus für die Bündnerische Kirche, in die romanische Sprache über, welche Uebersezung noch jezt im Engadin und in andern romanischen Gegenden gebraucht wird. Erst noch im Jahr 1824 ward er zu Chur wieder neu aufgelegt.

Diese und mehrere andere, meistens geistliche Schriften, ohngefähr 30 an der Zahl, machen die ganze Literatur der romanischen Sprache aus. Neuerlich machte sich der zu Andeer im Schamserthal, im Ruhestande verstorbene Pfarrer Matthias Conradi, um die romanische Sprache verdient, indem er ein Gesangbuch in derselben herausgab, welches auch Gellertsche, Lavatersche und andere neuere geistliche Lieder enthält, und seitdem in allen protestantisch-romanischen Kirchen Bündens eingeführt worden ist. Im

*) Ulrich Campell, von Süß, wird, mit Recht, der Vater der rhätischen Geschichte genannt, indem er sich durch eine gründliche Bearbeitung derselben, ein bleibendes Verdienst um sein Vaterland erworben hat. Er stand mehrern Bündnergemeinden als Pfarrer vor, aber sein Grab soll, wie Zschocke sagt, unbekannt seyn.

Jahr 1820 und 23 erschienen von ihm eine teutsch-romanische Grammatik, und ein Wörterbuch, welche zu Zürich durch die Unterstüzung des damaligen in der Schweiz angestellten preuß. Gesandten, zum Druck befördert wurden.

So dankenswerth die Bemühungen dieses Mannes für die Sprache seines Volkes waren, so ist es doch zu bedauern, daß in derselben, — soviel ich darüber, während meinem Aufenthalte in jener Gegend erfuhr, — auch nicht ein nüzliches Volksbuch erschienen ist, das historischen, ökonomischen oder naturgeschichtlichen Inhalts wäre, und durch welches auf Belehrung und bessere Bildung der Einwohner wohlthätig eingewirkt werden könnte. Die Engadiner *) besizen nur nicht einmal in der romanischen Sprache einen Kalender und ich fand fast in allen Haushaltungen den teutschen Sturzeneggerschen von Trogen.

Noch einmal komme ich auf das Dörfchen Parpan zurück. Bei meiner Abreise von da, durch die vorhin erwähnte Lenzerhaide, in der sich, wie man mir sagte, nicht selten ein liederliches, Reisende belästigendes Gesindel lagert, hatte ich mich von einem jungen Menschen begleiten lassen, der mich auf dem langweiligen Wege, über allerlei, in seiner Gemeinde und in der Umgegend herrschende Sitten und Gewohnheiten unterhielt. Seiner Beschreibung nach, muß hier die Sittlichkeit unter erwachsenen Personen männlichen Geschlechts, besonders derer, die sich mit dem Fuhrwesen beschäftigen, auf einer niedern Stufe stehen, wozu Beruf und Lebensart, der stete Aufenthalt auf der Straße, wohl die nächsten Veranlassungen seyn mögen. Fast alle Einwohner daselbst sind Säumer und Fuhrleute, dabei etwas roh, unwissend

*) Eines 1836 für die dortigen Schulen in dieser Sprache erschienenen Lehrbuchs, werden wir im IX. Abschnitt, vom Schulwesen gedenken. (Spätere Anmerkung.)

und dem Kartenspiele leidenschaftlich ergeben. Damit steht Müssiggang, die Neigung zum Trunke in der genauesten Verbindung, und wenn sie sich nicht bei ihrem Fuhrwerke auf der Straße befinden, so bringen sie an Sonn- und Werktagen ihre Zeit beim Spiel und Trinkglas im Wirthshause zu.

Weit lobenswerther ist das Verhalten ihrer Hausfrauen und der heranwachsenden Töchter, die, während ihre Ehemänner und Väter sich auf der Straße befinden oder in den Schenken sizen, in anständiger Zurückgezogenheit, mit musterhaftem Fleiße und großer Anstrengung, die ganze Haus- und Landwirthschaft besorgen, und ihr oft so unfreundliches Loos mit vieler Hingebung und Gelassenheit ertragen. Man muß sich nur verwundern, daß es bei einem so traurigen Vorbilde, welches Jene ihren heranwachsenden Kindern geben, mit der Sittlichkeit unter der Jugend noch nicht so schlecht steht, da ja bekanntlich das Beispiel der Eltern, auf die Moralität der Kinder, in den meisten Fällen einen so großen Einfluß hat! Vielleicht mag eine, unter dem Namen der Knabenschaft in hiesiger, und in mehrern Gegenden Bündens bestehende Gesellschaft, die sich von den ältern Zeiten an, bis anher in ihrer Kraft und Wirksamkeit erhalten, nicht wenig dazu beigetragen haben, daß vorzüglich Keuschheit und die Enthaltsamkeit hier mehr, als anderswo, aufrecht erhalten werden. Es ist mithin eine auffallende, auf die Erfahrung gegründete Thatsache, daß diese Knabenschaft, durch die Ordnung, welche sie zu handhaben sucht, und bei der unerbittlichen Strenge, die sich nicht leicht ein Orts-Pfarrer erlauben dürfte, mit der sie einschreitet, in einigen Zweigen der Sittlichkeit mehr Ausschweifungen und heimlichen Sünden vorbeugt, und Gutes stiftet, als Jahre lange Lehren und Ermahnungen, Bitten und Warnungen, die in der Kirche von heiliger Stätte herab an die Jugend gerichtet werden. Daher

vernimmt man von unerlaubtem Umgang mit dem andern Geschlechte, von unehelichen Kindern, von ehelichen Streitigkeiten, hier selten etwas und das sogenannte „zu Kilte gehen" d. h. einem Mädchen einen nächtlichen Besuch abstatten, was in keinem Kanton ausschweifender als in Bern getrieben wird, ist in Bünden auf das Strengste untersagt. Ja es würde sich kein junger Mensch getrauen, seine Geliebte des Abends zu besuchen, und etwa bei ihr unter 4 Augen zu verweilen, oder über Nacht zu bleiben, während sich die Eltern und übrige Hausangehörige zur Ruhe begeben haben. Nein, keiner wagt dies, kein Mädchen verlangt oder gestattet dies, und wenn es geschähe und verrathen würde, so verfielen Beide in Schande und Strafe. Da diese Sittenaufsichtsbehörde, wenn ich sie so nennen darf, auch ihre Rolle im Engadin spielt, so werde ich weiter unten wieder auf dieselbe zurückkommen.

Indem ich in Lenz meinen Begleiter abfertigte, und ihn noch um seinen Namen befragte, machte ich die ganz sonderbare Entdeckung, daß sich zu Parpan und in mehrern umliegenden Orten, einige weibliche Taufnamen in männliche Geschlechtsnamen umgewandelt vorfinden. So nannte sich dieser Bursche Paulus Margreth, gebürtig von Churwalden, und da er meine Verwunderung über seinen weiblichen Geschlechtsnamen bemerkte, sezte er hinzu, daß in der hiesigen Gegend auch die Geschlechter Katharina, Madleine (Magdalena) und Elise gefunden würden; sind das nun nicht eigentliche Weibernamen und wie läßt sich diese Metamorphose erklären?

Bisher stand es in der Willkühr des Reisenden, ob er den Weg über den Albula oder den Julier *) einschlagen

*) Den Namen Julier führt heut zu Tage kein Berg dieser Gegend; nur die Einsattlung zwischen den beiden Bergspizen Pülaschin und Monterasch als Bergpaß, wird so genannt.

wollte; aber hier in Lenz muß er sich für den einen oder andern entscheiden, weil sich die Straßen theilen.

Jener führt links über den Weißenstein und die Albulahöhe, nach dem Flecken Ponte im Ober-Engadin, und dieser durchs Oberhalbsteinerthal über den Julier nach St. Moriz und den Septimer durch's Bergel nach Klefen. Bringt man die Entfernung, so wie die Mühe und Beschwerde des Weges in Anschlag, so halten sich fast beide einander die Waagschale. Die Straße über den Albula wird aber jenem nicht ungern vorgezogen, weil die Wirthshäuser etwas mehr Bequemlichkeit und Reinlichkeit als über den unwirthbaren Julier darbieten, über welchen 2½ Stunden lang kein Obdach zu finden ist. Ich wählte aber doch den leztern, weil ich die über denselben führende 1823 neu angelegte Fahrstraße von Bivio oder Stalla, nach Silvaplana in Augenschein nehmen wollte.

Das Hochgericht Oberhalbstein, ganz katholisch und romanisch, bildet bis an den Fuß des Julier und Septimer ein ohngefähr 8 Stunden langes, sehr schönes und zum Theil fruchtbares Thal. Auf mehrern Standpunkten gewährt es die frappantesten Ansichten. Richtet man z. B. auf der Höhe von Lenz seinen Blick gerade gegen Süden ins Thal hinein, so bietet sich dem Auge eine Vertiefung des Gebirges dar, das besonders auf der Ostseite eine beinahe senkrechte Wand ungeheurer Felsengruppen emporthürmt. Vernimmt man noch, daß sich an derselben der Pfad des Wanderers in schwindlicher Höhe hinziehe, so traut man kaum seinen Augen, wie dies möglich sei! denn kaum hat sein Fuß bei Tiefenkasten, wo sich die Albula mit dem Oberhalbsteiner-Rhein verbindet, die steinerne Brücke passirt, so tritt man, das Dörfchen im Rücken, alsbald in einen ziemlich steilen, holprigen Fahrweg ein, der den Reisenden eine Stunde

lang durch dicke Waldungen und dunkle Gebüsche an einem schauerlichen Abgrunde hinanführt, der ihn mit Furcht und Graus erfüllt. Dieser Stein, so heißt die unsichere Höhe, in dessen tiefen Klüften hier das Wasser tobt, hat einige Aehnlichkeit mit der Viamala, die das Domleschger- mit dem Schamserthale verbindet, was aber wohl nur von jenen Zeiten gelten mag, da diese Straße noch eine Viamala im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich ein elender und ich setze hinzu gefährlich zu passirender Weg war, mithin, vor dem Jahr 1821. Jezt haben beide Felsenwege durch bedeutend vorgenommene Verbesserungen, an ihrer Furchtbarkeit gar sehr verloren, mit dem Unterschiede, daß man diese mit den größten Lastwagen, den schmalen Stein hingegen, nur mit Saumrossen und einspännigen Wagen, mit einer Last von 50 Rupp (zu 16 ⅔ Pfd. à 36 Loth) unter angewandter Vorsicht, passiren kann. Dort sind es schüzende Barrieren, die alle Furcht benehmen, hier hingegen müssen sich des Wanderers Tritte mit einiger Aengstlichkeit, die ein steter Luftzug noch vermehrt, am Felsen hindrücken. Doch auf einmal wird man von einer lieblichen, mit Dörfern gleichsam besäeten Landschaft überrascht, durch deren Mitte sich der Oberhalbsteiner-Rhein in friedlichen Wellen dahinwälzt. Aber umsonst sieht sich das Auge nach gesunden, kräftigen Obstbäumen und kornreichen Feldern um; die Gegend liegt schon zu hoch, und ist den schneidenden Luftzügen zu sehr ausgesezt, als daß sie etwas Vorzügliches leisten könnte.

Dagegen soll das Thal reich an edeln Metallen seyn. Man bricht nicht blos einen schneeweißen Alabaster, den Niemand zu achten scheint, sondern es verbirgt auch noch in seinem Schooße, reichhaltige Eisenerze, die von allen fremdartigen Stoffen so durchaus frei sind, daß sie sich zur unmittelbaren Behandlung, auch ohne vorhergegangene

Schmelzung im Hochofen, eignen, und ihr Gehalt soll 60, sogar über 80 pr. Cent reines Eisen liefern.

Das Eisenhüttenwerk bei Tinzen bot recht erwünschte Aussichten zum Gelingen dar, und wurde im Jahr 1827 und 28 von dem Pariser-Handelshause Levrat und Comp. bearbeitet; die Unternehmer verunglückten aber und das Werk gerieth in Stocken. Derselbe Fall trat mit dem Bau des Handelshauses Bauer und Comp. bei Conters ein.

In hiesiger Nachbarschaft, und zwar in einem kleinen Seitenthälchen, das sich von Bergün nach Davos zieht, haben sich die Eisenlager gleichfalls als entschieden reichhaltig erwiesen, und die Erze sind als rein, gehaltreich und leichtflüssig erkannt worden. Vor einigen Jahren wurde der Betrieb dieser Werke wieder im Kleinen unternommen, so daß sich um somehr ein günstiger Erfolg hoffen läßt, da die Behandlungsart deren diese Erze fähig sind, keine weitläufigen und kostspieligen Anstalten erfordern. Ehedem wurde ohnweit der Burg Greifenstein ob Filisur viel Silbererz ausgebeutet, der Bau aber, von den Privatunternehmern wieder eingestellt, obwohl sich nicht denken läßt, daß die Adern ganz erschöpft seyn sollten. Auch hat man vor mehrern Jahren in der Nähe des Dorfes Filisur in einem Kalklager die Entdeckung unerschöpflicher Niederlagen von Galmei gemacht; — — aber was helfen alle diese Entdeckungen, was nüzt den Bündnern all der Reichthum, den Gott in ihre Berge gelegt, und sie mit Plutos Schäzen so reichlich gesegnet hat, wenn man sie nicht zu benuzen versteht?

Woher mag es wohl kommen, daß es mit dem Berg- und Hüttenbau in dem hiesigen Kanton durchaus nicht fort will, und sowohl in dem Oberhalbsteiner- als Albulathal, so wie auch fast in allen übrigen Gegenden Bündens bisher die meisten Bergunternehmungen immer scheiterten,

und ihre Unternehmer, oft schon nach wenigen Jahren, mit großem Verluste wieder abzustehen, sich genöthigt sahen? Ich erlaube mir hier über diesen Gegenstand, obwohl nur als Laie in der Bergwerkswissenschaft, einige Bemerkungen, die mir von Sachverständigen darüber mitgetheilt wurden.

Kein Kanton in der Schweiz ist wohl reichlicher im Schooße der Erde mit Mineralien gesegnet, als dieser; aber es fehlte den guten Bündnern bisher so sehr an Industrie und Kenntnissen in Benuzung dieser Natur-Produkte, daß sie z. E. ihre reichhaltigen Thongruben nur nicht einmal zur Bereitung von Töpferwaaren gebrauchten! Ja sie kauften lieber das irdene Küchengeschirr, Fayançewaaren und dergleichen im Mailändischen und anderwärts an, als daß sich ein Hafner unter ihnen niedergelassen und die schönen Vorräthe benuzt hätte. Viele Jahre waren daher die Töpfereien zu Chur und Zizers die einzigen im ganzen Kanton. Jezt aber werden auch zu St. Antonien, und bei Alvaneu, zu Fürstenau, und an der Zollbrük, Töpferwaaren verfertigt. In verschiedenen Gegenden des Kantons z. E. im Aversthal und auf dem Splügen wird ein schneeweißer Marmor, und im Gebirg ob Silvaplana im Ober-Engadin ein feuerfarbener gebrochen, der sehr gute Politur annimmt. Das Oberhalbsteinerthal ob Tinzen liefert einen schönen Alabaster, — aber es benuzt ihn Niemand. St. Moriz und Samaden im Ober-Engadin haben reichhaltige Gyps- und Mergellager, die zur Beförderung des Feldbaues dienen könnten, — bleiben aber fast ungebraucht liegen. Es fehlt den Einwohnern nicht an Farbenerden, Kiesen, Spiesglas, Bittersalz, u. s. w. aber Niemand sinnet darauf, sie aufzusuchen. Die schönen Salzquellen, welche am Ufer des Inn, Tarasp gegenüber liegen, sind zwar schon längst bekannt, aber nie benuzt worden, obschon in einem Kanton, wie Bünden, der

bisher die Viehzucht zu seinem Hauptnahrungszweige machte, der Salzverbrauch so bedeutend ist.

Aber kein Industriezweig wurde bisher mehr vernachlässigt und tiefer herabgedrückt, als der Bergbau *). Man weiß, und es kann auch noch in Urbarien nachgewiesen werden, daß derselbe vor 200 Jahren eifriger, als heut zu Tage, betrieben wurde, indem es gar nicht an Eisenminen fehlte, die mit Vortheil ausgebeutet, und in Hütten verschmelzt wurden. Aber, wo muß man in unsern Tagen die Ursache der so allgemeinen Vernachlässigung eines so reichlich lohnenden Industriezweiges suchen? und wie geht es zu, daß jezt die meisten Bergbau-Unternehmungen mißlingen, und ihre Unternehmer mit großem Verluste wieder abstehen müssen? Es ist Thatsache, daß in einem Zeitraum von ungefähr 20 Jahren über 2 Millionen Gulden in Bergwerks-Unternehmungen gesteckt wurden, von denen die einen, bald nach ihrer Errichtung schon entschieden fehlschlagen mußten, und ihre Unternehmer aufhörten. Andere nur in einem kränkelndem, höchst zweifelhaftem Zustande einige Jahre lang erhalten werden konnten. Fragen wir also der Grundursache so bedenklicher Verhältnisse nach, so müssen wir sie in der unvollkommenen, mitunter höchst ungenügenden Justizpflege suchen, die alle Unternehmungen vereitelt. Denn in diesem Kantone sind die Erzlager kein Regal des Staates, sondern wie die Waldungen selbst, Eigenthum der Gemeinden, in

---

*) Der helvetische Almanach v. J. 1806 nimmt an, daß Bünden jährlich für 8000 Louisd'or nur allein an Eisen vom Auslande beziehe. Der Rezensent im N. Bündnersammler, der diesen statistischen Aufsaz Punkt für Punkt beurtheilt und berichtigt, giebt diese Angabe stillschweigend zu. Soviel ist sicher, Bünden könnte sich nicht blos mit eisernen Waaren hinlänglich versehen, sondern auch davon an andere Kantone abgeben.

deren Bann sie liegen. Auch findet man keine Bergwerksgeseze, oder eine zu weiser und vorsichtiger Benuzung der Wälder dienende Forstordnung; jede Gemeinde, und jeder reiche Privatmann hauset nach Gutdünken und benuzt den gegenwärtig sich darbietenden Vortheil wie er kann und mag. Es ist zwar weder an Erzen noch an Holz Mangel, wohl aber an einer durchgreifenden Polizei. Als Beleg, wie öfters ein, mit allgemeinem Enthusiasmus, aber auf übelgegründete Rathgebungen, und ohne gehörige Sach- und Lokalkenntnisse hin begonnenes Unternehmen der Art zwar eine Zeitlang fortgetrieben ward, aber doch nach und nach ins Stocken gerieth und am Ende in seinem Innern zum großen Schaden der Interessenten wieder zerfiel, — mag nach dem Berichte derer, die selbst dabei betheiligt waren, folgende Thatsache dienen. Ohngefähr im Jahr 1809 unternahm eine Gesellschaft von 30 bis 40 Actionärs die Bearbeitung einer Goldgrube in der Gemeinde Feldsberg ohnweit Reichenau. Die Unternehmer, großentheils Angehörige des Kantons St. Gallen und Appenzell *) bezahlten blos an die gedachte Gemeinde einen jährlichen Pachtschilling; dagegen bezogen sie aus der Gemeindswaldung das benöthigte Holz, und durften an jedem beliebigen Orte ihre Gruben anbringen. Die Direktion dieses Unternehmens hatte man einem gewissen Zuber von Wattwil, Kantons St. Gallen, der sich früher dem geistlichen Stande gewidmet hatte, übertragen. Ob er aber auch der rechte Mann gewesen, darüber will ich nicht eintreten. Es genüge hier nur so viel: dieser mit bedeutenden Kosten und großen Enthusiasmus begonnene, und anfänglich

---

*) Bemerkenswerth ist es, daß sich aus Bünden selbst, nur sehr wenige Partikularen mit angeschlossen hatten. Die Ursache läßt sich leicht ergründen.

vielversprechende Bau, wurde mit einigen Unterbrechungen bis in's Jahr 1830 fortgesezt. Weil aber das Gold nur nesterweise sich vorfand, und das Gelangen von einem Punkte zum andern mehr Kosten verursachte, als auf solchen einzeln liegenden Punkten an Gold gewonnen werden konnte, so wird man wohl eigentlich hierin, und in der falschen Direktion selbst das Mißlingen dieses Unternehmens suchen müssen, bei welchem die Gewerkschaft mehr als 20000 fl. einbüßte, und einige Actionärs sich fast verbluteten.

Dies war bisher der Ausgang fast aller solcher und ähnlicher Unternehmungen. Aber so lange nicht eine in Anlage und Anwendung richtige, auf die bündnerischen polizeilichen Verhältnisse gegründete technisch = merkantilische Berechnung über den Gang des Geschäftes angestellt wird, kann kein vortheilhafter Bergbau unternommen werden. Ehe daher reiche Privaten, oder ganze Communen, zu solchen wichtigen Unternehmungen schreiten, sollte das Urtheil erfahrner, das Berg- und Hüttenwesen kundiger Männer eingeholt und zu Rathe gezogen werden. Oder sollte es nicht der Vortheil des Kantons erheischen, daß die Regierung einige für dieses Fach Neigung zeigende Jünglinge auf eine Bergakademie, etwa nach Freiberg in Obersachsen senden, und im Hüttenwesen ausbilden ließe, um sie dann im Lande anzustellen, und denen Communen zu überlassen, die sich ihres Raths bedienen möchten? Oder wäre es nicht noch vortheilhafter, wenn an der Kantonsschule zu Chur ein geschickter Lehrer der Hüttenkunde angestellt würde, um tüchtige und brauchbare Männer für dieses Fach theoretisch und praktisch auszubilden, und da und dort anzustellen? *)

*) Ueber den Berg- und Hüttenbau des Kantons Bünden verdienen nachgelesen zu werden, die im N. Bündner-Sammler, Jahrgang II. befindliche Abhandlung v. Karl Ulß. v. Salis-

Im Sommer 1834 bildete sich in der östlichen Schweiz für den Betrieb von Berg- und Hüttenwerken ein Verein, der von dem ganz richtigen Gedanken ausging, daß durch Benuzung inländischer Erzlagerstätten, die vorfindlichen Metalle im Lande wohlfeiler erzeugt, als vom Auslande eingeführt werden könnten. Darum sollte nach der Absicht der Interessenten derselbe ein gutes Mittel zu besserer Sicherung schweizerischer Unabhängigkeit darbieten, um das Vaterland sowohl mit Blei und Kupfer hinreichend zu versehen, als auch durch Erzeugung von Gold und Silber und andern Metallen, dessen Nationalreichthum bedeutend zu erhöhen. Da der Verein bei Feldsberg und Tamins, Alvaneu, Schmitten und Salux, (sämmtlich bündnerische Ortschaften) Bergreviere an sich gebracht, und ein Capital von 500,000 — 600,000 Schweizerfranken darauf zu verwenden gedenkt, so schenke ich diesem Unternehmen gern meine Aufmerksamkeit, und die Zeit wird lehren, welchen Gang dasselbe nehmen, und ob es, einen glücklichern Fortgang als frühere Unternehmungen der Art gewinnen werde. Die Direktion hat ein geschickter, mit dem Berg- und Hüttenwesen vertrauter junger Teutscher im Kanton St. Gallen übernommen *).

Fortsezung.

Es wird Zeit seyn, daß wir uns aus den Schachten dieses Kantons endlich einmal wieder zu Tage fördern und unsern Weg ins Oberhalbsteinthal einlenken.

Marschlins. Ferner: Wanderungen, durch die räthischen Alpen v. Altburgermstr. J. Fr. von Tscharner zu Chur. Thl. II.

*) Dieser kenntnißreiche, in jeder Hinsicht treffliche junge Mann wurde 1836 durch einen schnellen Tod aus seinem schönen Wirkungskreise herausgerissen. Wer die Direktion übernommen, ist uns noch nicht bekannt geworden.

So angenehm auch immer die Gegend ist, in welche man, sobald der unheimliche Stein erstiegen, bei Conters (3522′ hoch) eintritt, denn die Menge Flecken und Dörfchen, die das Auge mit einem Blicke beherrscht, und davon fast jedes eine eigene Kirche besizt, geben dem ganzen Gemälde einen sehr lebhaften Anstrich, — so sollen doch nach Aussage der hiesigen Einwohner, die nahen Gletscher, und der kalte Nordwind, dem das ganze Thal offen steht, die Vegetation ungemein darnieder drücken. Manchmal schneiet es selbst mitten im Sommer bis in's Thal herab, und die anhaltenden Reife, die sich bis in den hohen Frühling einstellen, werden oft den Wiesen und Feldern höchst nachtheilig. Weit aber den meisten Nachtheil legt dem ohnehin spärlichen Gedeihen der Baum- und Feldfrüchte der lange Weidgang im Früh- und Spätjahr in den Weg; denn sobald im Frühling der drückende Schnee die Fluren verlassen, nimmt auch die Gemeindweide ihren Anfang, und dauert in hiesiger und in andern Gegenden des Kantons so lange fort, als es die Gemeindsangehörigen durch Handmehr zu bestimmen für gut erachten. Doch können die Fluren von der Weidpflicht mit einem Stück Geld losgekauft werden, was aber ebenfalls erst durch Stimmenmehr an der Gemeindsversammlung entschieden werden muß. Um den schädlichen Weidgang ja recht allgemein zu machen, ist sogar verboten, die Aecker im Herbst früher als nach beendetem Weidgang umzubrechen. Dürfte freilich ein früheres Umbrechen statt finden, so würden ihnen schon die untergeackerten Stoppeln eine mittelmäßige Düngung geben. Eine andere Verordnung zu Gunsten des Weidganges, verbietet vor Michaelis Dünger auf die Aecker zu führen; da nun um diese Zeit in hiesiger Gegend Frost und Kälte eintreten, der Boden gefriert, und es selten regnet, so vertrocknet der Dünger, ohne das Erdreich befruchten zu können. Der

so früh als möglich, oft schon im August gesäete, schön aufgegangene Roggen, wird nun von Ziegen, Schafen und Pferden abgefressen, oft sammt den Wurzeln ausgerissen und zertreten. Darf man sich also wundern, wenn der hiesige Landmann bei der ohnehin schwachen Vegetation, magere Roggenerndten hält? Würde man hie und da ein Stück Land in Wiesboden verwandeln, so könnte dadurch genug Weide gewonnen, und durch diese Vermehrung des Graswuchses dem Uebel in etwas gesteuert, ja durch diese Verminderung der Aecker auch der Ueberrest besser gedünget werden. Niemand aber will dazu Anstalt treffen. Die meisten erkennen zwar daß dieser Weidgang hauptsächlich im Frühling großen Schaden bringe; allein zur Abschaffung desselben kann sich Niemand entschließen *).

Der Reisende, der sich auf seinem Weg, durch's Oberhalbstein, am Abend nach einer stärkenden Kost und einem reinlichen Nachtlager sehnt, kömmt jezt in einige Verlegenheit; denn die schmuzigen, weiblichen Gestalten, die ihm in ihrer abgeschmackten Kleidung und sonderbaren Kopfbedeckung, in einer ungeformten Schnürbrust, einem rothwollenen Kleide und gleichfarbigen Strümpfen auf den Straßen begegnen, haben nichts Einladendes um in ihren Gasthäusern Erquickung und Ruhe zu suchen.

Doch wurde mir die Bewirthschaftung des Landvoigt Dosch zu Tinzen, der eine nicht unbedeutende Magistrats-

---

*) Einige lesenswerthe Aufsäze, über den Schaden des Weidgangs auf den eigenthümlichen Gütern, und über die Mittel demselben ein Ziel zu sezen, findet man im N. Bündnersammler Jahrg. I. Bdch. 2. S. 297 und folgd. Jahrg. V., Seite 214. Auch kann nachgelesen werden, was Kasthofer in seinen Bemerkungen auf einer Alpenreise 2c. 2c. Bern 1825, Seite 122 u. s. w. darüber sagt.

person seyn soll, besonders empfohlen. Das hohe Wohnhaus war einladend, und hier, dacht ich bei mir selbst, wird's an einer guten Bewirthung wohl nicht fehlen. Aber man kann bekanntlich nicht immer vom Aeußern auf's Innere schließen. Doch traf ich in der Frau Landvoigtin eine gutmüthige Bauernfrau, und im Uebrigen nicht mehr, als was man anderwärts in einem ordentlichen Bauernhause findet, wo man weder Eleganz, noch ausgesuchte Leckerbissen erwartet; daher ließ ich mir ein treffliches Glas Veltliner, ein kräftiges Stück Roggenbrot, und einige Eier herrlich schmecken. Was sonst noch der frugalen Mahlzeit abging, ersezte die freundliche Wirthin, durch ihren guten Willen. Nur hatte ich die Abwesenheit des Wirths zu bedauern, weil er einzig im Hause der teutschen Sprache mächtig seyn soll.

Die Unterhaltung, welche am Abend mehr einem Pantomimenspiele, als einem gesellschaftlichen Gespräche ähnlich zu seyn schien, nahm am Morgen eine ganz andere Richtung, als der Wirth, ein durch Reisen und Amtserfahrungen gebildeter und unterhaltender Mann, mir am Kaffeetische Gesellschaft leistete, und meiner Wißbegierde auf das Bereitwilligste zu entsprechen bemüht war. So erzählte er mir unter anderem, daß im Jahre 1786 ein Fuhrmann in der Nähe von Conters durch Anstoßen eines Wagenrades, etwas Glänzendes im Boden wahrgenommen, nachgespürt, und zwei in einander liegende kupferne Kessel, wovon der äußere ganz verdorben, der innere aber noch ganz gut befunden worden, entdeckt habe. In diesem hätten sich verschiedene goldene, silberne und altrömische Münzen, griechisches Erz, römische Würfel, eine Art Brillen von gewundenen Drath, goldene, wie Schlangen gearbeitete Armbänder, silberne Ketten, kleine niedliche Pfeifen und andere Kostbarkeiten befunden. Der Finder, der den hohen Werth seines

Fundes nicht gekannt, habe diese kostbaren Antiquitäten einem Klefner Goldarbeiter um den Werth von 500 fl. überlassen. Jener aber soll schonungslos alle diese Seltenheiten in den Schmelztigel geworfen haben. Der damalige Landeshauptmann Riedi rettete noch einige Gold- und Silbermünzen, und andere Kleinigkeiten, die ohne Zweifel jezt sein Sohn, Landrichter in Obersax besizen wird.

Dem, was Lehmann, Zschocke und einige Reisende durch dieses Thal von den Beguinenschwestern hiesiger Gegend berichten, glaube ich nach gehaltener Nachfrage beifügen zu müssen, daß die lezte dieser Ordensschwestern, von denen 1806 noch 4 in den Dörfern Schweiningen und Präsenz am Leben waren, Dorothea, am leztgenannten Orte um's Jahr 1815 gestorben, und mithin sämmtlich ausgestorben sind. Ich bin im Fall über diese Beguinenschwestern noch so viel zu melden, daß um's Jahr 1660 durch italienische Kapuziner im hiesigen Thale ein eigener Orden von Hausnonnen eingeführt wurde, die sich theils Franziskanerinnen, Ursulanerinnen und Tertianerinnen nannten, und die Tracht ihres Ordens, die einen grau, die andern schwarz trugen, um sich dadurch im Aeußern vor den übrigen weiblichen Personen in der Gegend auszuzeichnen. Im Uebrigen aber lebten sie in ihren Familien gemeinschaftlich bei weltlichen Personen umher zerstreut, und unterzogen sich gleich andern Frauenspersonen den Haus- und Feldarbeiten. Hauptsächlich aber hatten sie es sich zur Aufgabe gemacht, Kranke zu besuchen und zu pflegen, den Mädchen Unterricht zu ertheilen, und bestimmte Gebetsstunden zu beobachten. Sonst waren sie durch kein Gelübde an ihren Stand gebunden, sondern durften ihn nach Belieben verlassen, ja sogar sich verehelichen. Weil sie zum Theil aus wohlhabenden Familien herstammten, und Vermögen besaßen, so erwiesen sie oft

den Armen im Leben viel Gutes, und vermachten bei ihrem Absterben an die Kirchen ihres Aufenthaltes namhafte Schenkungen, so daß sie beim Volke beliebt, und in gutem Credite standen*).

Kaum hat man Tinzen im Rücken, so sieht man sich mit schwarzen von hohen Tannen begrenzten Höhen umgeben, an denen das Auge verlegen nach einem Ausweg späht, der sich an der rechten Seite des rauschenden Landwassers mühsam hinanzieht. Da auch die hiesigen Gebirge reich an Eisen, Marmor, Gips, Schwefel, Kalk und Salpeter sind, so ließ sich erwarten, man werde schon früher dieselben auszubeuten gesucht haben. Wirklich finden sich noch in einer nahen Alp Gruben und Schlaken eines ehemaligen Eisenbergwerkes, und auf dem Tinzner-Ochsenberge sind noch jezt Spuren dreier Oefen von Kupfergruben vorhanden. Niemand aber konnte mir sagen, wann und warum sie eingegangen seyen. Jezt will ein Unternehmer aus Nürnberg gebürtig, in Verbindung mit einem Schaffhauser Haus das Werk wieder in Gang bringen, und es ist zu wünschen, daß sie mit günstigerem Erfolge ihr Unternehmen betreiben mögen, als ihre Vorgänger. Gleichwohl kann ich mich von meinen oben geäußerten Bedenklichkeiten nicht losreißen, es möchte sich bei einer ungenügenden Justizpflege, beim Mangel bindender Bergwerksgeseze und einer zweckmäßigen Forstordnung schwerlich ein glückliches Gedeihen eines so kostspieligen Unternehmens

---

*) Aber bei den ohnehin reichlich fundirten hiesigen katholischen Kirchen dachte keine von allen diesen frommen Betschwestern an die liebe Jugend, um auch für die arme Dorfschule etwas zu legiren. — Ueber diese Beguinenschwestern kann man auch nachlesen, im Neuen Bündner-Sammler Jahrgang II, S. 446. Der fast überall unzuverlässige Lehmann, ist auch in seinen Mittheilungen (Die Republik Graubünden 1. Thl. S. 290) über sie falsch.

erwarten lassen! Welchen Erfolg hatten denn die bedeutenden, die Kräfte eines Privatmannes übersteigenden Anstrengungen des braven bergkundigen Landammannes Hitz bei seinen weitläufigen Hüttenbau-Unternehmungen auf Davos und im Prättigäu? Beschäftigte er nicht in den Erzgruben an der Hoffnungsau, im Schmelzboden genannt, die jährlich 1000 Zentner Blei und 1500 Zentner Zink lieferten, bei 100 und mehrere Arbeiter? wurde nicht der würdige Mann doch am Ende von den allseitigen Hindernissen überwältiget und zu Boden gedrückt? Gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, sammelte er die Rudera seines aufgeopferten bedeutenden Vermögens, und begab sich 1831 mit seiner Familie nach Amerika.

Werden sich wohl solche Unternehmer, die aus andern Kantonen und Ländern, ohne die erforderlichen Sach- und Lokalkenntnisse zu besitzen, aber mit chimärischen Hoffnungen erfüllt, nach Bünden kommen, um in wenigen Jahren reich zu werden, sich ein günstigeres Loos zu versprechen haben?

Mit solchen Betrachtungen erfüllt, stieg ich die holprige Waldstraße nach dem Dörfchen Roffla hinan, und trat im Rücken desselben in eine kleine Einöde, wo eine Scene der sanften Natur mir den sauern Gang reichlich lohnte, den ich gemacht hatte. Herrlich spiegeln sich auf schönem Wiesengrunde grünende Matten in den Silberwellen des geschlängelten Flusses. Schnell wird die Aussicht von den kühlenden Schatten eines Fichtenwaldes geschlossen, und schnell erneuert sie sich wieder; denn unvermerkt nähert man sich dem in einer tiefen, von hohen Bergen eingeschlossenen Schlucht liegenden Dorfe zur Mühlen genannt; malerisch stürzen von den benachbarten Bergen und Gletschern überall in schönen Caskaden kleine Bäche herab, und suchen sich durch rauhe Felsen mühsam ihre Bahn zu erzwingen.

Wiewohl sich der Ort nach einer Feuersbrunst im J. 1818,

wieder ganz neu aus der Asche erhob, so gewährt er doch wenig Einladendes und das Wirthshaus nichts Genußreiches. Durch eine enge finstere Treppe gelangte ich in eine unsaubere Gaststube, in welcher die schmuzigen Tische und Bänke mich abhielten, von den in unreinlichen Schüsseln mit unappetitlichen Händen aufgetragenen Speisen etwas zu genießen. Daher wurde mir's unter den unfreundlichen Gestalten, die sich um mich bewegten, so unheimlich, daß ich von einem unüberwindlichen Ekel ergriffen, baldmöglichst ungesättigt wieder hinwegeilte.

Auf rauhem Wege erhoben sich die matten Glieder allmählig den Berg hinan, und gern hätte ich meinen Verdruß über die elenden Wirthshäuser und die eben so schlechten Straßen Jemanden geklagt, wenn sich nur ein guter Freund hätte zu mir gesellen wollen.

Was die rauhe Straße durch's Oberhalbstein betrifft, so möchte ich glauben, daß die Einwohner, die so wenig Eifer bei der Verbesserung derselben zeigen, ihren Nuzen schlecht verstehen, um die Vortheile zu genießen, die ihnen der Julier- und Septmerpaß so reichlich darbieten. Denn während der Kanton die untere Straße über den Splügen und Bernhardin nach Italien mit einer Eleganz, die nichts zu wünschen übrig ließ, herstellte, und dabei keine Kosten sparte, ziehen sich nun die meisten Handelswaaren auf derselben dahin, und Oberhalbstein sieht sich immer mehr seines Vortheils beraubt. Nun hat zwar die Regierung 1823 eine sehr bequeme Kunststraße über den Julier von Stalvetro an, bis hinab in's Engadin anlegen lassen, die nirgends bedeutend ansteigt, und allen billigen Forderungen entspricht, aber so lang die Oberhalbsteiner-Gemeinden dieselbe nicht fortsezen, bleibt der Vortheil dieses eröffneten Passes doch nur gering. Zwar haben hie und da einige

Gemeinden kleine Correctionen vorgenommen, da sie aber weder geregelt, noch bequem ausgefallen sind, so können sie gar nicht in Betracht gezogen werden.

Gewiß würde die Regierung, wenn ich nicht irre, auf alle Weise den Einwohnern dazu die Hände bieten, wenn diese nicht von Vorurtheilen geblendet, und ihren wahren Vortheil verkennend, diesem Unternehmen alle nur mögliche Hindernisse in den Weg legten. Es mag daher nicht überflüssig seyn, hier die Ansichten des hiesigen Landvolkes zu vernehmen, da sie ganz treu, aus den Mittheilungen des Oberhalbsteiner- und Domleschger-Thales geschöpft wurden. Das hiesige Landvolk will zwar gar nicht in Abrede stellen daß sich der Kanton genöthigt finde, (wenn er nicht durch Rivalität anderer Straßen, z. E. durch's Tyrol über das Wormser-Joch nach Italien, allen Transit verlieren wolle,) solche Unternehmungen zu wagen. Es könne auch nicht in Abrede seyn, daß für den Staat oder die Kantonskasse durch Zölle und Weggelder, wie auch für die Speditoren, meistens aber nur in Chur durch den verstärkten Waarenzug daraus wesentliche Vortheile erwüchsen; dagegen aber verliere der Fuhrmann (und daß ganze Gegenden und Gemeinden einzig vom Fuhrlohn leben, oder doch hauptsächlich sich mit dem Fuhrwesen beschäftigen, habe ich oben bei Parpan bemerkt,) durch bedeutend herabgesezten Fuhrlohn und eingehendes Stracfuhrwesen *) fast seinen ganzen bisherigen Unterhalt. Auch stehe zu erwarten, daß der Güter- und Heupreis, etwa an den Hauptspeditionen zu Chur und zu Stalla ausge-

*) Einige an den Landstraßen im Kanton Bünden gelegene Gemeinden werden Portensgemeinden genannt. Sie haben, vermuthlich durch lange Gewohnheit, das Recht, alle über ihr Gebiet gehenden Waaren, selbst zu führen, an dessen Ende dieselben von der angrenzenden Portensgemeinde schleunig abgenommen, und

nommen, dadurch um ein Drittheil und noch tiefer herabsinken werde. Endlich führte man auch darüber Beschwerde, daß die Straßenunternehmer die meiste Arbeit bei Anlegung der Straßen ihren Tessiner-Landesleuten, nicht aber den Bündner-Kantonsbürgern übertrügen, wodurch den Inwohnern ein schöner Verdienst entzogen, und das meiste Geld aus dem Lande getragen würde *). Unter solchen Umständen und bei diesen Ansichten darf sich der Reisende nicht wundern, wenn die Oberhalbsteiner-Gemeinden nur langsam zu einer Straßenverbesserung schreiten werden, von der sie sich in ihrer Verblendung keinen Vortheil, sondern lauter Nachtheil versprechen **).

---

weiter versandt werden. Dies werden nun Strackfuhren, von Strack: eine Strecke Weges, auch Eilfuhren Celere genannt.

Portensgemeinden sind solche, die sich — man weiß nicht auf welchem Wege, das Vorrecht verschafft haben, daß die Kaufmannsgüter bei ihnen abgeladen werden müssen, und nun von ihren eigenen Fuhrleuten bis zur nächsten Portensgemeinde weiter befördert werden, — doch mit Ausnahme der Eilgüter. Wie es nun mit diesem Portenswesen bei den neuen Straßenanlagen gehen werde, ist noch nicht ausgemacht. Die Einwohner in solchen Gemeinden, wollen sich dieses alte Recht nicht entziehen lassen.

*) Dieselbe Beschwerde wurde bei ähnlicher Gelegenheit auch in andern Schweizergegenden z. E. bei den Straßenverbesserungen am Schollberg und Wildhaus im Kanton St. Gallen geführt. Dagegen aber bemerkten die Straßenbau-Direktoren Pokkobelli und Negrelli, daß ihre transmontanischen Arbeiter dieses Geschäftes weit kundiger und auch geübter wären, als die darin ganz unerfahrnen St. Galler Straßenarbeiter, die erst darin unterrichtet, dann weit höher belöhnt und theurer beköstigt werden müßten, als die von Jugend auf, an magere Kost und geringen Lohn gewöhnten Tessiner.

**) Im Jahr 1834 brachte der große Rath zu Chur, in einer seiner Sizungen die Correction der Obern- oder Julierstraße durch Oberhalbstein, zur Sprache. Das Unternehmen forderte

Hat man das Dörfchen Marmels erstiegen, so wird die Gegend immer öder, das Gebirge kahler und die Luft rauher. Vergebens sucht man das sanfte Grün zarter Bergkräuter, und die bisher mit Tannen und Lerchen bewachsenen Höhen entblößen sich immer mehr. Noch ehe ich bis zum Fuße des Julier gedrungen war, sah ich mich in jene hohe Alpenregion versezt, die nur noch dem Zwerggrase kümmerliches Gedeihen gab. Das Dorf Stalla, am Fuße des genannten Passes, liegt in einem von hohen, unfruchtbaren Halden umschlossenen Kessel, in welchem die Natur, selbst in den schönen Sommermonaten, fast erstorben zu seyn scheint. Oed' und freudenleer erscheint die ganze umliegende Gegend, besonders wenn man sie von der gähen Höhe gegen Avers,

---

wie es hieß, ein Anlehen von 300,000 fl. Der Gegenstand wurde an eine Commission gewiesen und in der Folge die Herstellung beschlossen. Im Sommer 1836 arbeiteten über 300 Mann an derselben. Im Frühling 1837 soll sie fahrbar werden. — Aus sichern Berichten, die mir hierüber (Febr. 37) zugekommen, kann ich melden, daß diese Straße von Chur aus bis Parpan, und bis Lenz im lezten Jahre, eine ganz neue und bequeme Richtung erhalten, so daß man von Chur bis Lenz im laufenden Jahre schon 2= und 4spännig fahren kann, da die Straße lange nicht so steil ist, als die über den Splügen. Von Chur bis Lenz mag die größte Steigung etwa 8% betragen. Im Laufe dieses Jahres soll mit der Erbauung der Straße bis Stalla fortgefahren werden, und 1838 von da über den Julier bis Castasegna, wo die Bündner-Grenze nahe bei Klefen aufhört, vollendet seyn. Ohne Zweifel wird alsdann auch ein Diligence=Cours von Chur nach Klefen über den Julier geführt werden, so daß allfällige Kurgäste nach St. Moriz entweder mit der Diligence, oder in eigenen Fuhrwerken dahin gelangen können. Eben so nährt man die Hoffnung daß auf St. Morizer-Gebiet selbst eine wesentliche Correction vorgenommen werden wird, durch welche der Stuz auf beiden Seiten der Gemeinde und im Ort selbst, ganz gemieden würde.

wohin ich einen Abstecher machte, herab betrachtet, und so weit das Auge reicht, scheint alles todt und erstorben. Es singt kein Vögelchen, es grünet kein Bäumchen, und die kleinen unbedeutenden Hausgärten, die kaum diesen Namen verdienen, erzeugen nur mit Noth etwas Kraut und Salat. Höchst selten kommt die Erdäpfelfrucht zur Reife, und in gänzlicher Ermangelung des Brennholzes, schlägt man den im Winter gesammelten Schafmist in viereckige Formen, dörrt ihn im Sommer unter dem Vordach des Hauses und bedient sich dessen zur Feuerung. Die Asche dieses sonderbaren, einen widerlichen Geruch verbreitenden Brennmaterials gibt, wegen ihren Salpetertheilchen, eine treffliche Lauche.

Wer schon mehrere Bündneranhöhen überstiegen, der wird sich auf dem Wege über den Julier deutlich überzeugen, daß er unter allen bündnerschen Alpenpässen, wohl der bequemste sey. Weder Abgründe noch Schneestürze legten den menschlichen Bemühungen Hindernisse in den Weg, um einen sichern Uebergang anzulegen, der nirgends bedeutend ansteigt, früher, als jeder andere Bergpaß vom Schnee befreit wird, und in aller Hinsicht schön und bequem, hauptsächlich auf der Engadinerseite, genannt werden kann. Das ewige Einerlei auf einem so hohen eingesattelten Bergrücken gewährt zwar keine bedeutende Unterhaltung, aber die großen Bergamasker-Schafe, welche zu beiden Seiten der Straße diese Alp bedecken, bieten Stoff zu einer angenehmen Unterhaltung dar. Diese schönen, heimischen Thiere liegen oft Gruppenweise mitten auf der Straße, und scheinen dem Wanderer den Weg streitig machen zu wollen, so daß man ihnen ausbeugen, oder sich mit dem Stabe durch sie hin, den Weg öffnen muß.

Ist man auf der Höhe, oder an den räthselhaften Juliersäulen angelangt, so läßt sich der Weg bis in's erste Enga-

dinerdorf Silva plana in $1\frac{1}{2}$ Stunde ganz gemächlich zurücklegen, und das erwünschte Ziel ist nun erreicht.

II.

Der Flecken St. Moriz.

St. Moriz ist zwar ein kleiner, aber auf einem sanft gerundeten Berghange freundlich gelegener Flecken, der des Morgens und Abends $\frac{1}{2}$ Stunde früher und länger als die meisten Dörfer seiner Nachbarschaft von der Sonne beschеinet wird. Unmittelbar unter demselben liegt der See gleiches Namens, dessen allmälig aufsteigende wald- und grasreiche Ufer dem Auge als ein tiefgrünes Becken erscheinen und zu unterhaltenden Spaziergängen einladen.

Das Klima dieses Ortes ist beinahe 8 Tage später, als das weit mildere von Celerina und Samaden. Der Süd-Westwind, der über den Fort- und andere benachbarte Gletscher herzieht, ist im Früh- und Spätjahr trocken, und dennoch nie warm oder schwül. Im Sommer herrscht er in St. Moriz fast regelmäßig von 9 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends, mit durchdringender Feuchte. Stellt er sich des Morgens früher oder Abends später ein, so verkündet er eine Wetterveränderung. Den Nordwind erhält der Ort aus dem mit dem Bernerthale in Verbindung stehenden Suvrettathal, und bringt Kälte, Regen oder Schnee. Der Nordost zieht durch die Länge des Thals herauf, und wird als ein Aufheiterungszeichen nach Regen und Schneewetter betrachtet. Uebrigens findet man die Kälte

hier anhaltender und den Wind schärfer als in den gegen das Unter-Engadin gelegenen Ortschaften. Gewöhnlich legt sich der Schnee im Oktober und bleibt in der Regel bis in Monat Mai, 3 bis 5 Schuh tief liegen.

Um die Annehmlichkeiten und Reize des lieblichen Thales zu genießen, bietet zwar die Umgegend mehrere günstige Standpunkte dar; gleichwohl aber scheint keiner so einladend zu seyn, als der bei den obersten Häusern des Fleckens selbst. Von dieser Anhöhe und hauptsächlich von da aus, wo sie gleichsam ein Vorgebürge ins Thal hinab bildet, verfolgt das Auge den Lauf des Innflusses, an dessen Ufer die schönen Ortschaften, Cresta, Celerina, Samaden und Bevers, und der in weiter Entfernung gelegene Flecken Ponte, sichtbar werden. — Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Engadin, welches so reich an malerischen Gegenden ist, bis jezt noch keinen schweizerischen Zeichner gefunden, der es der Mühe werth geachtet hätte, die reizendsten Parthieen dieses schönen Thales zu Papier zu bringen, während uns jährlich von allen Thälern und Höhen unseres Vaterlandes, ja wo sich nur irgendwo ein schöner malerischer Standpunkt findet, so viele zum Theil recht schäzbare Schweizer-Gegenden geliefert werden. So viel mir — nach eifrigen Nachforschungen, bekannt geworden, ist bis jezt der französische Künstler Pingret der einzige, der unter s. 32 Graubündner-Landschaften, unter dem Namen Promenade aux pays des Grisons nur 3 Blätter aus dem Engadin über Samaden, den Rosetsch-Gletscher und Silva plana herausgegeben hat, die ich nur bei Hrn. Dr. J. U. Wettstein zu Samaden, Badearzt in St. Moriz, und sonst nirgends gesehen habe. Die Abbildung des Fret-Gletscher, gezeichnet von Hofmann, gestochen

von J. Heinrich Mayer, im helvetischen Almanach 1806, ist unbedeutend *).

Zu St. Moriz befanden sich, nach dem genannten Almanach 1805 183 Einwohner. Ich fand 1830 bei meiner Anwesenheit nur noch 160 mit Inbegriff aller Knechte und Mägde; und 1835 nach einer im ganzen Kanton vorgenommenen obrigkeitlichen Zählung: 252, unter welcher Zahl zugleich auch die Abwesenden mit begriffen sind.

Den Grund einer so auffallenden Bevölkerungs-Abnahme müssen wir in dieser so wie in den übrigen Gemeinden des Thals in der Auswanderung ihrer Bürger suchen; indem sich auch hier sowohl einzelne Personen als ganze Familien in fremden Ländern befinden, etwa nur für eine Zeitlang auf einen Besuch nach Hause kommen, gewöhnlich bei diesem Anlaß die im Ausland erworbenen Gelder in Sicherheit bringen, und an Zins legen. Unter den sämmtlichen Haushaltungen befinden sich 10 die nur aus 2, und 4 die nur aus einer Person bestehen. Ortsbürger-Familien sind 12 und 4 aus andern Gemeinden des Engadins eingezogene, welche zwar auf keine Gemeindsämter Ansprüche machen dürfen, jedoch dazu ernannt werden können. Einzelne Beisaßen aus

*) Seitdem der Verfasser diese Bemerkung niedergeschrieben, sind noch folgende Ansichten erschienen, und ihm zu Gesicht gekommen:

1. Ein Panorama des Innthales im Ober-Engadin von Schaffner nach der Natur gezeichnet auf einem Berge oberhalb Samaden. Basel in 5 Blättern 1833. 4 fl. 50 kr., aufgerollt 5 fl. 50 kr.
2. Souvenirs de St. Maurice et de ses environs dans la haute Engadine, Cant. des Grisons; 12 vues dessinées d'après nature et publiée par J. J. Meyer peintre. Petit in quarto, en étui à Zürich 1836. Enluminée 6 fl. 54 kr. et en noir 3 fl. 27 kr.

Chur oder andern Gemeinden des Kantons zählt man 44, Jünglinge nur 4, dagegen 44 ledige erwachsene Jungfrauen. Die kleinere Hälfte des gegen Silva plana an der Straße gelegenen Dörfchens — oder wie man hier zu sagen pflegt Nachbarschaft: Campfeer dießseits des Baches, gehört zu St. Moriz, und das Estimo *) seiner wenigen Bürger betrug 1806, 24,000 fl.

Häuser zählt man 51; 2 Kirchen, 1 Pfarr=, 1 Armen= aber kein Schulhaus, auch nicht einmal eine Schulstube; der Jugend=Unterricht wird vom Ortspfarrer in seiner Wohnung ertheilt. Wirthshäuser findet man mehrere, auch ein Kaffeehaus, unter welchem Namen man sich aber weiter nichts als eine kleine Wirthsstube denken darf, in welcher Wein und Kaffee getrunken und nach Tische ein Kartenspielchen gemacht wird **). Der Mahlmühle und Holzsäge fehlt es wohl nie an Wasser, ersterer aber an Korn zum mahlen.

---

*) Der Estimo ist eine Schäzung dessen, was jeder Einwohner an liegenden Gütern besizt, nach welchem sein Antheil an gemeinschaftlicher Benuzung derselben, auf Wald und Weiden bestimmt wird.

**) Berichtigungen vom Jahr 1836 im Dezember. Eine Aktiengesellschaft welche eine bessere Einrichtung bei der Heil=Quelle beförderte (davon das Nähere im folgenden Abschnitt) hat auch das Projekt im hiesigen Dorfe ein an der Hauptstraße gelegenes Haus zu kaufen und im nächsten Jahre in demselben einige Zimmer für Billard und zur Lektüre von Zeitungen einzurichten, womit zugleich ein Kaffeehaus verbunden, und ein Tanzsaal, als Substitut der Mühle eingerichtet werden soll, worüber bereits der Accord mit dem Baumeister Badrutt von Samaden, abgeschlossen worden ist. Ob sich vielleicht auch eine gemeinnüzige Gesellschaft gefunden, welche für ein passendes Schullokal einen guten Lehrer und andere nüzliche Schuleinrichtungen gesorgt hat, was ich der dasigen Jugend eben sowohl, als den Kurgästen einen bequemern Tanzsaal als die Mühle bietet, gönnen möchte, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. —

Während der Kurzeit finden Bemittelte bei den beiden Gemeindsbürgern Flougi (Jean und Hptm. Nikolo F.) die beste Bewirthung; aber auch andere Privat-Familien logiren und wirthen in den Sommermonaten. Es ist aber ganz ungegründet, wenn es in dem geographisch-statistischen Handlexikon von M. Lutz, Thl. 2. heißt: daß nur einige Magnaten des Orts das Recht hätten, die Kranken zu beherbergen, und ihnen Kost zu geben. Der Verfasser des Werkes: Beschreibung aller berühmten Bäder der Schweiz rc. schreibt ihm das S. 228 unbedenklich nach, meint auch, daß man für täglich 2 oder 3 Fr. zwar ein Zimmer erhalte, das aber gar nicht wohnbar sey, und nennt es ein Loch unter der Erde — Dies sind für die dortigen Einwohner wahrhaft beleidigende Unwahrheiten.

Die Hauptstraße des Ortes ist gepflastert, so wie dies fast in allen Dörfern des Ob-Engadins der Fall ist. Man findet hier die allernothwendigsten Professionisten, als Bäcker, Mezger, Schuhmacher, Schneider und 1 Hufschmid, aber alle diese sind fremde Gemeindsbürger.

Kommt man von Samaden das Thal herauf nach St. Moriz, so fällt dem Reisenden, so bald er die Höhe erreicht hat, die aus den Zeiten des Pabstthums dem heil. Mauriz gewidmete Dorfkirche zuerst ins Auge, deren Kirchthurm aber sich sichtbarmerklich gesenket hat. Lehmann (die Republik Graubünden Thl. 1. S. 322) schrieb zwar schon vor mehr als 36 Jahren, es drohe derselbe dem Einsturz, gleichwohl wird die Kirche noch heut zu Tage ohne Furcht betreten, aber nur bei Leichenanlässen gebraucht. In ihr befinden sich die Begräbnisse der an derselben angestellten Ortspfarrer bis auf die neuesten Zeiten, so wie dies in vielen bündner Landgemeinden, aus Achtung für diesen Stand und seine Diener, üblich ist. Da man

in den 80er Jahren für die im untern Flecken wohnenden, alten, kränklichen und schwächlichen Personen, die zu oberst im Dorfe befindliche Kirche zu entfernt und zu beschwerlich fand, wiewohl man füglich in ein Paar Minuten von dem einen bis zum andern Ende des Fleckens gelangen mag, so erachtete man es doch aus genanntem Grunde für rathsam, noch eine Kirche mitten im Orte zu erbauen. Laut der, aber schon etwas verwitterten, in Sandstein gegrabenen Inschrift an derselben, wurde sie im Jahre 1786 eingeweihet. Die Einwohner bestritten diesen Bau nach dem Vermögensfuß, oder wie man sich hier darüber ausdrückt, es wurde nach dem Estimo geschnizt *). Ueber diesen Kirchbau bemerkte mir ein ehrwürdiger Greis, daß, seitdem man 2 Kirchen im Orte besize, davon doch die eine so gemächlich gelegen sey, würden dieselben weniger zahlreich besucht, als da man nur eine gehabt habe! —

Das mitten im Dorfe gelegene Armenhaus, ist im Grunde eine armselige, dem Einsturz drohende Hütte, in der sich keine Armen befinden, worüber man sich eigentlich nicht verwundern sollte, weil vielleicht Jeder sein Leben nicht in Gefahr sezen will. Doch muß ich in Wahrheit sagen, daß St. Moriz weder Arme noch viel weniger gehende Bettler hat. Einige wenige der Unterstüzung Bedürftige werden von reichen Verwandten privatim und in der Stille unterstüzt, weil man nur in der höchsten Noth zur Hülfe von der

---

*) In Bünden versteht man unter einem Schniz eine Auflage oder eine Steuerabgabe; daher das Zeitwort schnizen, beschnizen, ein Gut verschnizen so viel heißt, als von demselben eine Abgabe bezahlen. Bei Stettler (S. 531) und in andern Urkunden kommt dieses Wort oft vor, und mag eine buchstäbliche Uebersezung des italienischen taglia seyn. S. Stalder Bd. 2. S. 343.

Gemeinde seine Zuflucht nimmt. Gleichwohl steht dieses arme Haus nicht leer, sondern wird von 2 alten Frauen bewohnt, davon die eine den Meßner= oder Kirchner=Dienst an beiden Kirchen, die andere die Nachtwache besorgt. In Ermangelung schicklicher Gemeindebürger wurden diese beiden Aemter dürftigen Gemeindebürgerinnen übertragen. Arme Durchreisende finden in diesem Armenhause eine Nachtherberge und eine warme Stube.

Da wo keine Armen sind, bedarf es auch keiner Armenfonds. St. Moriz hat daher eben so wenig als die meisten Engadiner=Gemeinden dergleichen stehende Capitalien. Sollen aber der Ortspfarrer, die Meßnerin und andere im Dienste der Gemeinde stehende Beamte besoldet, und Brücken, Straßen und öffentliche Gebäude im baulichen Stande erhalten werden, so verwendet man dazu die von dem Sauerbrunnen, der Schafalp und Seefischerei eingehenden Pachtzinse. Der Brunnenmeister entrichtete 1830 einen Zins von 460 fl. Bdnr. W., der Bergamasker 180 fl. und der Fischer 36 fl. Davon erhält der Ortspfarrer nebst freier Wohnung und Holz 400 fl. oder 323 fl. 30 kr. R. W., die sämmtlichen Vorsteher 24 fl. und der Gemeindeschreiber 6 fl. Für dieses kleine Wartgeld haben aber leztere alle öffentlichen Gemeinds=Geschäfte unentgeltlich zu besorgen. Was nun von den eingegangenen Zinsen übrig bleibt, wird zu Verbesserungen an Kirchen und öffentlichen Gebäuden, Brücken und Straßen ꝛc. verwendet.

Der Bürger von St. Moriz hat mit Ausnahme einer Kleinigkeit für das in die Alpen getriebene Vieh keine Gemeinde=Abgaben zu entrichten, und auch seine Abgabe an den Staat ist unbedeutend, indem nur jeder Bürger an die Kosten des Tagsazungsgesandten Etwas zu bezahlen hat. Auch dieser Einzug geschieht nach dem Estimo, ohngefähr 6 bis

8 kr. auf 100 fl. Nicht=Gemeindsbürger hingegen bezahlen ein Hintersaßgeld, und wenn sie ein Gewerb treiben, eine Gewerbsteuer. Wollte ein Fremder das hiesige Bürgerrecht zu erlangen suchen, so würde dies bei den in Betrachtung gezogenen guten oder schlechtern Vermögens=Umständen des Bittstellers, wohl auf 3 — 400 fl. zu stehen kommen.

Unter den wenigen Gemeinden des Ob = und Unter=Engadin, welche wegen vorfallender Feuersgefahr mit einer Sprize versehen sind, befindet sich auch St. Moriz. So wie aber die Justizverfassung in den meisten Gemeinden sehr mangelhaft ist, so ist dies auch in der Polizei, was einigermaßen der unbedeutend scheinende Umstand beweist, daß im ganzen Unter=Engadin bis zum Jahr 1803, nur 2 Feuersprizen zu finden waren *). In einem Lande, von welchem das hier allgemein bekannte Sprichwort sagt: Im Engadin hat man 9 Monate Winter und 3 Monate kalt, ist es in der That zu verwundern, und es gereicht dem weiblichen Geschlechte, das fast stets mit Feuer und Licht umzugehen hat, zu einer großen Ehre und Ruhm, daß man nur selten von bedeutenden Feuerausbrüchen hört. Aber dadurch in eine gefährliche Sicherheit eingeschläfert, legen sie leider auf eine gute Gemeinds=Feuer=Ordnung zu wenig Werth. Ein Gemeinds=Angehöriger von St. Moriz entwarf mir über die Feuerordnung seines Ortes gar keine vortheilhafte Beschreibung, indem daraus hervorging, daß eine alte abgenuzte Feuersprize wohl zuweilen vorgeführt, aber bei Feuerausbrüchen schwerlich im Stande seyn würde, der Flamme Einhalt zu thun.

---

*) S. N. Bündner=Sammler I. Bd. 2. S. 369. (In einer Länge von 11 St.!!)

Jeder Gemeinds-Angehörige hat nach Verhältniß seines Estimos an der Alpenbenuzung Antheil. Die Gemeinde St. Moriz besizt eine große an Bergamasker verlehnte (Teschiner-) Schafalp und zwei Kuhalpen, welche aber beide sehr schwach besezt sind, indem sich nämlich in einer jeden nicht mehr als 44 bis höchstens 50 Kühe befinden. Da diese Alpen sehr vortreffliches Gras liefern, so könnten sie gerade noch ein mal so viel Vieh ernähren. Die Butter wird zu verschiedenen Zeiten herab ins Dorf gebracht, und jedem Theilhaber sein Antheil nach einem billigen Verhältniß zugewogen. Auch werden in diesen beiden Morizer-Alpen fette und magere Käse gekocht, davon erstere sehr geschäzt sind, und früher einen starken Zug nach Italien hatten. Jezt, da durch starke Zölle die Ausfuhr sehr gehemmet ward, werden weniger bereitet im Lande verkauft und als eine Delikatesse selbst genossen.

Die Einwohner besizen auch einige Pferde und Zugstiere zur Einführung des Heues im Sommer und Zuführung des Holzes im Winter. Die Zahl der erstern belief sich im Jahr 1830 auf 22, welche von dem Hirten im Thal und am Fuß der Berge geweidet werden, damit sie nöthigen Falles in der Nähe sind. Geiße werden nur noch etwa gegen 120 Stück auf die Almend getrieben, während man in den vorigen Zeiten mehrere Hunderte hielt. Durch die Verordnung, daß jeder Gemeinds-Angehörige nur 3 Stück und etwa noch ein junges Gizi (Geißchen) halten und auslassen darf, hat sich die Zahl um so viel vermindert. Wünscht ein Einwohner einige mehr zu halten, so hat er dafür etwas an Geld zu entrichten. Diese Thiere werden das ganze Jahr, so lang es die Witterung gestattet, vom frühesten Morgen an auf die Gemeindetriften geführt, wo sie freilich an den jungen Hölzern ungemeinen Schaden anrichten. Während

die Einwohner ihre Kühe auf den Alpen haben, benuzen sie die Geißmilch zum täglichen Hausgebrauch. Doch behalten sie einige Kühe im Haus, deren Milch für die Kurgäste zum Kaffee genossen wird.

Sollte gleich St. Moriz nicht gerade Ueberfluß an Holz besizen, so hat es doch hinreichend genug, und daher geht man leider eher verschwenderisch als sparsam damit um. In der Nähe des Sauerbrunnen und in dem hinter dem See befindlichen dichten Walde, stehen große Lerchen, die, aus mir unbekannten Gründen, ganz abgestorben sind, ohne benuzt zu werden. Gleichwohl haben die Vorsteher für weislich erachtet, die Ausfuhr jeder Art gänzlich zu verbieten. Ein kleiner mit einem Pferde bespannter und mit großen Spalten beladener Wagen Holz, kostet hier gemeiniglich 18 bis 20 Bazen. Ein Bloch Lerchenholz von 18—20 Schuh Länge, zu Bretern bestimmt, 3 fl.

Noch vor 20 Jahren wurde bei Campfeer eine gegen südost gelegene Halde mit Gerste besäet, die aber selten das 5te Korn, und 1806 nur noch 1½ ertrug. In den neuern Zeiten ist in hiesiger Gemeinde der Ackerbau ganz eingegangen, und es lassen sich dafür mehrere Gründe angeben; denn nicht blos die Auswanderung entziehet dem Lande die Hände, sondern auch die schädlichen, den Sommer hindurch anhaltenden Nachtfröste, tragen dabei die Schuld. Hierzu kommt noch, daß bei der auch in dieser Gemeinde statt findenden Viehtrift im Frühling und Herbst, die Früchte wenig gesichert sind. Berechnet man endlich den hohen Betrag des Taglohns für fremde Arbeiter, so kann dies Niemand mehr auffallend seyn. Wohl pflanzt man noch jezt einige Feldfrüchte, als Hanf, Erdäpfel, weiße Rüben rc., welche leztere besonders gut gerathen, da aber diese Anpflanzungen nur im Kleinen, und überall nur in den Hausgärten geschehen, so

können sie in keine Betrachtung gezogen werden. Die Bemerkung Kasthofers *), daß man das grüne Kraut der weißen Rübe hier und in andern Gegenden als Gemüsespeise, fand ich nach gehaltenen Nachfragen nirgends bestätiget. Wenn aber Lehmann in seinem oben angezeigten Werke (Thl. 1. S. 324) sogar von Artischocken spricht, die man hier in wohlgelegenen Gärten pflanze, und die auch vortrefflich gedeiheten, so reihet sich wohl dieser Irrthum jenem an, den der große Naturforscher Scheüchzer seiner Zeit beging, da er in seiner Naturgeschichte (Thl. 2. S. 34) von der Heilquelle bei St. Moriz unbegreiflicher Weise sagt, „daß dieses Sauerwasser heißsiedend unter dem Boden hervorquelle." In einem Lande also, wo nur äußerst selten die Erdäpfel zur Reife gelangen, daher aber auch eben so selten im Ob-Engadin angepflanzt werden, kann es in gar keine Frage kommen, ob auch da wohl die Artischocken gedeihen könnten. Was das Klima von der Kunst unterstüzt und von der fleißigen Hand sorgfältig gefördert, hier zu St. Moriz zu leisten vermag, hat Hauptmann Nikolo Flougi in seinem Hausgarten am besten bewiesen. Er pflanzt mehrere eßbare Beeren, Zuckererbsen, Blumenkohl und allerlei Garten-Kräuter. Auch findet der Blumenliebhaber Rosen, Nelken rc. rc., die mit einiger Pflege und Wartung in den meisten Jahren gedeihen, nur mehrere Wochen später als in milderen Gegenden.

Ein nahe über dem Dorfe befindliches reiches Gypslager **), wird leider von den Einwohnern nicht recht benuzt,

---

*) Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig rc., den Maloya und Splügen. Bern 1825. S. 197.

**) Auch die Gemeinde Samaden besizt einen außer dem Dorfe am Wege zur Begräbnißkirche befindlichen Gypsbruch, dessen

wiewohl es als Beförderungsmittel für einen üppigen Graswuchs auf Wiesen sehr vortheilhaft angewendet werden könnte. Man bedient sich des Gypses nur zum Anweißen der Häuser und etwa noch zu Stuckaturarbeiten beim Aufbau neuer Gebäude. Mehrere Einwohner lassen ihre Güter in Abnahme kommen, und begehen die Thorheit, das Heu auswärts zu verkaufen, weil hier jeder mit seinem Eigenthume schalten und walten darf nach Gutbefinden *). Dadurch entziehet man den Gütern, ohne ihnen wieder einen Ersaz zu geben, den Dünger so sehr, daß einige derselben unter Campfeer ganz von weißem Moos, hier Schimmel genannt, überwachsen sind, wodurch die Güter ohne Abhülfe nach und nach gänzlich ruinirt werden.

Der kleine, nahe am Flecken befindliche See gewähret der Gegend einen ganz eigenthümlichen Reiz, und verschafft zugleich den hiesigen Jagdliebhabern manche unschuldige Freude. Im Spätherbst, und selbst zuweilen im Sommer finden sich wilde Ente ein, die bis zum eintretenden Winter, wenn sich nun der See mit einer kalten Eisrinde bedeckt, hier ihr Wesen treiben. Auch beherberget er in seinem Innern eine Menge der köstlichsten Forellen. Gegen St. Andreas gefriert er ganz zu und thauet im Mai wieder auf. Den Winter über bahnen die Einwohner von St. Moriz zu Herbeischaffung ihres Brennholzes eine kleine Fahrstraße über denselben und überfahren ihn Monate lang ohne Furcht und Scheu. Seine größte Wohlthätigkeit gegen die Einwohner

---

Produkt an Schönheit dem Alabaster ähnlich ist, aber eben so wenig wie jener zu St. Moriz zur Verbesserung der Güter benuzt wird.

*) Alles zu verkaufende Futter muß in der Dorf- oder Gemeinde-Waage, dergleichen in jedem Orte eine befindlich ist, abgewogen, und für jeden Rupp von dem Verkäufer an die Gemeinde 1 kr. abgegeben werden.

aber beweist er dadurch, daß bei großen Wassergüssen die Alpbäche in ihm und den übrigen kleinen Seen den mitführenden Schutt niederlegen, auf diese Weise ihre Wildheit verlieren, die sie sonst dem Inn mittheilen und das Thal mit Wasser überschwemmen würden. Vermuthlich mag von den einlaufenden Bergwassern, hauptsächlich aus dem Fretthal, die ungemeine Kälte dieses und der übrigen Engadiner-Seen herrühren, die selbst geübten Schwimmern öfters Schlagflüsse zugezogen und tödtlich geworden; weßhalb in St. Moriz und in der Umgegend Niemand gern schwimmen lernen will.

III.

Der Sauerbrunnen bei St. Moriz.

In Rücksicht der Menge mineralischer Wasser, die in der Schweiz dem Schooße der Erde entquellen, ist wohl kein Kanton reichlicher damit gesegnet als Graubünden, und in demselben hauptsächlich das Engadin. Chemisch untersucht, und auch durch Schriften öffentlich bekannt, sind die Mineralquellen bei Fideris im Prätigäu, der Sauerbrunnen auf dem Bernardin, der zu Schouls, und die Bittersalzquelle zu Tarasp, beide im Unter-Engadin, Peiden im Lugnezthal, Vals in dessen Nähe, und Belvedere unweit Chur. Aber die berühmteste von allen, ist doch immer die Sauerquelle bei St. Moriz. Sie verdient mit Recht der Bündner-Pyrmont genannt, und diesem Säuerling an die Seite gesezt zu werden. Ja man darf in Wahrheit sagen, daß in Absicht der Stärke des Luftsäuregehaltes, selbst

Pyrmonts und Schwalbachs berühmte Quellen der Morizer weichen müssen.

Etwa 25 Minuten vom Flecken südlich gelegen, in einem etwas sumpfigen Wiesenthale, jenseits dem Inn, am Fuße des Roseggebirges, quillt dieses herrliche Wasser. Wer die teutschen, böhmischen, oder auch nur in der Schweiz, das Badener-, Schinznacher- oder Heinrichsbad besucht, und die großen Paläste, die vielen Bequemlichkeitseinrichtungen und Vergnügungsanlagen, die allda für die Unterhaltung der Kurgäste errichtet wurden, gesehen hat, der würde sich ungemein täuschen, wenn er bei seinem Eintritt in's Engadin, und in die hiesigen Bäder, denselben Maßstab anlegen, und in diesem Hochthale nur etwas Weniges dem ähnlichen, erwarten wollte; denn in Absicht dessen was zur Bequemlichkeit erforderlich, und zum Vergnügen wünschbar wäre, findet man in allen Engadiner-Bädern wenig oder nichts. Dies galt bis auf die neuesten Zeiten hauptsächlich auch von dem St. Morizer-Säuerling. Denn gerade da, wo zum Behufe der Kurgäste gut eingerichtete Absteigequartiere hätten stehen sollen, fand man Jahrhunderte lang nichts als eine leere, steinerne Hütte, nach der sie, so lang die Kurzeit dauert, alle Morgen, bei jeder Witterung, zuweilen unter Schneegestöber, und auf schlecht unterhaltenem Wege, zu wandeln gezwungen waren.

Der Verfasser des Züricher-Neujahrgeschenkes von der Gesellschaft zum schwarzen Garten, vom Jahr 1811, sagt daher mit vollem Rechte: „So elend, so zweckwidrig ist also die Einrichtung gerade da, wo die Natur eine Gabe von so unschäzbarem Werthe darbietet. Diese unverzeihliche Nachlässigkeit muß um so mehr ärgern, je besser die Möglichkeit einleuchtet, solchen Hauptmängeln abzuhelfen, je lockender der Gewinn ist, den Erfüllung wiederholt und dringend ge-

äußerter Wünsche auch den Besizern der Quelle und allen Einwohnern von St. Moriz brächte. Aber vergebens ertheilt waren bis jezt so viele wohlmeinende Räthe, tauben Ohren gepredigt die Vorschläge sachkundiger Menschenfreunde, fruchtlos alle Versuche, die Einwohner des Ortes empfänglich zu machen, billigen Wünschen Gehör zu geben. Ihr eigenes Interresse übel berechnend, und fast sollte man glauben ohne Rücksicht auf die leidende Menschheit, läßt die Gemeinde von St. Moriz die Sache im Alten" ꝛc. ꝛc.*). Sie begnügte sich viele Jahre hindurch mit dem jährlichen Bezug eines Pachtzinses, ohne zum Vortheil und zur Bequemlichkeit der Kurgäste einige Einrichtungen zu treffen.

Was war nun die Folge dieser Vernachlässigung? Die Abnahme der Gäste wurde immer merklicher und bedeutender, was denen, die bisher von den fremden Kurgästen Vortheile gezogen hatten, nicht entgehen konnte. Wohl dachte man zuweilen an zu treffende Einrichtungen, um den Kuranten mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen, aber nie ernstlich! Wenn auch etwa Hand an's Werk gelegt werden sollte, so wußten immer einige eigennüzige Tonangeber, die ihren Privatvortheil dabei beschränkt sahen, die zu treffenden neuen Einrichtungen und Verbesserungen wieder zu hintertreiben. So erklärte sich einer dieser engherzigen Dorfmagnaten, den ich aber nicht näher bezeichnen will, auf folgende Weise gegen mich: glauben sie, mein Herr, daß wir um einer so kurzen Kurzeit von 6 bis 8 Wochen willen, große und kostspielige Bauten an der Quelle aufführen, und Wohn- und Speisehäuser in einer so sumpfigen Gegend aufführen werden? das geschieht in Ewigkeit nicht! —

*) Diese nicht vortheilhafte Schilderung paßt nicht mehr ganz auf unsere Tage, da, wie ich zeigen werde, im Jahr 1832 einige Einrichtungen zum Besten der Kurgäste getroffen wurden.

Nun trat aber der Fall ein, daß in den Jahren 1819 bis 24 zwischen Chur und Bellinzona eine fahrbare Kunst- und Handelsstraße über den Bernardino nach Italien eröffnet, und die auf dem Berge gelegene, schon seit mehrern 100 Jahren bekannte, aber wenig benuzte Sauerwasserquelle mit neuen Einrichtungen und Bequemlichkeiten versehen wurde. Die meisten Italiener, die ehedem St. Moriz besucht, und hier ein schönes Stück Geld zurückgelassen hatten *), zogen sich nun großentheils dahin, weil sie auf dem Bernardino besser und wohlfeiler bedient wurden; dabei genossen sie noch den Vortheil, auf das Bequemste mit Kutschen und Chaisen dahin gelangen zu können. Wollten sich nun die Bürger von St. Moriz ihrer Vortheile nicht ganz beraubt sehen, so waren sie jezt genöthiget, zur Bequemlichkeit der Kurgäste, an ihrer Heilquelle Verbesserungen zu treffen. Bei meinem lezten Aufenthalte daselbst 1830 wurde nun als nahe bevorstehend, davon gesprochen. Aber schon mehrere Jahre vorher war dieser Gegenstand unter ihnen berathen und in ernstliche Ueberlegung gezogen worden, weil einige alte Herren sich durchaus zu keinen Neuerungen verstehen, noch wie sie befürchteten, zu kurz kommen wollten. Nun hab' ich zwar das 1832 ins Leben getretene neue Kurhaus an- und über der Quelle, nicht selbst gesehen, aber gleichwohl kann ich doch meinen Lesern aus der interessanten

---

*) Im Jahr 1697 bediente sich Herzog Viktor Amadeus von Savoyen dieser Heilquelle. Auch der jezige König von Frankreich, Ludwig Philipp hielt sich 1794, als er damals unter dem angenommenen Namen Chabos 8 Monate lang, die Professur für Geometrie, Geschichte und die französische Literatur und Sprache an der Erziehungs-Anstalt in Reichenau ohnweit Chur bekleidete, einige Zeit hier auf.

Schrift *) des dortigen Brunnenarztes Dr. Wettstein in Samaden folgende nähere Berichte darüber geben:

Im Jahr 1831 und 1832 vereinigten sich ohngefähr 12 edle und menschenfreundliche Bürger des dortigen Hochthals, — (also nicht zunächst in St. Moriz selbst!) — zu einer Aktiengesellschaft für verbesserte Einrichtung im Kurhause, und ihren Bemühungen gelang es, die Hindernisse und Vorurtheile, die sich bis anhin jeglicher Verbesserung entgegenstemmten, auf eine würdige Weise zu beseitigen, indem sie sich's zum Zweck sezte, in der Erbauung eines ansehnlichen Kurgebäudes einem lang gefühlten Bedürfnisse endlich einmal abzuhelfen.

Ebenen Fußes, beim Eintritt in das gegenwärtige Kurgebäude, und in der Mitte einer geräumigen, hellen und trocknen Trinkhalle gegen Morgen, siehet man den aus Granitplatten formirten Wasserbehälter, dessen Seitenränder mit Eisenocker, oder talk- und kalkerdhaltigem Eisenoxid überzogen sind. Die Granitfassung ruht durchaus auf lehmigem Boden; zur Zusammenhaltung des Wassers ist das Gevierte mit einer Masse von Lehm, Sand und Mauerngeschiebsel eingedämmt und befestiget, und der Boden der Trinklaube mit gehauenen Platten belegt.

Bei einer Breite von 34 Fuß 5 Zoll, — 30 Fuß ° Zoll Länge und 16 Zoll Wasserhöhe, faßt der Behälter an kubischen Inhalte 14,640 Kubikzoll, oder 140 Bündner-Maas Wasser die Maas zu 16 Unzen Medizinalgewicht berechnet. Der Zuwachs oder Abfluß der Quelle ist in einer Minute 225

*) Beschreibung der St. Morizer Brunnen- und Badeanstalt, nebst Rath und Anleitung zum richtigen Gebrauche der Trink- und Badekuren. 2te vermehrte und mit einer Ansicht des Kurhauses versehene Ausgabe. Chur 1833. 8. bei Kellenberger, (Preis 48 kr.).

Schuh, 23 Kubikzoll oder 2 Schuh, 14 Maas; mithin füllt sich im Sommer das Becken bis zur Abflußöffnung in einer Stunde, wenn solches bis auf den Boden ausgeschöpft worden ist, und im Spätherbst bei kleinem Wasserstand in $1\frac{1}{2}$ Stunde.

In schiefer Richtung gegen den Fuß des Berges, ein Paar Schuhe von der eigentlichen Quelle, endeckte man beim legen der Fundamente kleine Aederchen mit Sauerwasser geschwängert, und eine starke Ader süßen Wassers in der Entfernung von 7 Schuh vom Kessel, welches zur Sicherung sowohl deß Brunnens als der Hauptmauer vom Hause abgeleitet wurde, um durch diese Vorkehrung der Besorgniß enthoben zu seyn, daß sich dieses mit dem Heilwasser vermische. Uebrigens getrauete man sich nicht unnüzer Weise an der Quelle selbst eine Veränderung vorzunehmen, oder eine neue Fassung zu wagen, indem man befürchtete, das Mineralwasser möchte eine andere Richtung nehmen, oder auch nur mehr oder weniger dadurch geschwächt werden.

Es ist klar, ohne Geruch, von starksäuerlichem, angenehm kühlendem Geschmack *) perlend und wie der Verfasser des Werkes: „Beschreibung der berühmten Bäder in

*) M. J. Fr. Heigelin, macht in seinen Briefen über Graubünden 1793, von diesem Wasser folgende Beschreibung: „Die Quelle erfüllt nach angehaltenem Regenwetter die Luft mit bläulichen Dünsten! Gleich dem schärfsten Essig zieht es Lippe und Zunge zusammen!!?, steigt in Kopf, wirkt durch die Nase wie Champagner, und übertrifft nach angestellten Versuchen das Pyrmonter-Wasser an mineralischen Tugenden.“ — Ob Herr Heigelin die Sache auf Kosten der Wahrheit in etwas übertreibt, oder ob wirklich die innern Kräfte des Wassers früher stärker als heut zu Tage waren, — vermag ich nicht zu unterscheiden. — Auch Scheüchzer fand dessen Geschmack fast wie Tinte, was ich durchaus nicht finden konnte.

Schweiz schreibt: „selbst berauschend"; was ich aber weder selbst erfahren noch von Andern gehört habe. Macht man den Versuch, den Finger ins gefüllte Glas zu stecken, so sezen sich alsbald rings umher eine Menge kleinere und größere Perlen an. Seine Heilkraft beweist es hauptsächlich dadurch, daß es reizend und stärkend, auf den gesunden Organismus Appetiterregend einwirkt, und die Verdauung befördert, die Lebenskraft erhöhet, und den Urin treibt. Wo überhaupt der Charakter einer Schwäche vorherrschend ist, da ist es ein Heilmittel für den kranken Organismus, und hilft besonders in folgenden Krankheiten: bei Magenschäche, schwachem Verdauungsvermögen, Schleim- und Säure-Erzeugung in gesunkener Thätigkeit des Gefäßsystemes und Mangel an Nervenkraft ꝛc. ꝛc. Nachtheilig aber wirkt es bei Fiebern, starken Blutflüssen, von welcher Natur sie immerhin seyn mögen, Eiterbildung innerer Organe, Epilepsie, Wahnsinn, Vollblütigkeit besonders mit Congestionen und Neigung zum Schlagfluß, bei der Schwindsucht und in Schwangerschaften.

Das spezifische Gewicht dieses Mineralwassers verhält sich zu dem destillirten Wasser wie 1003 zu 1000. Die Temperatur der Quelle 5 bis 6° Reaumür bei 7 Grad Luftwärme. Schon in frühern Zeiten wurde es von verschiedenen Chemikern und namentlich 1703 von dem berühmten Züricher Naturforscher Dr. Scheüchzer, in der Folge vom Apotheker Morell in Bern *) und 1814 von dem kürzlich verstorbenen Stadtarzt Dr. Aepli in St. Gallen untersucht und die innern Bestandtheile dieses Heilwassers

*) Nach dessen Untersuchung ist der Luftsäuregehalt stärker als im Spaa-, Schwalbacher- und Pyrmonter-Brunnen; so berichtet Dr. Ebel Thl. 3. S. 496.

chemisch ausgemittelt. Lezterer fand in 2, 4 Kubikzoll Wasser 4 Zoll 2 Linien fixe Luft bei schöner Witterung und an festen Bestandtheilen luftsaures Eisen, Bittererde und andere alkalische Theile; er rechnet dasselbe zu den vorzüglichsten bekannten Stahlwassern. Die lezte kunstgemäße Untersuchung dieses Wassers wurde im September 1822 von dem geschickten Scheidekünstler Kapeller, Apotheker in Chur, unterstüzt von Dr. Kaiser, Badearzt zu Pfäffers, angestellt *).

Die in schwarzen Marmor eingegrabene, früher im Hintergrunde der Trinklaube befestigte, jezt aber über dem Eingang des Kurhauses befestigte Inschrift, lautet:

Aspera quas quaeris lymphas dant saxa salubres,
Grata sub in gratis rupibus unda fluit.
Nunc alii Cereris jactent et munera Bacchi,
Omnis opes Tellus ducit ubique suas **).

Gewöhnlich in den warmen Sommermonaten, von Mitte Juli bis Mitte September, versammeln sich die Kurgäste jeden Morgen von 5 bis 10 Uhr in der Trinklaube, um sich ihre Gläser aus dem Becher des Brunnenmeisters füllen zu

---

*) Wem es daran liegen sollte, die Analyse ihrer Untersuchung näher nachlesen zu wollen, der findet dieselbe in der Schrift: Die Mineralquellen zu St. Moriz, Schuols, St. Tarasp, Bernardin ꝛc., chemisch untersucht von Apotheker Kapeller und historisch-topographisch und therapeytisch dargestellt von Dr. Kaiser, Chur 1826. 8. —

**) Sie werden einem gewissen Büsinus V. D. M. von Silvaplana zugeschrieben, und Fr. von Tscharner gab sie in folgenden teutschen Distichen wieder:

Rauhes Geklüft beut dir, was du suchst, heilbringende Wasser,
Aus unfreundlichem Fels rieselt die freundliche Fluth;
Rühmen Andere sich nun ob Ceres Gaben und Bacchus,
Eigene Schäze gewährt jeglichem Land die Natur.

lassen, oder nach Belieben selbst zu füllen. Der gegenwärtige Brunnenarzt meldet, daß die Aktionärs gesonnen wären, nächstens durch einen erfahrnen Mechaniker ein eigenes Pumpwerk an und über der Quelle anzubringen, wodurch einerseits bei einer hermetischen Verschließung des Kessels, das Wasser an Stärke gewinnen müßte, indem die fixe Luft sich nicht so leicht verflüchtiget, und anderseits mehr Bequemlichkeit für den Trinker und für die Wasserfassung entstehen würde.

Aus der Trinkhalle tritt man in ein zweites Gemach, wo die Vorrichtungen zum Wärmen des Badewassers geschehen. Hinter demselben befinden sich 6 abgesonderte getäfelte und mit den nöthigsten Erfordernissen versehene kleine Zimmerchen, jedes mit einer Badewanne, wo sich der Badende beliebigen Falls vermittelst der an den Zuflußkanälen angebrachten Röhren mit Wasser selbst versehen kann, oder dieses Geschäft dem Personale, das dafür besonders angestellt ist, überläßt.

Täglich können 24 Bäder ganz aus Mineralwasser zubereitet werden, indem der Kessel mit seinem Aufsaz 24 Saum Wasser faßt, das alle Tage aus dem Bassin gepumpt und gewärmt wird. Liebhaber können sich nach dem Bade in ein heizbares Kabinet und in's Bett begeben, bis der Körper seine allzugroße Reizbarkeit verloren, und ohne Gefahr vor Erkältung sich wieder der äußern Luft aussezen darf. Dahin wird dem Badenden auf Verlangen eine beliebige Erfrischung dargereicht, die in Kaffee, Chokolade, Fleischbrühe, oder auch einem Glase Veltliner mit Bisquit besteht.

Für die, welche zu Pferde am Kurhaus erscheinen, ist den Bädern und der Quelle zur Seite eine geräumige Remise angebracht, so daß man hinein reiten und fahren, und sich in ein beliebiges Gemach verfügen kann. Eine breite Treppe führt von unten hinauf in einen geräumigen Gang im zweiten

Geschoß, wo die Aufschrift über den Thüren den Fuß des Fremden leitet.

In derselben Etage befinden sich zwei ausgemalte Spaziersäle von 70 Schuh Länge und 20 Schuh Breite, heizbar, zum Gebrauch für die Gäste während dem Wassertrinken bestimmt. Darin bewegen sie sich nach jedem genossenen Glase Wasser hin und her, was besonders bei ungünstiger Witterung der Fall, wo die Bewegung im Freien nicht thunlich ist. Das Administrationszimmer auf gleicher Etage ist zugleich der Aufenthalt des Brunnenarztes, der die Mitaufsicht über die Anstalt führt, und jedem Kuranten gern geneigtes Gehör schenkt. Im Hintergrunde des Ganges sind für beide Geschlechter besondere Bequemlichkeiten mit der Horazischen Devise angebracht:

Si ventri bene, si lateri pedibusque tuis, nil
Divitiae poterunt regales adolere majus.

Im obersten Stock sind die Wohnungen der dienenden Personen während der Brunnen- und Badezeit angebracht. Der von den Kurgästen zu beziehende Erlös jeder Art kommt den Aktionärs zu gut, welche aber der Gemeinde jährlich 300 fl. bezahlen, und derselben nach Verfluß von 20 Jahren das Gebäude mit dem Zugehörigen eigenthümlich überlassen müssen.

Will man dieses Wasser in seiner ganzen Kraft und Annehmlichkeit genießen, so muß es nothwendig an der Quelle selbst getrunken werden, weil sein geistiges Wesen, oder die Luftsäure, die dem Wasser erst seine wahre Stärke gibt, mit unglaublicher Schnelligkeit verfliegt, sobald die äußere Luft dazu tritt. Es gewährt daher dem stillen, ruhigen Beobachter an der Quelle einen recht komischen Anblick, zu sehen, wie am Mäder- (Kirchweih-) Sonntag zu St. Moriz, aus den umliegenden Ortschaften der tyroler Heumäder und Mäderinnen, — deren sich hauptsächlich in dieser Jahreszeit

mehrere Hunderte im ganzen Thal zerstreut befinden, — schon mit dem frühesten Morgen schaarenweise zur segenspendenden Quelle wallfahrten, um ihre einige Maas haltenden Fäßchen, Bouteillen und Wassergefäße aus Hygieens heilbringendem Borne zu füllen. In bunten malerischen Gruppen, in ihrer auffallenden Landestracht, geschmückt mit farbigen Bändern, gelagert an den Berghalden, genießen sie dieses Mineralwasser mit Brot und Käse, wie einen Morgenschnaps, den einer dem andern unter scherzhaften und heitern Gesprächen zutrinkt.

Da sich auf dem nicht ganz gut unterhaltenen Wege zur Quelle, — ich rede von den Jahren vor, und bis 1830 — hie und da bei Regenwetter stehende Wasser bilden, oder auch, um sich an einem kühlen Morgen nicht zu erkälten, so lassen sich Viele das Wasser in Flaschen zur Wohnung bringen, was aber leicht begreiflich demselbem schon etwas von seiner Stärke benimmt. Gleichwohl kann es ebenso wie das Pyrmonter- und andere mineralische Wasser, wenn auch nicht in seiner ganzen Kraft, doch ohne allzu beträchtlichen Verlust seiner Luftsäure, gefaßt und versendet werden. Die Churer Spediteurs Laurer und Comp. wie auch Anton Braun, senden alljährlich ihre Leute zur Quelle und lassen es füllen. Entferntwohnende können sich daher an diese Häuser, oder an den Brunnenarzt, Herrn Dr. Wettstein, wohnhaft in Samaden, wenden.

Bei der nunmehrigen neuen Trink- und Badeeinrichtung, richtet die gegenwärtige Administration ganz besonders ihre Aufmerksamkeit auf Sorgfalt im Füllen und gute Verstopfung der ohngefähr ½ Maas haltenden Bouteillen. Denn nur bei schönem Wetter und wenn das Wasser in seiner höchsten Annehmlichkeit ist, wird die Füllung vorgenommen. Was sie auf das Depot nach Chur ꝛc. sendet, ist mit einem

Attest und einem besondern Siegel St. M. von ihr versehen, um Irrungen dadurch vorzubeugen.

Auf eine ganze Kur rechnet man 32 Flaschen, und der Betrag dafür mag ohngefähr nach folgendem Maasstab zu berechnen seyn:

Für 200 ordinäre Melser-Flaschen *) zahlt man	32 fl.	Bdnr. W.
Transport von Chur bis St. Moriz und gefüllt zurück	20 fl.	"
Auslagen für das Wasser, Siegeltaxe und Korkzapf	10 fl.	"
(Der Louisd'or zu 13⅗ fl.)	62 fl.	"

Dabei sind die Kisten zum Verpacken nicht mit einbegriffen, und eben so wenig das Trinkgeld an Weiber, die im fließenden Wasser, vor dem Füllen, die Flaschen sorgfältig ausspülen, bei welchem Geschäfte zuweilen einige zerbrochen werden.

Daß die Administration, bei ihren neuen Einrichtungen an der Quelle besonders auch ihr Augenmerk auf die Bäder gerichtet, habe ich bereits berührt. Ehedem wurde dieses Wasser weit weniger zu diesem Zwecke benuzt als zum Trinken, was vielleicht mehr dem Mangel einer bequemen Einrichtung, als dem Wasser selbst, beigelegt werden konnte. Gleichwohl fanden sich von längst her im Flecken ein Paar Frauen, die sich mit Zubereitung der Bäder in ihren Stuben abgaben, indem sie dieselben zu ¼ mit gewärmtem Brunnen- und

*) Diesen dünnen, grünen Melserflaschen die in der, nahe am katholischen Flecken Mels, im Kanton St. Gallen gelegenen Glashütte verfertiget werden, können wir aus frühern selbst gemachten Erfahrungen, keinen besondern Werth beilegen, und empfehlen weit mehr die bekannten Burgunder-Bouteillen oder Selterser-Krüge.

zu $\frac{3}{4}$ kaltem Sauerwasser zurichteten. Zu diesem Zweck ließen sie das Mineralwasser in Lägelen nach ihrer Wohnung führen, und bereiteten die Bäder in (auf Verlangen) gewärmter Stube. Ein solches Bad wurde mit einem Bündner-Gulden bezahlt. Diese obwohl sehr unvollkommene und mangelhafte Einrichtung bestehet auch jezt noch, und läßt bei der Stärkung die man nach genommenen Bade verspürt, nur bedauern, daß in dieser Rücksicht im Flecken selbst, bis jezt noch keine zweckmäßige Einrichtung getroffen worden, und berechtiget zu dem Wunsche, daß auch bald in dieser Beziehung eine allgemeinere wohlthätige Badeanstalt im Flecken selbst möchte ins Leben gerufen werden, besonders für diejenigen, welche bei schlechter Witterung nicht zur Quelle gehen können.

In Fällen, wo es einer besonderen Hülfe und eines ärztlichen Rathes bedarf, leistet der mehrgenannte Badearzt, der täglich ins Kurhaus kommt; oder ein anderer Arzt des Engadins, namentlich der geschickte Dr. Steiner zu Bevers denselben mit vollkommener Sachkenntniß. Nicht minder darf ich aus inniger Ueberzeugung den Apotheker Herrn Bovelin, eben daselbst jedem Kuranten empfehlen. Man wird an ihm einen eben so bescheidenen und theilnehmenden Rathgeber als geschickten Zoologen und Botaniker finden, der seine schönen Sammlungen aus beiden Fächern, jedem Liebhaber mit vielem Vergnügen öffnet.

Fast möchte man versucht werden zu glauben, daß man bei den nothgedrungenen, ins Leben gerufenen Verbesserungen und neuen Einrichtungen an der Quelle, mehr auf den Privatnuzen als auf den der Kurgäste gesehen habe, sonst würde man auch wohl dafür gesorgt haben, daß in der Nähe derselben ein oder mehrere Gasthäuser errichtet worden wären, damit besonders schwächliche und alternde Kuranten, während

der Kurzeit daselbst logiren, und dadurch unendlich mehr Bequemlichkeit genießen könnten, als es der Fall ist, wenn sie sich genöthiget sehen ihr Quartier im Flecken nehmen, und alltäglich den beschwerlichen Weg hinab ins Thal machen zu müssen; besonders bei ungünstiger Witterung und an kalten Morgen, an denen nicht selten mitten im Sommer frühmorgens Wiesen und Dächer mit Schnee bedeckt sind. Eine solche Einrichtung wäre nun freilich ihrem Privatvortheil entgegen gewesen, da die meisten Gastwirthe am Orte die sich nicht zur Quelle gewendet hätten befürchten müssen ihre Wirthschaft auf solche Weise ruinirt zu sehen. Daher ist es keinem Gemeindsbürger von St. Moriz gestattet, sich in der Nähe der Quelle niederzulassen, indem der Boden Gemeindegut ist; und so müssen es sich Brunnengäste noch ferner gefallen lassen, ihre Absteigequartiere in irgend einem Gasthofe am Orte zu nehmen.

Jeder Bürger und Niedergelassene in St. Moriz hat das Recht eine Schenkwirthschaft zu errichten und Gäste zu logiren.

Bei dem Junker Johannes Fluogi, einem gewandten und unterhaltenden Manne nach italienischem Schnitt, logirt man wohl am besten aber auch am theuersten. Die Speisen an der table d'hôte sind gut und ausgewählt, die Betten reinlich, Meublement aber im Geschmack des 17ten Jahrhunderts eingerichtet. Der reizenden Aussicht wegen hinab ins Thal, zur fernen Quelle und den grünen See, hat dieses Haus zugleich wesentliche Vorzüge vor den meisten Gasthäusern des Orts. Nur ist es zu bedauern, daß man auch hier aus den Zimmerfenstern wie fast in allen Wohnungen des Thals, keine bequeme Aussicht nach den genannten Gegenständen ins Freie genießen kann; denn die Fenster sind, um wahrscheinlich im Winter der Stube die Wärme nicht zu entziehen, sehr klein, und nur Tagelöcher zu nennen, durch die man

Mühe hat, seinen Kopf hinaus zu stecken, und froh ist, an den Ohren unbeschädigt wieder herein kommen zu können.

Die meisten Kurgäste kehren aber wohl bei Herrn Hauptmann Nikolo Flougi ein, welcher dem sogenannten Kaffeehause gegenüber ein geräumiges Haus mit hinreichender Pferde-Stallung versehen bewohnt. Für ein gutes Mittag- und Nachtessen nebst einer Bouteille Wein, aber ohne Frühstück und Nachtquartier, bezahlt man täglich 2 fl. 36 kr. R. W. Auf Verlangen läßt er dem Kurgaste, der vor dem Mittagessen etwas Weniges genießen möchte, eine Fleischsuppe zukommen, indem Kaffee oder sonst ein Frühstück, wie auch das Bett, apart bezahlt werden *). Hier finden sich gemeiniglich die meisten Kurgäste von Chur und aus der teutschen Schweiz ein, die wenn sie auch nicht allemal hier logiren, doch da speisen. Außer diesen beiden Privatwirthen, gibt es noch einige gute Gasthäuser, in welchen Kurgäste, die gern etwas billiger leben möchten, anständig bedient werden. Dies ist bei Fr. Wyß zum Adler der Fall, wo gewöhnlich Engadiner ihre Einkehr nehmen. Teutsche, die der romanischen und italienischen Sprache unkundig, finden aber in dieser Gesellschaft lange Weile. Gute und überflüssige Kost reicht der Mezger und Gastwirth Hemmi aus Chur, im Löwen. Da er immer frisches Fleisch, sehr häufig Forellen gibt, und für Mittag- und Nachtkost täglich nicht mehr als ½ Brabanterthaler fordert, so fehlt's ihm nie an Gästen, wohl aber an Raum zum logiren. Kuranten, die sich an einer etwas zu gemischten Gesellschaft nicht stoßen, befinden

*) Der mehrgedachte Verfasser des Werkes Beschreibung aller berühmten Bäder in der Schweiz rc. irrt, wenn er S. 229 den Betrag des Frühstücks, Mittagessen, Kaffees und eines leichten Abendessens täglich zu 8 bis 10 Franken, und die täglichen Ausgaben zu 20 Franken im Durchschnitt anschlägt.

sich hier recht ordentlich. Wünscht man in einem Privathause zu übernachten und etwa in einem der genannten Gasthäuser zu speisen, so kann man über die ganze Kurzeit, für 2 Brabanterthaler 1 Zimmer nebst Bett und 1 Commode erhalten. Bei Jgfr. Flougie im äußersten rechten Hause des Fleckens hinab zur Quelle, findet man um den Preis von 3 Brabanterthaler ein wegen der Aussicht gegen Silva plana und andern Bequemlichkeiten recht ordentliches Logis mit reinlichen Betten und Zugehör. Etwas theuerer sind die beiden Flougi. Aber auch nicht in einer Familie trifft man einige Mobilien in neuerem Geschmack *).

Aus diesen Berichten mag man sich von der Bewirthung an dem hiesigen Kurorte eine kleine Vorstellung machen. Sind nun auch die Speisen im Durchschnitt gut und schmackhaft, so findet sie doch wohl der, welcher an eine gute bürgerliche Kost gewöhnt ist — zu fett, wie dies im Durchschnitt fast überall in der Schweiz der Fall seyn mag. Die Braten, welche in Teutschland mit einer kräftigen Sauce aufgetragen werden, und die überall ihrer Mürbe und ihres Wohlgeschmackes wegen von Ausländern den verdienten Beifall erhalten, bereitet man hier nicht recht gut. Sie schwimmen in einer Butterbrühe die mit dem gebratenen Fleische, aus welchem sie doch fließen sollte, in geringer Verbindung steht. Die nicht selten aufgestellten Gemsebraten, gemeiniglich von alten Thieren, sind zäh und fast schlecht; sie entsprechen bei weitem den Erwartungen nicht, die man sich in der Entfernung, wo

*) Wenn der Verfasser der vorgedachten Schrift den Miethzins für ein Zimmer, täglich zu 4 — 8 Franken berechnet, so irrt er abermals, weil die Berechnung gar nicht nach einzelnen Tagen sondern auf die ganze Kurzeit, gewöhnlich für 3 Wochen gemacht wird. Bleibe man nun etwas länger oder kürzer, so bezahlt man den bestimmten Preis, wie ich ihn vorhin angegeben habe.

man dieses Gericht nur dem Namen nach kennt, davon macht. Das Rind- und Kalbfleisch ist in der Regel gut und schmackhaft. Aber Wein, — gewöhnlich trinkt man im ganzen Thal nur Veltliner, — Forellen, und das freilich der Kur nicht ganz zusagende Backwerk und Käse sind delikat; das schwarze Roggenbrot *) ist gewöhnlich alt, und darum so hart, daß es nicht wohl mit dem Messer geschnitten werden kann, wohl aber für ein gutes Gebiß, sehr nahrhaft und kräftig. Die, welche sich dessen nicht zu erfreuen haben, oder sich nicht daran gewöhnen können, erhalten weißes, welches aber nur während der Kurzeit für die anwesenden Fremden gebacken wird. Geflügel kommt selten auf den Tisch, und mag wahrscheinlich im Thal nicht gut zu bekommen seyn, doch lassen sich auf den kleinen Seen nicht selten wilde Enten blicken.

Es wäre zu wünschen, daß in sämmtlichen Wirths- und Gasthäusern die Speisen kurgemäßer eingerichtet würden; ein Wunsch, der in unsern Tagen fast an allen Kurorten laut wird, indem besorgte Aerzte von allen Seiten uns zurufen, daß diese künstlichen Gerichte das gemeiniglich wieder niederreißen, was das Heilwasser gern aufbauen möchte. Man gehe nur nach Baden, Schinznach ꝛc. der auswärtigen Badeorte nur nicht einmal zu gedenken, und man wird überall diese Klage hören. Nur Pfäffers, im Kanton St. Gallen macht in dieser Hinsicht hierin eine rühmliche Ausnahme. Hier speist der Badearzt mit an der Tafel, und unter seiner Aufsicht steht der Badedirektor oder Leiter der ganzen Anstalt; er sieht darauf, daß nichts kurwidriges bereitet und aufgetragen werde, daher dürfen weder geräuchertes Fleisch, noch saure Speisen, Salat, und Backwerk nur wenig auf die Tafel gebracht werden. Manche Beikost, als gedörrtes aber ausgesucht gutes

*) Unser Wirth ließ es an der Luft, unter offenen Fenstern erst noch recht hart werden.

Obst kehrt leicht begreiflich, um so öfters ein. Delikates Fleisch von abgesaugten Kälbern und gemästeten Rindern, womit der Abt des Klosters das Badhaus alle Wochen versiehet, entschädiget dagegen auf das reichlichste.

Kranke, und an einige Gemächlichkeit gewöhnte Fremde finden in St. Moriz zuweilen auch Anlaß zu besondern Beschwerden. So versicherte mich eine junge Dame aus der östlichen Schweiz, die bei einiger Schüchternheit, und noch überdies am Gemüth angegriffen, lieber auf ihrem Zimmer allein, als an einer zahlreichen Wirthstafel, großentheils unter unbekannten Herren, gespeist hätte, daß es ihr der Wirth vom Hause durchaus nicht habe gestatten wollen, wiewohl sie ihm denselben Preis für ihre einfache Kost zu zahlen versprach, als wenn sie an der table d'hôte äße. Da aber der ungefällige Wirth, den ich weder nennen noch näher bezeichnen will, in der Vermuthung stand, daß in der Zukunft auch andere diesem Beispiele folgen möchten, so mußte sie sich zu ihrem Nachtheil in eine so unbillige Hausordnung finden. Zu ihrem Verdruß machte sie die unangenehme Erfahrung, daß zum Theil mit durch diesen Umstand, ihre Kur fehl schlug. Hingegen gestatten alle Gastgeber, daß bei dem hohen Preise des Kaffees im dortigen Thal, jeder Gast denselben vom Hause mitbringen und sich bereiten darf. Für Frauenzimmer, die sich an dieses Getränk gewöhnt haben, ist dies ein ökonomischer Vortheil von welchem man hier gern Gebrauch macht.

Von dem während der Kurzeit hier unter den Brunnengästen herrschenden Tone, in Absicht auf gesellschaftlichen Umgang, läßt sich nichts Eigenthümliches sagen. Ich glaube aber bemerkt zu haben, daß Italiener und Veltliner, Engadiner, Schweizer und die wenigen Teutschen die heut zu Tage noch dieses Heilwasser hier trinken, Jeder sich so ziemlich zu seiner

Landsmannschaft hält, und gemeiniglich auch in einem Gasthofe beisammen logiren. Wer mit der Landessprache unvertraut, findet bei den ohnehin zurückhaltenden Ortsbewohnern, die in der Regel von den anwesenden Kurgästen wenig Notiz zu nehmen scheinen, wenig Unterhaltung aber viele lange Weile. Wer jedoch nicht zu große Prätensionen an seine Mitmenschen zu machen gewohnt, mittheilend und gesellschaftlich ist, und sein liebes Ich daheim läßt, der wird in St. Moriz immer seinen Mann finden. Wir, die wir im Sommer 1830 hier das Sauerwasser zum leztenmale tranken, erinnern uns noch jezt mit großem Wohlgefallen an den edlen, vielgeprüften, und in jeder Beziehung liebenswürdigen Kaufmann Mylius, dessen Haus bekanntlich zu den ersten und angesehensten in Mayland gehört. Solche, durch ihren Reichthum in der menschlichen Gesellschaft beglückte Männer werden besonders durch ihre Herablassung und ein anspruchloses Benehmen gegen ihre niedern Mitbrüder, wahrhaft ehrwürdig und schäzbar.

Die Tagesordnung mag hier so ziemlich dieselbe wie in andern Heilbädern seyn. Gegen 10 Uhr des Vormittags trifft gemeiniglich der vom Genuß des Sauerwassers und vom Rückwege hinauf nach St. Moriz etwas ermüdete Kurgast wieder in sein Logis ein. Hier überläßt man sich gern der Ruhe, oder ordnet das Tagebuch, bis die Uhr zum Mittagessen einladet. Bei Tische wird etwa für den Nachmittag eine Parthie de plaisir besprochen, oder im nahen Kaffeehause bei einer Tasse Kaffee ein Spielchen gemacht. Nur möge man sich von diesem Gesellschaftshause, in welchem gewöhnlich alle Mittage nach Tische mehrere Herren eintreffen, keine große Vorstellung machen, da es mit einem Kaffeehause in irgend einer größern Stadt durchaus keine Vergleichung aushält. Es ist nur ein Stübchen, das kaum 20 — 30 Personen aufnimmt, die, wenn sie sich nicht im Zimmer

herumbewegen, an einigen Tafeln nothdürftig Plaz finden. Hier liegt bloß die Spielkarte auf, und an ein Billard, an eine am Haus angebrachte Kegelbahn oder an einen im Zimmer befindlichen Kegeltisch, ist durchaus nicht zu denken. Noch weniger findet man ein politisches Zeitungsblatt, und nur einige Privatpersonen im Ort lesen die Comoer= *) Lausanner=Zeitung, und das im Jahr 1829 in's Leben gerufene, und vom Bundes=Präsidenten J. Fr. von Tscharner und Professor Röder zu Chur redigirte, Bündnerische Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung, das keine politische Tendenz hat **). Den Kaffee bezahlt man gewöhnlich nach der Zahl der genossenen Tassen zu 6 Bluzger (5 kr.), mit Milch jede Tasse Kaffee 2 kr. mehr, so auch mit etwas Brot oder Bisquit.

Wer zu Herstellung seiner Gesundheit schon mehrmahl genöthiget war für einige Wochen ein auswärtiges Bad besuchen zu müssen, der wird gefunden haben, welchen entschiedenen Einfluß auf den guten Fortgang der Kur ein angenehmer Lebensgenuß hatte, den er dort fand. In dieser Beziehung muß man freilich von St. Moriz wenig erwarten; denn bei dem bunten Gemisch von Fremden aus allerlei Gegenden, deren verschiedene Sitten und Sprachen das Angenehme des Umgangs erhöhen würden, fehlt es doch an einem Berührungs=Punkte zu gemeinschaftlichen Erholungen und Genüssen.

---

*) Von Como, der Hauptstadt der östreichisch=mayländischen Delegation, am See gleiches Namens.

**) Dieses Volksblatt hat kürzlich für unbestimmte Zeit zu erscheinen aufgehört. Die 1830 erschienene Bündner=Zeitung war im Sommer gedachten Jahres noch nicht in's Leben getreten. Seit dem 1. März 1836 besizt der Kanton auch eine Zeitung im Oberländer=Romanischen Dialekte, welche den Titel il Grischun romansch (der romansche Graubündner) trägt.

Daher ist z. E. an ein Concert, an einen Ball unter den Gästen, oder irgend eine andere gesellschaftliche Freude, hier nicht zu denken. Gleichwohl vereinigen sich zuweilen einige junge Herren, um in der nahen Mühle ein Tänzchen oder ein Scheibenschießen, an welchem leztern freilich nur Wenige Antheil zu nehmen im Stande sind, zu veranstalten. Am häufigsten werden, da es an Pferden, welche die Kurgäste von Chur mitbringen, oder am Orte selbst daran keinen Mangel hat gesellschaftliche Parthieen zu Pferde in benachbarte Ortschaften, nach Sils, Pontresina, an die Au, oder anderswohin veranstaltet, um sich daselbst bei dem Genusse eines guten Glases Veltliner, den man hier zu Lande in der Regel fast überall gut findet, zu erfreuen (das Maas zu 40 — 48 kr. berechnet). An den Donnerstagen versteigt man sich gewöhnlich nach dem Mittagessen etwas weiter, und reitet oder fährt nach Ponte 2 Stunden unter St. Moriz, um etwa die aus der Heimath eingegangenen Briefe und Neuigkeiten in Empfang zu nehmen.

Nicht leicht verläßt ein Kurgast, der einigen Sinn für Naturmerkwürdigkeiten hat, diese Heilquelle, ohne den Bernina über welchen ein getriebener Felsenpaß ins Puschlaverthal und nach dem Veltlin führt, bestiegen zu haben. Die größeste Merkwürdigkeit dahin ist der auf diesem Wege anstoßende Berninagletscher, welcher ohne Zweifel der größte in Bünden und vielleicht der ganzen Schweiz ist. Er besteht eigentlich aus 3 Hauptkörpern von ungeheuern Eismassen, die in einer Länge von 16 St. zwischen dem Veltlin, Bergell und Ob- Engadin liegen. Gemeiniglich vereiniget sich eine Gesellschaft, — welche aber für diesen Fall die Kur einen Tag aussezen muß, läßt in einem der 3 dortigen Wirthshäuser, wohin man in 3 Stunden von St. Moriz reiten kann, ein Mittagessen bestellen, und schickt sich dann an,

den Gletscher zu Fuß selbst zu besteigen, indem man die Pferde im Wirthshause, oder in einer nahen Sennhütte, wo man auch etwas Alpenkost erhält, stehen läßt.

Diese Gletscher sind in einigen von den Thälern, die sie ausgefüllt haben, von einer unermeßlichen Dicke. Durchgehends werden sie auswärts von schrecklichen Obelisken und Pyramidenförmigen Firsten umgeben, auch öfters von solchen durchschnitten; diejenigen, welche sich in der Mitte befinden, sind ganz mit Eis überzogen, und bilden prächtige Eiskegel, die man aber eher aus fernen Gebirgen als in der Nähe entdeckt. Aus diesen Eismassen erhalten der Inn, die Adda, und die Mára einen starken Zuwachs. Ohnerachtet dieser entsezlichen Eisgegend geht dennoch ein Fußsteig, aber nur Gemsenjägern bekannt, von dal Masino hinüber auf Bondo im Bergellerthal, und eine Art Landstraße die im Sommer auch mit Pferden befahren wird, führt aus dem Malengerthal nach Maloggia über den Muretto. Der Weg über den Bernina von Tirano nach Samaden ins Engadin, wird aber mehr gebraucht, und ist minder gefährlich, weil auf dieser Seite der Eisberg ein Ende hat.

Wem es nach beendeter Kur Zeit und Umstände gestatten, auf einem kleinen Umwege die Reise nach der Heimath anzutreten, der wählt nicht selten auf einem leichten, einspännigen Wagen *) den interessanten Weg über die Berninahöhe, gelangt in 8 bis 10 Stunden nach Puschlav, und sezt nun auf schön unterhaltener Straße die Reise durch's paradiesische Veltlin nach Chiavenna (Klefen) fort. Hier

---

*) In der mehrgedachten Beschreibung der Schweizerbäder wird S. 230 der Rath ertheilt, Kutschen mit in's Engadin zu bringen, da der Zugang dahin leicht (?) sey!? ꝛc. ꝛc. Bis 1837 war es wohl unmöglich davon Gebrauch zu machen.

findet man bei Herrn Albert Conradi, einen wackern Oberteutschen aus der Gegend von Würzburg, dem einzigen teutschen und protestantischen Wirthe hiesigen Orts, eine eben so gute als freundschaftliche Aufnahme. Ja, was einem Fremden oft so sehr erwünscht ist, einen vortrefflichen Apparat geographischer Schriften, Kupferwerke und Landkarten über die Schweiz in teutscher, italienischer, französischer und englischer Sprache, wie man sie wohl selten so reichhaltig antrifft, in einem zu diesem Behufe besonders eingerichteten schattigen Saale aufgestellt. In demselben kann sich der Reisende nicht bloß auf das angenehmste — besonders wenn ihm die Witterung einen unangenehmen Streich spielen sollte, — unterhalten, sondern auch an der Grenze von Italien und der Schweiz, sich zur Fortsezung seiner Reise auf die bequemste Weise vorbereiten. Bei diesem Anlaß unterlasse man ja nicht, die dem Gasthofe des Herrn Conradi gegenüber liegende alte Schloßruine, mit dem schönen Garten, Paradiso genannt, zu besteigen, wie wohl der ungefällige Privateigenthümer den Fremden ungern den Zutritt (1830) gestattet. Will man den Weg zu dem in der Nähe befindlichen traurigen Grabmale antreten, welches die Einwohner (2430 derselben) von Plürs bedeckt, so wird man heut zu Tage freilich nur noch einen unübersehbaren dichten Kastanienwald finden, der sich über den Gebeinen dieser unglücklich Erschlagenen erhebt! Höchst interessant wird man von Klefen den Weg über den Splügen, hinab ins Schamser- und Domleschgerthal, durch das verlorene Loch, und die Viamala finden, die seit 1818 mit Recht eine Viabona genannt werden könnte.

Doch lenken wir wieder auf St. Moriz ein. Unter die Unannehmlichkeiten die der Kurgast in diesem von der literarischen und politischen Welt ganz abgeschnittenen Hochthale erfährt, gehört auch noch, daß man in der Regel wöchentlich

nur einmal, und zwar am Donnerstage Nachrichten aus der innern Schweiz und Teutschland erhält. An diesem Tage trifft der Bote von Chur mit Briefen und Zeitungen über Bergün und Weißenstein in Ponte ein. Unter solchen Umständen ist man also froh, wenn an den übrigen Wochentagen gewöhnlich durch ankommende Kurgäste Nachrichten aus der Unterwelt eingehen. Nie war wohl seit vielen Jahren die Straße von St. Moriz und Ponte lebhafter als im Jahr 1830 nach den zu Paris in den lezten Juliustagen sich ereigneten großen Weltbegebenheiten, von denen man Sonntags den 8. August durch angekommene Fremde aus Chur die ersten noch unverbürgten Nachrichten erhielt.

Diese großartigen Ereignisse fanden auch unter den hiesigen Kurgästen und den bedeutendsten Einwohnern einen volltönenden Wiederhall und es zeigte sich unter den anwesenden italienischen, teutschen und schweizer Kuranten, daß theils politische theils merkantilische Rücksichten die Herzen der Anwesenden mit einem Nachbarstaate verbinde. Der Chef des großen teutschen Handelshauses, Mylius in Mayland (von Frankfurt a. M.) dieser als Mensch und Christ gleich liebenswürdige Mann, dessen ich schon oben erwähnte, befand sich eben mit seiner Familie anwesend. Bei seinen ausgebreiteten Handelsverbindungen in ganz Frankreich und Italien konnte er wohl über diese unzuberechnenden, folgenreichen Vorfälle, nicht gleichgültig bleiben.

Durch Briefe an mehrere hier anwesende Züricher-Kaufleute, und durch eintreffende Kurgäste aus der innern Schweiz wurden die Nachrichten immer geordneter und richtiger, und da es dem Orte, wie bereits gemeldet, an Zeitungen fehlte, so ließ man von Zürich politische Blätter kommen, während die Ober-Italiener sich bemüheten, aus ihrer Heimath nähere Berichte einzuziehen. Mit großem Verlangen erwarteten alle

Anwesende den folgenden Posttag, und fast sämmtliche Kurgäste machten sich zu Fuß und zu Pferde auf den Weg nach Ponte, um die eingegangenen Zeitungen und Briefe in Empfang zu nehmen. Der ganze Flecken befand sich in Alarm; aus allen benachbarten Ortschaften waren Neugierige herbeigeströmt, und wer eine Neuigkeit erhalten, glaubte sich verpflichtet, seinem Nachbar, oder dem ersten Besten, bekannt oder unbekannt, fremd oder einheimisch, solche mittheilen, erklären, und auseinander sezen zu müssen, welch großes Glück und Heil der ganzen Menschheit durch dieses wichtige Ereigniß zu Theil geworden sey. Mylius, nachdem er von dem wahren Stande der Dinge so viel als möglich Kenntniß genommen, reiste mit seiner Gattin und trauernden Schwiegertochter, die wenige Wochen vorher ihren Geliebten, den einzigen Sohn und Leibeserben des Kaufmann M. verloren, alsbald nach Mayland ab. Wiewohl Manche mit ängstlichen Besorgnissen und Bedenklichkeiten hinaus in die Welt blickten und staunten, so gab es auch wieder Viele und wohl die Meisten, die sich unbedingt der froheſten Hoffnung für eine kommende bessere Zukunft überließen, mit Entzücken und Lobeserhebungen auf die große Nation hinblickten und dieselbe bewunderten und sie und sich höchst glücklich priesen.

Die sonst kühlen und bedächtigen Bündner, und die sämmtlichen Gäste aus allerlei Ländern in St. Moriz, waren und benahmen sich fast wie ausgelassene Kinder. Diese dithyrambische Stimmung stieg von Tag zu Tag, je ausführlichere Berichte von ankommenden Fremden und aus Privatbriefen eingegangen waren. Ja, wer sollte es glauben, schon in den ersten Tagen äußerten die anwesenden Lombarden, Klesener, Wormser und Veltliner: auch ihnen bringe dies alles Heil und Hoffnung zur Rückkehr besserer Zeiten in — alte Formen!!

Doch wir lenken wieder von dieser politischen Abschweifung nach dem St. Morizer = Sauerbrunnen ein. Bei schlechter Witterung wirkt die hiesige Luft auf Kranke und Schwächliche sehr nachtheilig ein, und nicht leicht ist ein Kurort zu finden, wo eine gute Witterung ein so unentbehrliches Erforderniß ist als hier. Die Entfernung der Quelle vom Wohnort, die elende Schuzwehr gegen die Kälte, Regen und Schneegestöber, die geringe Qualität des Wassers bei regnerischem Wetter, machen an solchen Tagen den hiesigen Aufenhalt fast unleidlich. Denn an solchen Tagen ist man sich gewöhnlich selbst überlassen und siehet sich auf sein einsames Kämmerchen eingeschränkt, in welchem man sich wegen Mangel eines Ofens übel berathen sieht. Gern geht man daher einem warmen Stübchen nach, das man im Kaffee = oder Wirthshause findet. Daher ist an keinem Kurorte die Bemerkung beherzigenswerther als in St. Moriz, sich ja, um sich vor Verkältung zu verwahren, mit warmen Winterkleidern von Hause aus zu versehen. Denn in diesem hohen Alpenthale, das nach Dr. Ebel 4200—4800 Fuß über dem Mittelmeere liegt, folgen nicht selten nach dem heißesten Mittage kalte Nächte und Morgen, bereifte Wiesen und mit Schnee bedeckte Dächer.

Für's Vergnügen und eine angenehme Zerstreuung der Brunnengäste in freier Natur, haben, wie schon zum Theil aus dem Obigen erhellet, die Ortsvorsteher und Gastgeber in St. Moriz eigentlich gar nicht gesorgt. Oder sollte ihnen nicht daran gelegen seyn, zu ihrer segensreichen Quelle recht viele Gäste zu ziehen? Um einige Anlagen in's Leben zu rufen, was auf dem Gemeindeboden bei und neben der Quelle und in dem herrlichen Arven= und Lerchenwäldchen sehr leicht geschehen könnte, oder um nur wenigstens für den ermüdeten Kuranten ein Ruhebänkchen an dem Wege

anzubringen, — das fiel bis jezt (1830) noch Niemanden ein. Selbst die Straße zum Brunnenhause wurde nicht einmal sorgfältig unterhalten! Ja, hätte man nicht halben Wegs dahin eine Säule errichtet, die dem Unkundigen die Richtung zeigt, so wäre zu befürchten, daß mancher den Weg verfehlen, und an Statt bei der Quelle in dem Dörfchen Campfeer eintreffen würde. Solche engherzige, kalte Seelen, die weder zur Erquickung noch zum Vergnügen ihrer kränklichen Mitbrüder etwas thun, und keinen Fuß bewegen, insoferne nicht der Vortheil in klingender Münze auf ihren Händen liegt, sollten zuweilen auswärtige Brunnenanstalten besuchen, um zu sehen, was Landesherren, Ortsobrigkeiten, ja selbst Privatunternehmer in Böhmen, Teutschland und der Schweiz in dieser Hinsicht thaten, und welche Anstrengungen sie sichs kosten ließen, um den leidenden Mitbruder an den Ort, der seine Gesundheit stärkt, zu fesseln, ihm noch für die Zukunft ein dankbares Andenken einzuflößen, und zu erhalten. Ich rede nicht von den großen Anlagen im Karlsbad und Töpliz, noch von Baden-Baden und andern teutschen Bädern; aber wie viel lassen es sich alljährlich die Mönche zu Pfäffers, die Ortsobrigkeit und Gastgeber zu Baden im Kanton Aargau kosten, um das Vergnügen und die Zerstreuung der Kuranten zu erhöhen? Mit welchen Anstrengungen erheben nicht die Privatunternehmer in Schinznach und im Heinrichsbad ihre Anstalten durch alljährlich angebrachte Verschönerungen, so daß selbst Könige gern einige Tage bei ihnen verweilen!?*) Und ihr Magnaten von St. Moriz was thatet ihr seit Jahrhunderten an euerer Quelle der leidenden Menschheit zu Liebe?

*) Schon mehrere Jahre nacheinander machte der König von Würtemberg mit seiner Familie im Heinrichsbad, Kant. Appenzell, für kurze Zeit einen Besuch.

Man wird es den Vorstehern des kleinen Dorfes Bernardino, an der neu eröffneten Straße aus dem bündnerschen Rheinwaldthale nach Misox, 5010 Fuß über dem Mittelmeere, wahren Dank wissen, daß sie mit Hülfe einiger reichen Unternehmer ihre von Alters her bekannte Sauerwasser-Quelle neu fassen und zeitgemäße Einrichtungen dabei treffen ließen. Es steht zu erwarten, daß dieser Kurort wegen seiner Straßenbequemlichkeit mit der Zeit einer der besuchtesten in Bünden werden wird. Dadurch entstand nun zwischen ihnen und denen von St. Moriz eine Art von Rivalität, denn indirekt gab die Bernardiner-Brunnenanstalt zu dem, was seit 1831 und 32 in St. Moriz geschah, den kräftigsten Anstoß. Wohl nimmermehr wären die Herren Engadiner zu bewegen gewesen, etwas zum Besten der leidenden Menschheit an der Quelle zu unternehmen, hätte sie nicht die Befürchtung gequälet, es möchten am Ende die Kurgäste ganz ausbleiben. Daraus gehen also die Beweggründe hervor, durch welche die St. Morizer angetrieben wurden, der leidenden Menschheit einige Opfer zu bringen.

(Die tabellarische „Zusammenstellung der Mineralquellen ꝛc." sieh' am Schluß.)

IV.

Land und Gewässer.

In Absicht auf Naturschönheiten gehört das Engadin ohnstreitig zu den reizendsten und merkwürdigsten Thälern der Schweiz. Zwei lange, parallel-laufende Gebirgsketten

(zu Seite 70.)

andteutschen Mineralquellen *).

nen:

Salzsaurer	Kieselerde.	Extractivstoff.	Kohlensaures Eisenoxidul.	Kohlensaures Gas an Kubikzollen.
		0,09	1,05	30
0,02		0,01	0,32	19,5
		eine Spur	0,80	16,25
	0,25	0,20	0,25	26
			0,46	29,40
		0,20	0,21	17,50
[illegible]			[illegible]	[illegible]

schließen es in ihre Mitte. Seine Länge vom Malojaberg bis Martinsbruck an der tyroler Grenze, beträgt 18 St. Selten hat es mehr als $1/_2$ St. Thalbreite und zerfällt in das obere und untere Engadin. Jenes hat vom Maloja= bis zum Casannaberg 7, dieses bis an die tyroler Grenze 11 Stunden Länge.

Der Inn, der Größe nach Bündens 2ter Fluß, durchströmt es in seiner ganzen Länge, und von beiden Seiten mit einer Menge von Bächen bereichert, tritt er bei Martinsbruck mit reißender Kraft ins Tyrol, und nachdem er bei der Festung Kufstein und Innspruck vorbeigeeilet, verbindet er sich bei Passau mit der schmuzigblauen und unansehnlichen Donau, die ihm, dem stärkern Bruder, mit Unrecht seinen Namen und seine Schönheit raubt.

Durch's Ob=Engadin reihen sich mehrere kleine Landseen einander an, die dem lieblichen Thale die schönsten Reize geben und in den heißen Sommermonaten die Hize merklich mildern. Sie werden den Einwohnern hauptsächlich auch dadurch wohlthätig, daß die von beiden Seiten der Gebirge herabströmenden Bergwasser denselben ihre ganze Furchtbarkeit benehmen, und ihre überschwemmenden Schrecknisse wohlthätig vertheilen.

Fremde, die dieses Höhenthal betreten und die Menge von Kurgästen welche jährlich am Sauerbrunnen bei St. Moriz ihre wankende Gesundheit zu befestigen eintreffen, fanden von jeher an einem Spaziergang an den reizenden Seeufern den schönsten Naturgenuß. Die lieblichen Bilder, welche ihre Fantasie hier aufzufassen Gelegenheit hat, die mannigfaltigen Gestalten in welchen diese Seen erscheinen, die weit ins Wasser hineinreichenden Gruppen schöngeformter Arven= und hoher Lerchenbäume, die mit den wohlhabendsten Palästen gezierten Ortschaften und die grünlichen Gletscher auf hohen

Gebirgen vom tiefblauen Alpenhimmel überwölbt, gewähren eine Ansicht, die man wohl nirgends so schön finden wird.

Der Silser-See, ob wohl nur 1½ St. lang und ¾ St. breit, ist der größte derselben, und reicht vom Wirthshaus auf dem Maloja bis zum Dorfe der ihm den Namen gibt. Seinen Wasserzufluß erhält er von mehrern Bächen die rechts und links von den Höhen auf ihn herabströmen, unter denen man hauptsächlich den Ausfluß eines kleinen Bergsees auf dem Septimer schon im 12ten Jahrhundert als die eigentliche Quelle des Inn *) angegeben hat. Bei dieser Wahrnehmnng fand man, daß 3 kleine Seen auf dem genannten Gebirge, ihre Gewässer auch in 3 verschiedene Weltgegenden ausgießen. Denn der eine theilt das seine durch den Inn und die Donau dem schwarzen-, der andere durch die Mära über Klefen dem mittländischen- und der dritte durch das Oberhalbsteiner Wasser dem Rhein und der Nordsee mit.

Durch einen schmalen Kanal hängt der Silsersee mit dem Silvaplaner zusammen, und diesen theilt eine breite Erdzunge auf welcher das Dorf Silvaplana liegt, in zwei ungleiche Hälften. Der See bildet hier eine Enge, über welche eine 80 Schuh lange Brücke in's Dörfchen Surlack (locus supra lacum,) 8 Minuten von Silvaplana gelegen, führt, und in welchem sich eine kleine Kirche befindet.

Vor etwas mehr als 40 Jahren löste sich aus dem über'm Dörfchen liegenden Gletscher eine so ungeheuere Masse Steinschutt los, daß das Oertchen mit seinen umliegenden Gütern fast

---

*) S. Fragmente der Staatsgeschichte des Veltlins, Thl. 3, 51. — „ — „ per iugum Septimi, heißt es hier, montis quo Rhenus et Oenus (der Oberhalbsteiner-Rhein und der Inn) fluvii, oriuntur.

ganz damit überschüttet und beinahe zerstört wurde. Würden aber die Einwohner nach der Ansicht sachkundiger Männer den Ausfluß des Sees unter dem Dorfe Campfeer nur um eine Klafter vertiefen, was leicht möglich wäre, so gewännen die Sürlacker wenigstens 30000 Klafter guten, ausgetrockneten Boden.

Durch eine schmale mit hohen Lerchenbäumen bewachsene Erdspize steht der Silva planer-See mit dem bei Campfeer der nur $1/4$ Stunde Länge mißt in Verbindung. Wild und rasch wendet er sich hinab gegen St. Moriz, eilt bei der dasigen Sauerquelle vorüber, und fällt in den kleinen aber lieblichen St. Morizersee.

Diese Seen gefrieren gegen St. Andreas oder Ende November ganz zu, thauen im Mai wieder auf, und gestatten es, daß man im Winter mit Dünger- und beladenen Holzwägen darüber fahren darf. Ihr Wasser zeichnet sich durch ungemeine Kälte aus, was vermuthlich von den Bergwassern herrühren mag, die von allen Seiten ihren Ueberfluß in sie absezen. Sie sind sämmtlich reich an Fischen und hauptsächlich Forellen; doch muß der Fischfang in ältern Zeiten ergiebiger als heut zu Tage gewesen seyn, wie aus einem bischöflichen Verzeichniß vom Jahr 1645 erhellet, in welchem man die Verordnung fand, „daß die dortigen Fischer verpflichtet wären von Mitte Mai bis Michaelis alle Freitage 500 Fische dem Bischof zu liefern, davon jeder eine Spanne Länge haben müsse. Die Fischer von Silva plana und Sils aber seyen jährlich absonderlich noch schuldig 4500 Stück von obgesagter Größe zu liefern".

Da die Einkünfte der Seegemeinden Sils, Silva plana und St. Moriz sehr gering, und weder Kirchen-, Schul- noch Armengüter (1830) vorhanden sind, so bestreiten sie die nöthigen Gemeindsausgaben aus einigen Pachtungen,

die etwas Geld abwerfen. Hieher gehört auch die Seefischerei. Die Gemeinde Silvaplana, welcher nur ein geringer Theil am Silsersee gehört, bezieht davon 20 fl. und St. Moriz das ehedem 40 fl. bezog, erhält nur noch 36 fl., weil sich die Menge der großen Forellen von Jahr zu Jahr immer mehr vermindert. Die Seepächter sind gemeiniglich Tyroler, die aber ihr Geschäft ohne alle Sachkenntniß, besonders aber zur Zeit der Laiche mit Garnen sehr emsig betreiben, wodurch aber die Brut zerstört und die Fischerei aus gegenseitigem Brotneide immer mehr vermindert wird. In den Sommertagen wird mit der Ruthe häufig gefischt, was allen Hochgerichtsgenossen erlaubt, andern Kantonsbürgern eigentlich untersagt, jedoch nicht beobachtet wird.

Während der Kurzeit ziehen sich eine Menge Fischer aus allerlei Gegenden des Kantons, um des Forellenfanges willen, nach St. Moriz, wo ihre Fische in den Gasthäusern reichlichen Absaz finden. Sie bedienen sich sehr langer leichter Schilfrohre, die den Namen Gane führen, aus den Ober-Italischen Seen eingeführt, und das Stück mit einem Brabanterthaler bezahlt wird. Diese Leute beklagen sich aber sehr über den in der Laichzeit durch ungeschickte Garnfischerei verminderten Fischfang der ausländischen Pächter, und bemerken, daß sie in frühern Jahren täglich bei 20 bis 30 Pfund Fische gefangen, und jezt froh seyn müßten, 6 zusammen zu bringen. Sie sezen das Pfund zu 12 kr. ab, sind aber lockere Leute, die selten etwas erübrigen, sondern den Erlös meistens in Wein und Branntwein wieder vertrinken.

Noch befindet sich im Celeriner Walde am Fußweg von St. Moriz über Punt Sela nach Pontresina ein kleiner fischreicher See, der aber, weil er keine Forellen, sondern nur eine unschmackhafte Sorte Fische enthält, von Fischern nicht benuzt wird.

Der Inn der seinen Lauf durch die vorhin genannten 4 kleinen Seen genommen hat, drängt sich nun aus dem St. Morizer durch 2 Felsen durch und bildet einen recht artigen Wasserfall, den man aber seiner unbequemen Umgebungen wegen nicht gemächlich beobachten kann. Nachdem er aber sein Wasser mit dem reißenden Bergstrome Flaz, der aus dem Pontresiner Thale hervorstürzt, verstärkt hat, fließt er nun bei dem Dorfe Celerina und Samaden ganz sanft die Ebene dahin, und wird seiner Ausdehnung wegen, von Einigen der Celerinersee genannt, auch auf alten Landkarten selbst so abgebildet *).

Fortsezung.

Mit dem weinreichen Veltlin und dem Kanton Bünden selbst, davon das Engadin einen Haupttheil ausmacht, hängt dieses Thal nur durch beschwerliche Bergstraßen zusammen, von denen jedoch der Julier, wie wir oben gezeigt haben, bis zu seinem Fuß in Stalla, eine rühmliche Ansnahme macht. Minder lobenswerth fand ich die Straße über den Maloja ins Bergell. An der linken Seite der vorhin genannten Seen, durch welche sich die rauschenden Fluthen des jugendlich wilden Innflusses nach dem Tyrol, ins Thal hinabwälzen, führt seit 1776 eine ziemlich breite Fahrstraße, die aber nicht sorgfältig unterhalten wird. Laut gesammelten Nachrichten wurden schon vom römischen Kaiser August und seinen Nachfolgern mehrere Straßen durch die rhätischen Alpen am Rheine angelegt. Eine der vornehmsten ging vom Comersee nach Klefen, durch's Bergell über den Maloja ins Engadin und bei Sils über den

*) Rhaetia foederata, von Gabriel Walser, bei Homanns Erben, Nürnberg 1768.

Julier rc., zog sich durch's ganze Engadin und folgte dem Laufe des Inn, bis sie sich bei Finstermünz mit dem Tyrol in Verbindung sezte. Noch vorhandene Zolltarife aus den Jahren 1227 und 1251 beweisen sattsam, daß schon damals in mehreren Gemeinden Durchgangsgelder bezogen wurden, so wie es sicher ist, daß Kaiser Albert 1305 den Engadinern Zollfreiheit ertheilte. Auch erhellet aus Schinz Geschichte der Züricher Handelschaft, Seite 111, daß im 15ten Jahrhundert die Venetianer Kaufmannswaaren durch Rhätien, vermuthlich durch das Engadin über den Julier nach Chur gesäumet und auf dem Rheine fortgeführet haben *). Einige Verordnungen des Hochgerichts, durch den Umstand, den Handel nicht ganz zu verlieren, veranlaßt, drangen 1697 auf eine Fahrbarmachung der Bernina-Straße. Allein der Einfluß fremder Höfe, und selbst die Besorgniß der Gemeinden an der untern Straße über den Splügen, daß der Paß durch's Engadin der ihrigen nachtheilig werden, und andere Theile darunter leiden möchten, wußten es immer dahin zu bringen, daß dieses so nöthige und nüzliche Unternehmen hintertrieben ward. Aber der stets abnehmende Transit und die Anlegung der schönen Straße durch's Tyrol, mußten endlich die Nothwendigkeit einleuchtend machen, mit Ernst an die Verbesserung der dasigen Landstraße zu denken. Doch was auch geschah, geschah leider immer nur theilweise und ohne Zusammenhang mit dem Ganzen. Seit dem Revolutionskriege nahm der Handel von Triest ungemein zu, und Venedig hob sich, seit es dem östreichischen Szepter unterworfen war. Der damalige Obergeneral der französi=

---

*) Wie stark der Waarentransport auf Saumthieren über den Julier im Jahr 1575 gewesen sey, beweist der Umstand, daß damals im Ob-Engadin, zwei Saumer lebten, die 109 Rosse besaßen.

schen Armeen, Bonaparte, der die ehemaligen Bündner-Provinzen Veltlin, Kleven und Worms mit Ober-Italien vereinigte, und der östreichische Kaiser, an den sie in der Folge beim Frieden übergegangen waren, gab, troz allen Versprechungen auf dem Wiener-Kongreß, dieselben doch nicht wieder heraus, sondern legte über das Stilfser-Joch durch's ganze Veltlin bis an den Comersee nach Italien, eine wahrhaft kaiserliche Straße an, da sich ihm die Vortheile derselben nur zu nahe vor Augen stellten, als daß er diese Provinzen wieder hätte fahren lassen sollen.

Die Engadiner sahen jezt davon den Nachtheil nur zu gut, aber zu spät ein. Man legte wohl 1823 eine neue und sehr zweckmäßige Fahrstraße über den Julier und zu eben der Zeit über den Maloja an, aber da durch's Oberhalbsteinthal und Bergell der alte Karnweg blieb wie er war, was konnten jene nüzen? Nach vielfachen in verschiedenen Jahren an der Quelle zu St. Moriz von mir angestellten Beobachtungen und gepflogenen Unterhaltungen mit sachkundigen Männern über diesen Gegenstand, steht zu befürchten, daß der Durchpaß auf den inländischen Straßen fast zu Grunde gerichtet sey, weil man mit Verbesserung derselben nunmehr wohl zu spät kommen und dem mächtigen Nachbar den Vortheil nicht mehr aus den Händen zu reißen im Stande seyn wird.

Wie alle großen Thäler, ist es von einer Menge größerer und kleinerer Nebenthäler durchschnitten, die wie Aeste eines Baumes auslaufen. Ich will nur einige der vornehmsten und mir bekanntesten im Ob-Engadin hier namhaft machen.

Unter den Nebenthälern, die sich vom Hauptthal in die südliche Bergkette gegen das Veltlin senken, bemerke ich zuvörderst das kleine heureiche 2 Stunden lange Fretthal,

über dessen Gletscher man ehedem ins Malengathal nach Sondrio gelangte. Der Weg in dasselbe führt über das reizend gelegene Dorf Silis. Wie Dr. Ebel, dessen Verdienste wir übrigens keineswegs verkennen, hier sagen kann, die Lage dieses Ortes sey wild und rauh, — sehen wir nicht ein. Wir müssen annehmen, daß er in trüber Stimmung oder bei rauher Witterung den Weg dahin gemacht habe; denn wer von St. Moriz über Silvaplana bei heiterm Himmel und schöner Abendbeleuchtung am reizenden See dahinwandelt, und sich dem Orte mit seinen Kirchen und schönen Palästen nähert, dem möchten wir wohl wenig Empfindung für Naturschönheiten zutrauen dürfen, wenn er die Lage dieses Fleckens nicht reizend finden sollte.

Die politische Gemeinde Sils, die höchstgelegene und oberste des Engadins, besteht aus 3 kleinen nahe aneinander liegenden Ortschaften: Baselga, St. Maria und Fret, welche jede eine Kirche besizt, in der der Reihe nach Gottesdienst gehalten wird. Gleichwohl zählte sie 1806 (nach dem helvetischen Almanach) nicht mehr als 224 evangelische Einwohner *). Das kleine Fretthal öffnet sich in dem zierlich gebauten Dörfchen Maria, durch welches der wilde Fretbach ungestüm seinen Lauf nimmt, dem nahen Silsersee zueilt und sich mit dem Inn verbindet. Holprig erhebt sich in dem genannten Dörfchen eine ermüdende Karrenstraße hinauf in dieses kleine romantische Thal, das bedeutend höher als die Thalebene von Sils und Silva plana liegt. Die links und rechts zerstreut liegenden Wohnungen der Einwohner versprechen wenig Wohlstand, und unterscheiden sich sichtbar von den reich verzierten und mit

*) Nach einer 1835 vorgenommenen Zählung 233 an- und abwesende Bürger und Einwohner.

gemalten eisernen Gitterwerk geschmückten Gebäuden, die man so eben im Rücken gelassen. Die kleine, ganz isolirt in einer Wiese stehende Kirche, erhält ihr Licht nur durch 3 Fensterchen, die sämmtlich nicht mehr als ohngefähr 12 bis 15 Scheiben zählen und ins Innere ein sehr schwaches Licht werfen. Eine kleine Glocke hängt bloß in der Oeffnung eines über der Kirche etwas erhöheten Mauerwerkes, zu welchem keine Treppe führt, und ihr Schall reicht hinlänglich zu, die nahe und fern in dem romantischen Hochthälchen zerstreuten Kirchgenossen herbeizurufen. Reisende zu Pferd thun wohl, dasselbe in der hintersten Sennhütte, 1 Stunde von der Kirche, wo sie in Ermangelung eines Wirthshauses im Thal etwas schwarzes Brot und gute Milch finden, einzustellen, und den Weg bis zum Gletscher, noch ½ Stunde, zu Fuß zu machen. Aber bloß für Waghälse, Gemsjäger oder schwindelfreie Köpfe mag der schmale Pfad über diesen Schneeberg nach Malengo ins Veltlin zu passiren seyn; er wird daher nur wenig betreten. An den äußersten Wohnhäusern des Thals, die etwa nur 1 Stunde entfernt liegen mögen, baut man noch Mangoldkraut, Salat und etwas weiße Rüben, ehedem bei Sils auch Flachs. Diesen ließ man aber nicht bis zur Zeitigung des Saames stehen, der ohnehin selten zur Reise gelangte, sondern zog die Stengel, um dadurch desto feinere Fäden zu gewinnen, früher aus.

Treten wir den Rückweg aus dem Frētthale nach St. Moriz wieder an. Beim Austritt aus dem Dorfe Sils, springt das rechts in der Wiese befindliche palaståhnliche Gebäude eines im Ausland reich gewordenen Chokoladefabrikanten auffallend ins Auge. Von einer quadratförmigen Mauer umgeben, die eine Klafter Höhe und 95 Schritt Länge mißt, trauert dasselbe schon seit mehreren Jahren über den Tod seines Besizers, der wohl dasselbe erbaut, selten aber seinen Aufent-

halt darin genommen hatte. Wenn er auch aus der fernen Residenz zu einem Besuch ins heimathliche Thal gekommen war, nahm er doch seine Einkehr gewöhnlich im nahen Wirthshause, zufrieden, wenn er nur von hier aus seine ohne besondern Geschmack aufgerichtete Steinmasse anstaunen konnte. Die 7 Kamine welche sich über die Dachung erheben, lassen eine bedeutende Anzahl heizbarer Zimmer vermuthen. Wirklich sagte man mir im Wirthshaus, daß sich deren bei 30 darin befänden. Die weitläufige Viehstallung, wie Kasthofer meldet, mit geschliffenen Marmorplatten ausgelegt und mehrere Auffallenheiten lassen aber vermuthen, daß dieser Millionär sein Geld nicht auf eine gemeinnüzige und wohlthätige Weise verwendet habe. Wir fanden das Gebäude verschlossen; es herrschte rings umher eine Todesstille; der vorhingedachte ummauerte Hof- und Gartenraum erzeugte bloß Wiesgras, das bis an den Eingang des Hauses reichte und nirgends wurde man umher auch nur einen Fußtritt gewahr.

Folgendes sind die nähern Umstände, die mir über diesen sonderbaren Mann, den vormaligen Besizer dieses Hauses mitgetheilt wurden: Als ein, ohne alle Schulbildung desertirter Ziegenhirte, hatte sich Josti, so hieß derselbe, gebürtig von Davos, zu einem seiner Landesleute in eine entfernte Residenzstadt geflüchtet, und dort nach und nach durch Treue, Sparsamkeit und Geschicklichkeit, besonders aber dadurch sein Glück gemacht, daß vorzüglich seine Chokolade bei der Landesfürstin, mithin auch bei den übrigen Hoffamilien und den Angesehenen der Stadt, den größten Beifall fand. Dadurch sah er sich in den Stand gesezt eine reiche Heirath zu treffen, sich in seinen Vermögensumständen immer höher zu schwingen, und jährlich bedeutende Capitalien anzulegen. Aber aus uns unbekannten Gründen bewohnte er, wie bemerkt, sein Eigen-

thum nicht, sondern war schon zufrieden, die wenigen Sommermonate des Jahres aus Liebe zur Heimath in seiner Geburtsgemeinde und unter den Seinen verleben zu können. Er starb ohngefähr im Jahr 1827. Kasthofer von Bern meldet in seinen „Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig ꝛc. ꝛc." daß dieses Wohnhaus dem Erbauer wohl 100,000 fl. gekostet habe. „Wir haben, sagt er, den guten Mann in Celerina und Samaden getroffen, wo er, der eine Million Thaler besizen soll, in einem schlechten, unbedeckten Karren, auf einem quer im Wagen befestigten Strohsack sizend, dahin fuhr, und überall einen Trunk anbietend, Frohsinn scherzend verbreitete" *).

O wie Schade, daß es diesem Manne an dem erforderlichen Sinne fehlte, etwas Nüzliches und Bleibendes zu stiften; er würde wohl nicht einen todten Steinklumpen aufgestellt, sondern etwa eine Schulanstalt oder des etwas errichtet und sich dadurch ein bleibendes und gesegnetes Andenken bei der Mit- und Nachwelt gestiftet haben. So aber hat er seinen Zweck wohl ganz verfehlt, und da das Thal weder Maurer noch Zimmerleute, weder Dachdecker noch Schlosser, weder Hafner noch Glaser besizt, und diese aus dem Tyrol, Klefen und der teutschen Schweiz kommen läßt, auch nicht einmal einen Tagelöhner liefert, so fällt es bald in's Auge, wie wenig Geld Josti beim Aufbau zum Vortheil der Gemeinde oder des Thales in Umlauf gebracht, weil sämmtliche Professionisten und Handarbeiter das Erworbene wieder mit sich außer Landes nahmen. Wie es aber aus dem Aus-

---

*) Der Brunnenarzt in St. Moriz, Dr. Wettstein, wohnhaft zu Samaden, sezt aber in die biographischen Notizen über Josti, welche Kasthofer in seiner gedachten Schrift dem Publikum mitgetheilt hat, vieles Mißtrauen. Er kannte Josti genau.

land eingeflössen, so fließt es auch auf gleiche Weise wieder hinaus.

Fortsezung.

Beträchtlich breiter und länger als das Fretthal ist das Bernina- oder Pontresina-Thal, welches von dem Bernina-Gletscher, zu welchem es führt und dem schönen Flecken Pontresina, der in demselben liegt, also benannt wird. Es zieht sich südlich über die Berninakette ins Pusklaverthal nach dem Veltlin. Auch führt für Säumer und zur Noth für 1spännige Wagen durch dasselbe der getriebenste Paß von Chur über den Albula nach diesem weinreichen Thale.

Nicht leicht versäumt ein Kurgast den Anlaß einen kleinen Abstecher nach dem Bernina-Gletscher zu machen. Hier steht man gleichsam in einer erstorbenen Natur, indem das sterbliche Auge weiter nichts als eine unermeßliche Wüstenei von Alpengipfeln, Hörnern, Spizen, Zacken und Pyramiden erblickt, zwischen denen entsezliche Abgründe, bald mit weiten Schnee- und Eisfeldern bald mit den Trümmern niedergestürzter Felsenkuppeln angefüllt sind.

Auf dieser Einöde, in einem der dortigen Wirthshäuser lebte vor mehreren Jahren der berühmteste unter allen jezt lebenden Bündner-Gemsjägern, Johann Marchiet Colani, der sich aber seit einiger Zeit mit der Familie in seine Geburtsgemeinde Pontresina, zurückgezogen hat. Er ist ein Mann von festem Körperbau, mittlerer Größe, gegen 50 Jahre alt, von gutem Aeußern und in seinem Umgang angenehm. Da er auf den Gebirgen Engadins eine Menge der auffallendsten Erfahrungen aller Art gemacht, und mehrere Lebensgefahren bestanden hat, so sind seine Erzählungen besonders für Jagdliebhaber höchst anziehend, belehrend und unterhaltend. Ich lernte ihn in Gesellschaft des Eidgenössischen

Obrist Buchwalder, der sich bei seinen Höhenmessungen in den Engadiner-Gebirgen seiner Führung bediente, zu St. Moriz näher kennen, und faßte ihn um so stärker in's Auge, weil ich in einer teutschen Zeitschrift höchst nachtheilige und ehrenrührige Berichte von ihm gelesen hatte, die ihn als einen für die bürgerliche Gesellschaft höchst gefährlichen Menschen schilderten. Ehe ich diesen Gegenstand näher berühre, will ich vorher einiges aus meiner Unterhaltung mit ihm bemerken.

Auch sein Vater war ein gewaltiger Nimrod und leidenschaftlicher Jäger, der den kleinen Jean Marchiet, so nennt man ihn in hiesiger Gegend noch jezt, schon als Knabe mit auf die höchsten Bergspizen nahm, und in seine Lieblingsbeschäftigung einweihete. Schon als zwölfjähriger Bube, erzählte er, hab' er die erste Gemse, und bis 1821 deren bei 500 Stück erlegt. Da er auf der Grenzscheide von Tyrol, der Lombardei und der Schweiz lebt, sich durch lange Uebung und Erfahrung zu einen der besten Alpenjäger hinaufgeschwungen hat, und sich mit einem jeden seines Gleichen glaubt messen dürfen, so fürchtet er auch keinen Jäger; er meint vielmehr in seiner Umgegend das Jagdrecht für sich ausschließlich in Anspruch nehmen zu dürfen, und leidet keinen Collegen. Nicht leicht wagt sich auch ein fremder Jäger in die hohen Alpen des Engadins, weil man sich nichts Gutes von ihm verspricht. Daher mag es aber auch kommen, daß man in hiesiger Gegend behauptete, er habe schon mehrere fremde Gemsjäger, die sich in sein Revier gewagt, heimlich weggebüchst, was ich aber nimmermehr glauben, sondern für eine schändliche Verläumdung halten möchte. Vernimmt er aber, daß ein fremder Jäger in seiner Nähe d. h. in den Gegenden jage, wo er ein ausschließliches Recht zu besizen vermeint, so läßt er ihn freundschaftlich warnen, diese Gegend nicht

ferner zu betreten, wenn er sich anders keine Unannehmlichkeiten zuziehen wolle. Es ist ganz falsch, wenn man sagt, und sogar schriftlich über ihn ausstreute, er begebe sich nie allein, sondern gewöhnlich in Begleitung seiner erwachsenen Tochter auf den Anstand, weil er die hinterlistigen Nachstellungen der Tyroler-Jäger fürchte. Wohl begleitet ihn dieselbe in Mannskleidung, aber sie folgt dem Vater nicht als Beschüzerin, sondern als Liebhaberin der Jagd, weil sie, troz dem besten Jägerburschen die Büchse führt, und in Erlegung der Gemsen wie ihr Vater glücklich ist.

Da er selten fehlt, so hat man die Sage verbreitet, er schieße mit verhexten Kugeln, und der Aberglaube spricht sogar: er habe sich dem Teufel verschrieben und sey kugelfest. Solche und ähnliche lächerliche Reden benuzt er zu seinem Vortheil, weil er weiß, in welchem Rufe er steht, und gibt sich vielleicht auch bei dem gemeinen Volke Mühe, denselben zu erhalten, da solche Reden seinen Absichten förderlich sind. Früher trat er öfters mit Engländern in die Wette ein, indem er sich anheischig machte, einen vorgestreckten Brabanterthaler in einer gewissen Entfernung auf den ersten Schuß zu treffen. Da der Preis allemal eine solche Münzsorte galt, so strich er bei solchen Anläßen oft viele Thaler ein. Er schoß so sicher, daß man ihn, wie ich versichert wurde, bei Preisschießen, deren im Engadin nicht selten angestellt werden, öfters davon ausgeschlossen habe. Jezt aber wie es scheint hat ihn die veränderliche Göttinn Fortuna den Rücken zugekehrt. Ich sah ihn im Sommer 1830 an einem gesellschaftlichen Scheibenschießen zu S a m a d e n, wo er nur selten einmal ins Schwarze traf. Immerhin ist er ein geschickter Kopf, ein angenehmer Gesellschafter, dem aber die Pontresiner nicht recht trauen. Will man auf den Engadiner Gebirgen einen kundigen, sichern

Führer, so wird Jean Marchiet jedesmal empfohlen. Noch muß ich erwähnen daß er in mehreren Professionen arbeitet und nirgends als Pfuscher eintritt. Er verfertiget mit Ausnahme des Laufs seine Büchsen selbst, ist ein guter Uhrmacher und Tischler, und liefert alles nur nöthige Geschirr in die Haushaltung. Das Auffallendste an diesem Gemsjäger ist, daß er seit seinem Aufenthalte zu Pontresina in der dortigen Kirche das Vorsingeramt bekleidet, da man doch glauben sollte, daß sich dasselbe mit dem unstäten und flüchtigen Leben eines so gewaltigen Nimrods keineswegs verbinden lasse.

Im Morgenblatt erschien ein Aufsaz *) welcher ihn als einen höchst gefährlichen Menschen und offenbaren Verbrecher bezeichnet. So heißt es z. E. „Leider hat er sehr heftige Leidenschaften, und von irgend einem Grundsaze, der sie im Zaume hielte, ist nicht die Rede. Lang ist das Verzeichniß von Verbrechen (!) aller Art, die man ihm Schuld gibt. Gewiß ist es, daß er zwei (!) Weiber, und von jeder mehrere Kinder, daß er wenigstens einmal einen Tyroler erschossen (!) hat, und seine Nachbarn schreiben ihm noch ein Paar Duzend (!) andere Mordthaten zu, die alle ungestraft geblieben sind ꝛc." Mag es auch seyn, daß er den gedachten Aufsaz im Morgenblatt nicht selbst gelesen, so ist's doch höchst wahrscheinlich, daß man ihn von dessen Inhalt in Kenntniß gesezt hat. Und wäre auch dies nicht so konnte es doch den dortigen obrigkeitlichen Behörden, als selbst dabei betheiliget, nicht gleichgültig seyn, indem es geschienen hätte als wenn Jean Marchiet sein Wesen ungestraft getrieben hätte. Man las daher in derselben Zeitschrift 1831, Nr. 89 eine Aufforderung an die Redaktion

*) Jahrgang 1830, Nr. 168. Derselbe ist auch in den Stuttgarter Erheiterungen bei Macklot, 1830, Heft 16, zu lesen.

des Blattes: daß man sowohl die einzelnen benannten Verbrechen, welche Colani verübt haben sollte, nämlich unerlaubte Zweiweiberei, und eine Mordthat an einem Tyroler wie auch die in Bausch und Bogen berührten, ihm zur Schuld gelegten Verbrechen aller Art näher bezeichnen und rechts genügend darthun solle. Sollte aber der Einsender den Beweis nicht genügend zu führen im Stande seyn, so würde derselbe von der Kriminal-Obrigkeit für einen leichtfertigen Verlästerer erklärt werden, und dies so lang als er dem gerechten Begehren nicht entsprechen würde.

Da der anonyme Einsender jenes verläumderischen Aufsazes nach Jahr und Tag der an ihn ergangenen Aufforderung nicht entsprochen, so geht daraus hervor, daß er ein schändlicher Verläumder, Jean Marchiet hingegen in seinen Ehren verwahret sey.

Nach dieser, wie ich mir schmeichle, gewiß nicht ganz uninteressanten Abschweifung, begnüge ich mich, meine Leser mit einigen der besuchtesten Seitenthälern des Engadin bekannt gemacht zu haben, und nehme nun den Faden unsrer Schilderung wieder auf.

Reisende, die schon mehrere Male dieses reizende Thal mit aufmerksam forschenden Blicken bereist, und ihre Gedanken auf die Entstehung und Bildung desselben gerichtet haben, denen kann die schon seit Campells Zeiten herrschende Tradition nicht ganz aus der Luft gegriffen erscheinen, es sey ein zwischen den beiden Gebirgsketten von Wasser ausgehöhltes Becken, und es möchte an manchen Stellen nur eine geringe Anstrengung erforderlich seyn, um den Abfluß des Wassers, der vom Septimer, Julier und aus dem Fret-Gletscher heraus ins Hauptthal strömt, zu hemmen, und das Thal wieder in einen großen See zu verwandlen. Wer die unter dem Dorfe St. Moriz, da wo sich die

Puntsela=Brücke über dem Ausfluß des Morizer=Sees befindet, die enge Felsenschlucht mit Aufmerksamkeit betrachtet hat, durch welche sich der Ausfluß des Sees hinab nach Celerina gleichsam mit Gewalt und tobendem Geräusche eine Bahn brechen muß, der wird diese etwas gewagt scheinende Bemerkung nicht ganz grundlos verwerfen können. Daher fand man im Jahr 1773 für nothwendig, diesen Felsen zu erniedrigen, weil man die nicht ungegründete Besorgniß hegte, es könnte einstmals durch einen Erdschlipf das Wasser austreten, und das ganze Thal in einen See verwandeln.

Oder man betrachte auf der kleinen über einen tiefen Abgrund erbauten Pontalta=Brücke, die zwischen dem untern und obern Engadin die Grenzscheide macht, die Lage des Thals, man wird finden, daß es sehr geringer Hindernisse bedarf, um den Abfluß des Inns zu verstopfen, und das ganze Ober=Engadin unter Wasser zu sezen. Solcher und ähnlicher Stellen findet man mehrere, welche die Besorgniß, daß sich durch einen unglücklichen Zufall der Inn einmal verstopfen könnte, sehr wahrscheinlich macht.

Das 18 Stunden lange Engadinerthal hat in seinem niedrigsten Theile zu Martinsbruck, wo sich die Schweiz von Oestreich scheidet, noch eine Meerhöhe von 3234 und dessen höchstgelegenes Dorf Sils *) 5600 Fuß. Welch' ein beträchtlicher Unterschied! Daraus erhellet aber, seine Höhe sey noch unbestimmt. Aber der Mangel an Bauholz, die Menge von Alpenpflanzen, der 8 bis 9 Monate lange Winter beweisen hinreichend, daß es das höchste unter allen bewohnten Thälern der Schweiz sey **). Da zwischen ihm

*) Das kleine, im Fretthal gelegene Dörfchen gleiches Namens, Tochterkirche von Sils, liegt noch höher.

**) Nur die Mönche auf dem St. Bernhardsberge wohnen noch etwas höher, und zwar nach Saußüre 7576 Fuß über dem Mittelmeer.

und dem angrenzenden Italien ein Kranz von Gletschern ruht, wodurch es gleichsam gegen jeden warmen Einfluß verpanzert ist, so tragen diese Umstände viel zu seiner Verwilderung mit bei. Daher muß der glühende Sirokko in seiner Mitte abgekühlet werden. Oft bringt die geringste Aenderung des Windes die auffallendste Verwandlung der Temperatur hervor. Denn bei den brennenden Strahlen der Mittagsonne stellt sich schnell ein schneidender Luftzug ein, und auf den wärmsten Tag folgt nicht selten eine Nacht mit Reif, daher ist das Wetter auch meistens sehr unbeständig.

Die obere Hälfte des Thals, oder vom Maloja bis St. Moriz ist kälter als der untere, weil jene Dörfer mehr oder weniger von dem Maloja Durchzug leiden. Nur der schöne Flecken Zuz, gegen Ausgang des Ob=Engadin der fast keinem Windzug ausgesezt ist, genießt das mildeste Klima. Im Ganzen ist die Luft, die das Thal durchstreicht trocken; daher in den obersten 3 Gemeinden desselben, vom Oktober bis zum Mai kein Fleisch geräuchert, sondern bloß in der Luft gedörrt wird. Es würde sogar im Sommer nicht verwesen, wenn es dem Luftzuge ausgesezt, vor Fliegen verwahret werden könnte. Daher der Veltlinerwein sich hier besser hält, und vortrefflicher wird, als in seinem Geburtslande selbst.

Es ist im Engadin ein allgemeines Sprüchwort, dessen man sich zuweilen scherzhaft bedient: Neun Monate Winter und drei Monate kalt, und so verhält es sich in der That; denn wer 3 bis 4 Wochen daselbst verlebte, der wird zugeben müssen, es sey aus diesem Scherz oft Ernst geworden, denn nicht leicht wird Jemand eine Wasserkur hier gemacht haben, der nicht zuweilen bei regnerischen Tagen sich einer warmen Stube erfreuet hätte. Ist dies zuweilen schon im Sommer der Fall, wie streng muß nicht die Kälte

im Winter seyn! Für gewöhnlich steht in dieser Jahreszeit der Barometer 14 — 17 Grad unter 0, und fällt nicht selten auf 20 — 24. Nach dem allgemeinen Maßstab liegt der Schnee 4 — 5 Fuß hoch. Die Wärme hingegen wird nie groß, so daß der Thermometer selten höher als gemäßig steigt, weil sich der Schnee nie weit entfernt und sich sogleich einstellt, wenn es einen Tag lang geregnet hat. Daher müssen sich nach einem Regentage neu angekommene Kurgäste nicht wundern, wenn sie am folgenden Morgen, die Dächer beschneit, und die in den Wiesen von Schnee tiefgebeugten Blumen und Gräser traurig und entstellt erblicken. Der Reif fällt daher äußerst häufig ins Thal, und erfüllt den Kurgast mit Grausen, wenn er des Morgens seinen Weg zur entfernten in dicken Nebel eingehüllten Quelle antreten soll. Dem ohnerachtet ist der Sommer angenehm, denn die leichte Atmosphäre und der reine tiefblaue Himmel erheitern das Herz. Auch der Herbst ist gewöhnlich lieblich, aber sehr kurz. Die Natur erstarrt, und das ganze Thal hüllt sich in das Gewand des Todes ein. Zu Ende November gefrieren die Seen zu, und vom Anfang des Jahres bis Mitte März geht eine getriebene Schlittenbahn über dieselben. Tritt der Mai ein, so werfen sie nach und nach ihre kalte Rinde ab, und nehmen wieder ihre natürliche Seegestalt an. Einige aufmerksame Beobachter wollen gefunden haben, daß sich das Klima von Jahr zu Jahr verwildere, weil man hie und da, vorzüglich in den höchstgelegenen Gemeinden des Ob-Engadins Gletscher gewahr wird, die sich erst seit Mannsgedenken gebildet haben. Dies macht, daß das Klima von Celerina ½ Stunde unter St. Moriz, fast um 14 Tage früher sich mildert als in Silva plana.

V.

Charakterzüge, Sitten und Gebräuche.

Wenn ich hier versuche eine kleine Charakterschilderung von diesen interessanten Thalbewohnern zu entwerfen, so müssen die Ob-Engadiner von ihren Nachbarn im Unter-Engadin wohl unterschieden werden, da jene Eigenthümlichkeiten besizen, welche man an diesen nicht findet. Daher richten wir zuerst unsern Blick auf die Unter-Engadiner.

Sie sind von Natur robust, arbeitsam und zu allen Künsten geneigt, so daß selbst der gemeinste Mann, wenn besonders dabei sein Interesse ins Spiel kömmt, eine Schärfe des Verstandes und eine Richtigkeit im Urtheil zeigt, die zu bewundern ist. Uebrigens sind sie freie Ackerleute und ein frohes Hirtenvolk. Zwar werden sie von ihren Nachbarn im Ob-Engadin für roh gehalten, aber Viele wollen doch den Charakter der erstern dem der leztern vorziehen, indem man bei den Unter-Engadinern mehr naives Wesen, Offenheit und Redlichkeit, als unter den zum Nachtheil ihres Charakters verfeinerten Ober-Engadinern zu finden glaubt.

In Absicht ihres Aeußern sind sie eher von einem großen als kleinen Körperbau, und die meisten Männer messen 5 Pariser Schuh 6—8 Zoll. Dabei sind sie stark, nervös und hager. Weil sie von Natur rasch sind, und die Arbeit frisch angreifen, so ermüden sie sich ohne Noth, werden frühzeitig runzlich und sehen älter aus als sie sind. Dies ist auch bei dem weiblichen Geschlechte der Fall, das durch die schlechtgeformten, die Brust zusammendrückenden harten Mieder und eine fürs Auge nicht gefällige Kleidung, verunstaltet wird.

Sonst wäre dasselbe, wenn es sich nur etwas gefälliger kleiden würde, ziemlich schön und von schlankem Wuchs. Da aber die Schönheit wenig geachtet wird, man zu ihrer Erhaltung nichts thut, und ohne Schonung arbeitet, so verschwindet sie frühzeitig. Kaum wird man anderswo so gesunde Zähne, so frische Gesichtsfarbe und lebhafte braune Augen als in mehrern Gemeinden des Unter-Engadins finden. Ihre kleinen säugenden Kinder sind überaus schön und stark, und liegen bis 18 Monate lang an ihrer Mutter Brust. Sie nehmen sie mit in die Kirche und säugen sie da, ohne daß dadurch die Schicklichkeit verlezt werden sollte. Ueberhaupt beweisen die Mütter eine besondere zärtliche Sorgfalt für ihre Kleinen, nur fehlen sie meistens darin, daß sie dieselben an Kopf und Leib zu enge einwickeln, zu warm halten und und mit fettem Mehlmus füttern.

Uebrigens ist der Unter-Engadiner auch heftig und ehrgeizig. In frühern Zeiten mehr als heut zu Tage lief selten eine Gemeindsversammlung ohne Rumor ab, häufig kam es dabei um unbedeutender Dinge willen zu Schlägereien, einige male sogar zu Todtschlägen. Ohne daß man geglaubt hätte, es möchte in der Entfernung eine so nachtheilige Folge haben, schrieb einst ein Unbekannter in einen Baseler-Kalender:

> Wer seines Lebens quitt will seyn,
> Der geh' ins Unter-Engadein.

Diesen Gedanken mag der große Schiller in seiner Jugend einmal gelesen und aufgefaßt haben. Er machte davon, ohne Jemand wehe thun zu wollen, in der ersten Ausgabe seiner Räuber, welche im Jahre 1781 zu Frankfurt und Leipzig erschienen, Gebrauch, ließ seinen Franz in der Rolle als Räuber und mit Anspielung auf's Unter-Engadin auftreten. Dadurch zog er sich bei seinem Landesherrn, dem Herzog von Würtemberg, bei welchem die

Bündner-Regierung in sehr heftigen Ausdrücken klagend eingekommen war, einige Unannehmlichkeiten zu, und es wurde deßhalb ein langer Briefwechsel zwischen Chur und Stuttgart geführt. Aber gerade dieser Umstand gab seinem Gang durchs Leben eine ganz eigene und vortheilhafte Richtung *).

Unter den Unter-Engadinern wohnt wenig schleichendes Elend, weil der Ackerbau die Leute ernährt und Nahrung und Kleider gibt. Meistens kleiden sie sich in eigen gewonnene und gesponnene Wolle aus Hanf und Flachs, aber an den Sonntagen sieht man doch viele vornehme Damen in kostbare Zeuge und fremde Stoffe gekleidet einhergehen, die ihnen von ihren Männern aus fremden Ländern heimgesandt werden. Sonst ist die Leibfarbe der gemeinen Weibspersonen fast durchgängig die schwarze und rothe. Alte Leute, die sich nicht mehr nach der Mode kleiden, tragen gewöhnlich rothe Röcke, kurze schwarze Tuchschöpchen und Aermel von Scharlach mit Gold und Silber bordirt. Ledige Mädchen trugen ehedem häufiger

---

*) Die ganze Stelle im 3ten Auftritt des 2ten Aufzugs, in welcher der Räuber sich zu einem andern, Namens Ratzmann wandte, hieß so:

„—„—„zu einem Spizbuben will's Grüz haben; auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spizbubenklima, und da rath' ich Dir, reis' Du ins Graubündner-Land, das ist das Athen der heutigen Gauner."

Andere aber suchen die Ursache der in den Räubern anstößigen Stelle darin: Schiller habe einen aus Graubünden gebürtigen Aufseher der Carlsakademie in Stuttgart, an welcher sich Schiller befand, bitter gehaßt, und in dem ganzen subjektiven Dichtergrimme eines 19jährigen Jünglings obige anstößige Stelle hingeworfen. Schillers Feinde hätten diesen Anlaß benuzt, um ihn dem Fürsten verdächtig zu machen, der damals gerade im Begriff gestanden, ein Anlehen mit Graubünden zu eröffnen. Jener habe daher den Befehl erhalten, den Bündnern Genugthuung zu verschaffen, und nie mehr etwas zu schreiben.

als jezt, noch silberne Nadeln die quer durch das Haar gesteckt werden, ein schwarzsammetnes Mieder und Häubchen. Wenn sie trauern, binden die verheiratheten Frauen ein schwarzes Tuch um die Stirne, und legen 2 bis 3 Jahre lang diese Trauerkleider für geliebte Todte nicht ab.

Früher war der Genuß des Kaffeegetränkes noch selten unter ihnen, aber die Liebe zum Branntwein, den sie aus dem benachbarten Veltlin beziehen, um so stärker. In unsern Tagen ist, — wie überall dieses arabische Getränke sehr allgemein geworden. Die Nahrung der Arbeitsleute, ehe sie des Morgens an ihr Tagewerk gehen, ist Branntwein und Brot. Um 8 Uhr genießen sie eine Suppe, fette Kuchen, und wenn es in der Korn- oder Heuerndte ist, Wein. Nachmittag 2 Uhr wird das Mittagessen — hier Merend genannt, — aufgetragen, wo nur kalte Küche, als Käse, Brot und Wein genossen wird. Bricht der Abend an, so lassen sie sich eine kräftige Gersten- oder Reissuppe, Fleisch, Speck und Plains — eine große fette Art Mehlklöse — wohlschmecken. Weil sie streng arbeiten, so essen sie auch stark, und zwar zum Nachtheil ihrer Gesundheit viele fette Speisen, hauptsächlich fette Kuchen, und als Naschwerk gestampfte Gerste und Hanfkörner, die geröstet, stark mit Butter übergossen, aus der Tasche genossen werden. Das Fleisch bei Tische genießen sie gewöhnlich ohne Zugemüse, weil Gartengewächse und Gemüsarten wenig im Gebrauch sind, doch hat man nunmehr auch Erdäpfel, rothe und weiße Rüben und einige Kohlarten eingeführt und nach und nach allgemeiner gemacht.

Unter ihnen bemerkt man noch vielen religiösen Sinn, daher sie die Kirche fleißig und mit Aufmerksamkeit besuchen, und von ihren im Dialekte des Unter-Engadins geschriebenen Andachtsbüchern guten Gebrauch machen. Besonders herrscht noch unter ihnen die altherkommliche schöne Sitte, an den

Sonntagen einige Kapitel der heiligen Schrift zu lesen, und die Textesworte der Vormittagspredigten nachzuschlagen *). Die Hausmütter leben sehr eingezogen, sind sparsam, thätig und verstehen, so wie ihre Töchter, die von ihnen frühzeitig zu den Hausgeschäften angehalten werden, alle häuslichen Arbeiten, die man nur von einer braven Hausfrau auf dem Lande erwarten darf. Sie stricken und käsen, sie mahlen und backen, füttern in Abwesenheit ihrer Männer das Stallvieh, und verstehen auch auf der Wiese mit der Sense wohl umzugehen. Andere als häusliche Freuden kennen sie nicht. Eifersucht und Untreue sind unter ihnen äußerst selten. Nur Schade, daß einige nicht ungern den Genuß des Branntweins lieben.

In der Fastnacht wird auch mehrere Nächte hindurch von den jungen Leuten getanzt und geschmaust. Aber Tanzbelustigungen sind dem jungen Volke nur an wenigen Tagen im Jahr z. E. an Hochzeiten und gewissen Markttägen gestattet. Diese, das Scheiben- **) und Mazeschlagen ***), nebst dem Kegelspiel, sind fast der einzige Zeitvertreib der

*) Bis zum Jahr 1798 befand sich im Flecken Schouls eine Buchdruckerei, welche zur Verbreitung der romanischen Literatur vieles beitrug meistens aber nur asketische Werke lieferte. Das vorzüglichste Buch das aus dieser Presse 1679 zum erstenmal hervorging, war die Bibel in der dortigen Sprache.

**) Fast möchte man sagen, daß die Bündner das Scheibenwerfen oder schlagen von den Griechen entlehnt hätten. Es fehlt uns nur an einem Zusammenhange um die Möglichkeit unsrer Vermuthung darzuthun.

***) Das Mazeschlagen ist ein in diesem Kantone sehr beliebtes Spiel. Die Spielenden theilen sich in 2 Partheien; jede hat 1—3 Zoll dicke buchsbäumene Kugeln die mit einer an einem 3 Schuh langen, fingerdicken Stock befestigten Keule nach einem weitentfernten Ziele im hochfliegenden Bogen zugeschlagen werden. Sieh. Stalders Idiotikon, II, S. 203.

jungen Leute in diesem Thal. Die Mädchen hingegen lieben besonders Pfänderspiele und Contratänze, die gewöhnlich singend von ihnen eröffnet werden.

Ehedem wurden festliche Hochzeiten gehalten, wozu ein zahlreicher Kirchgang, eine wohlbesezte Tafel, und Spiel und Tanz wesentlich gehörten. So wie fast überall sind auch diese allhier aus der Mode gekommen. Doch Aermere halten noch etwas darauf, weil nach hiesiger Sitte die weiblichen Gäste eine Gabe an Eßwaaren mitbringen, die den Betrag dessen, was sie genießen, weit übersteigt. Dabei wurden folgende Feierlichkeiten beobachtet: der hier gewöhnlich festgesezte Hochzeittag war der Sonntag; in der Wohnung der Braut wurde am Morgen vor der Kirche eine Weinsuppe mit Backwerk genossen, dann begab sich der geschmückte Zug feierlich zur Kirche, wo die Hochzeitgäste erst mit Anfang der Predigt — so wollte es die Mode — ankamen und im Chor ihre Pläze nahmen. Nach beendetem Gottesdienste wurde das mit einem Flitterkranz geschmückte Brautpaar knieend eingesegnet, wobei der Bräutigam seiner Braut den Brautring reichte. Von hier begab sich der Zug nach der Wohnung des Bräutigams, wo man aber die Hausthüre verschlossen fand. Man klopft und klopft, Niemand aber will anfänglich hören und aufthun; endlich wird geöffnet; der Brautführer äußert in einer Rede seine Verwunderung über diese Thürsperre, und ein anderer Redner im Hause, gewöhnlich der Ortspfarrer, der diesmal zuerst aus der Kirche gegangen, rechtfertiget dieses Betragen, schreibt für die Aufnahme der Braut Bedingungen vor und empfängt sie nun mit ihrer ganzen Gesellschaft. Wein, Fleisch und Speck werden reichlich aufgetischt, feierliche Glückwünsche gebracht, und das Mahl mit einer Danksagungsrede, welche der Pfarrer oder Schullehrer hält, beschlossen. Nach dieser

entfernt sich der Pfarrer und die Tanzbelustigungen beginnen. Nachts 12 Uhr werden dem Hochzeitpaar die Kränze von den weiblichen Hochzeitgästen abgenommen, und nun läßt man dasselbe nach einer wohlmeinenden Ermahnungsrede allein.

Bei Kindtaufen werden weniger Feierlichkeiten beobachtet, doch wohnen in Gesellschaft des Pfarrers die beiden Taufpathinnen einem kleinen Mahle bei. Dafür aber überreichen leztere der Wöchnerin einen großen Korb voll Weizenbrote oder gutes Backwerk und eine ansehnliche Menge Eier.

Auch bei Leichenbegängnissen wohlhabender Familien findet gemeiniglich ein Gastmahl statt, an welchem der Ortspfarrer und die nächsten Verwandten aus der Nähe und Ferne, Antheil nehmen. Die Sitte will es, daß sobald Jemand gestorben, eine Menge Leute sich Tag und Nacht bei dem Todten einfinden, um denselben zu beobachten. Diese und der, welcher den Sarg verfertiget, so wie auch die Freunde des Verstorbenen, welche sein Grab graben, erhalten Wein, Käse und Brot. Stirbt Jemand in der Nacht, so trägt man die Leiche schon am folgenden Tage gegen Abend zu Grabe. Weil die Todten gewöhnlich des Winters in warmen Stuben liegen, und viele Leute immer um sie versammelt sind, was die Verwesung früher befördert, so mag man darin etwelche Beruhigung und Hoffnung finden, daß nicht etwa Scheintodte beerdigt werden. Seit einigen Jahren aber wurde um der traurigen Folgen willen, diese gefährliche Sitte im ganzen Kanton abgeschafft, und vor Verfluß von 36—48 Stunden darf Niemand mehr beerdiget werden. Einige Sonntage hinter einander nach dem Begräbniß ihrer Todten erscheinen auf dem Grabe derselben Trauerweiber und erneuern hier ihr Jammern und Weinen; so bringt es die Sitte mit.

Am 2ten Weihnachtsfeiertag herrscht im Unter-Engadin der Gebrauch, Graupen und Erbsen in Butter geröstet den Tag über zu verzehren. Dabei gehen die jungen Knaben mit hölzernen Hämmern herum und schlagen damit die Mädchen auf die Fußzehen, mit der Ermahnung gut zu werden!

Der Drei-Königetag ist ein Tag der mancherlei Possen und Späße mit sich führt. Die jungen Leute schreiben die Namen aller ledigen Personen im Dorfe auf besondere Zeddelchen, und machen eine Art Lotterie daraus. Jeden Jüngling trifft ein Mädchen, welches nun das ganze Jahr sein Schäzchen genannt wird, was dann zu vielen Späßen Stoff bietet. Wohl begeben sich auch die Mädchen des Nachts auf einen Plaz und werfen einen Schuh vom Fuße in die Höhe, fällt er gegen den Kirchhof gekehrt, so stirbt das Mädchen noch in demselben Jahre, fällt er anders gekehrt, so zeigt er die Gegend an, von welcher her ein Liebhaber kommen möchte, um sie zur Ehe zu begehren.

Mit Eintritt des Monats März begeben sich die jungen Knaben in großer Anzahl mit Glocken und Viehschellen am Halse von Haus zu Haus und laufen schellend um den Heustock herum, gleichsam als wollten sie ihm und dem Stallvieh damit den Segen bringen, und die baldige Ankunft des lieblichen Frühlings verkünden. Diese Sitte aber ist mit Austheilung verschiedener Lebensmittel verbunden, welche die Landleute diesen Gratulanten für gehabte Bemühung darreichen. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten erscheint das junge Volk, das man in andern Gegenden des Kantons mit dem Namen der Knabenschaft bezeichnet, und von der wir gleich anfangs bei dem Dorfe Parpan gesprochen, in einem unschuldigen Lichte. Aber zuweilen greifen diese jungen Leute auch wohl wehthuend in's häusliche Leben ein, namentlich in Fällen, wo sie in Erfahrung gebracht, daß

etwa ein Mann sich an seiner Frau thätlich vergriffen habe. Sie erscheinen an einem Abend mit Pfannen, Kuhschellen und Horntrompeten und machen vor dem Hause der streitigen Eheleute einen so abscheulichen Scharibari mit ihren Instrumenten und eingestreuten Spottreden, daß ihnen in andern Gegenden des Kantons diese beschämende Serenade erst mit Erlaubniß der Orts-Obrigkeit vorzunehmen gestattet wurde.

Mehrere dieser Charakterzüge, Sitten und Gebräuche der Unter-Engadiner lassen sich auch auf die Bewohner des Ober-Engadins anwenden. Gleichwohl ist der Charakter dieser leztern von jenen wieder sehr verschieden, so daß wir auch dieses Volk etwas näher bezeichnen und einige Züge herausheben wollen, wie sie von denen gegeben werden, welche sie genauer und länger als es mir möglich war, zu beobachten im Stande waren.

Die Ober-Engadiner sind im Allgemeinen ein kerniges, kräftiges Volk, von wohlgebildetem Aeußern und gesunder Gesichtsfarbe, gegen Arme wohlthätig, gegen Fremde höflich und dienstfertig, zu allen Künsten aufgelegt und unternehmend. Sie scheuen keine Mühe und Anstrengung wenn es ihren Vortheil gilt, sind aber auch dabei listig und etwas Italienisch gesinnt. Dieser Meinung ist auch der Verfasser des Züricher Neujahr-Kupfers, welches 1811 die Gesellschaft der Aerzte zum schwarzen Garten in Zürich herausgegeben hat. Hier heißt es: „Dieser Thalbewohner-Charakter hat eine ziemlich starke Tinktur des Italienischen". Ich überlasse es jedem Kurgast zu St. Moriz darüber eigene Beobachtungen anzustellen. Der gegenwärtige Brunnenarzt Dr. Wettstein in Samaden, der seiner kleinen Schrift: Skizzen über die Sauerwasserquelle bei St. Moriz, Chur 1819, dieses Züricher Neujahr-Kupfer zum Grunde gelegt, tadelt diesen Ausdruck seines Collegen, und will jene Aeußerung

höchstens auf einzelne Individuen anwendbar finden. In der 2ten Auflage seines Schriftchens, welchem er den veränderten Titel: Beschreibung der St. Morizer Brunnen- und Badeanstalt rc., Chur 1833, gegeben, hat er diese und einige andere Stellen weggelassen.

Ein Bündner-Schriftsteller und als Hydrauliker im Prättigäuer-Thal seiner Zeit geschätzter Landprediger — Pohl, glaubt, daß der Charakter der Unter-Engadiner dem der Ober-Engadiner vorzuziehen sey, da unter jenen weit mehr naives Wesen, und mehr Offenheit und Ehrlichkeit als unter den verfeinerten Ob-Engadinern vorhanden sey *). Sollte das Urtheil dieses ehrwürdigen Landgeistlichen aus dem Prättigäu nicht etwas zu streng ausgefallen seyn? — Ist mir's daher erlaubt auch meine Ansicht mitzutheilen, und darf ich hoffen, daß diese einige Jahre nach einander angestellten Beobachtungen als nicht ganz aus der Luft gegriffen anzusehen sind, so bemerke ich nur, daß ich die Ober-Engadiner in mehrern Gemeinden des Thals in Familienkreisen und an öffentlichen Orten, auf Spaziergängen und bei ihrer Arbeit, in der Kirche und beim Weinglas, an Markttagen und auf der Kegelbahn zu beobachten Gelegenheit hatte und Gelegenheit suchte; immer fand ich dies Völkchen in der Gesellschaft heiter und fröhlich, beim Kartenspiel friedsam und ohne Leidenschaft, und gegen Fremde zuvorkommend und höflich. Der Kirchweih- und sogenannte Weiße-Sonntag waren mir zu meinen stillen Beobachtungen höchst erwünscht, indem sich an diesen Tagen zu St. Moriz aus der Nähe und Ferne eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts einfanden, um sich einige Stunden zu belustigen. Nirgends gab man an öffentlichen Orten ein Aergerniß wo-

*) Siehe Neuer Bündner-Sammler, Jahrgang 1. Bd. 1. S. 88.

durch der äußere Anstand verlezt, Jemand in seinem Vergnügen gestört oder beleidiget worden wäre. Die rohen Ausbrüche eines wilden Lärmens, ein die nächtliche Ruhe störendes Toben der Betrunkenen und Nachtschwärmer, womit gewöhnlich an andern Orten Jahrmärkte, Trinksonntage, Kirchweihen und Fastnachtsbelustigungen beschlossen werden, und die nicht selten bis in die tiefe Nacht andauern, — waren hier ganz entfernt. Von Händeln, die nicht selten zu Schlägereien führen, von Fluch- und schmuzigen Reden, vor denen die Unschuld oft erröthen muß, vernahm ich nichts, und kaum neigte sich der Tag zur Ruhe, so traf man auch in allen Gasthäusern Anstalt zur Heimkehr. Ja in der Stunde welche uns gewöhnlich zur nächtlichen Ruhe einladet, war auf den Straßen und an den öffentlichen Orten des kleinen Fleckens alles Geräusch verstummet.

Ich glaube daher annehmen zu dürfen, — und dies sey zu einem gewiß nicht unverdienten Lobe dieser Thalbewohner gesagt, daß es mit der Moralität in jenem Hochthale, im Vergleich mit andern Gegenden unsers Vaterlandes, noch keineswegs so übel stehe. Auch erweckt es ein gutes Vorurtheil für dieses Völkchen, und man darf es für einen nicht ganz unrichtigen Maßstab annehmen, daß Keuschheit, Ehrbarkeit und andere lobenswerthe Tugenden hier noch geschäzt und befolgt, selten streitige Ehen von amtlicher Behörde zur Scheidung eingeleitet, und noch weit seltener uneheliche Kinder zur Welt gebohren werden. Ein glaubwürdiger Berichtstatter aus der oberengadiner Gemeinde Sils versicherte mich, daß er sich seit 10 bis 12 Jahren keines Beispiels lezterer Art in seiner Gemeinde erinnere.

Sind gleich die dortigen Kirchgemeinden nicht volkreich — mir ist im ganzen Engadin nur eine, Sins im Unter-Engadin, bekannt, die 1835 1119 Seelen zählte — so ist's doch

Thatsache, daß selbst in großen Gemeinden die Geburt eines außerehelichen Kindes zu den seltensten Fällen gehört. Sey es nun, daß ein wahrhaft religiöses Gefühl, oder bloße Furcht vor Schande, Spott und Strafe, zum Grunde liegen — immerhin gereicht es einem Volke zur Ehre, wenn wir es in unsern Tagen, wo ihm selbst von den höhern Ständen herab Thüren und Thore zu Ausschweifungen aller Art geöffnet, und leider solche Laster von der Obrigkeit kaum mehr bestraft werden *), auf dieser rühmlichen Stufe der Sittsamkeit erblicken. Aber auch schwer sind die Strafen welche diejenigen zu erwarten haben, die sich durch unehelichen Beischlaf mit einander vergingen, denn man übt im ganzen Kanton und besonders im Engadin eine Strenge, die in unsern frivolen Zeiten fast unglaublich ist. Bei der landesüblichen Sitte, nach welcher Ehemänner die besten Jahre ihres Lebens im Auslande zubringen, und nur selten, d. h. höchstens alljährlich einmal, — in ihre Familien zurückkehren, scheint es auch, daß eine solche Strenge nothwendig sey, da sonst die größten Ausschweifungen zu befürchten wären.

Folgende Notizen mögen daher eine Stelle hier finden. Ein lediger Mensch der sich durch unehelichen Beischlaf mit einer Weibsperson vergangen, wird um 100 fl. (eine Verheirathete um's Doppelte) gebüßt, hat die Verpflichtung, das Kind bis zum zurückgelegten 12ten Jahre zu erhalten, und wenn es ein Knabe, ihm zur Erlernung eines Handwerks oder irgend eines Broterwerbs behülflich zu seyn. Bekleidet der Vater eine amtliche Stellung, so verliert er durch sein

*) In Oestreich werden Unzuchtsvergehen weder mehr untersucht noch bestraft. Sieh Allgemeine Zeitung von Augsburg 1836. Nr. 44 und 45 in dem Aufsaz: Ueber Bevölkerungs-Vergleichung zwischen Oestreich und Würtemberg.

Vergehen das Amt, und in Gemeindsversammlungen Hand und Mehr, d. h. bei Berathungen über einen Gegenstand seine Meinung oder Stimme abzugeben; doch kann er in der Folge wieder dazu gelangen.

Die Geschwächte muß am Orte des Hochgerichts an einem Sonntage öffentliche Kirchenbuße thun, und hat während dem Gottesdienste an den auf's Chor führenden Stufen die Predigt und die in derselben an sie gerichtete Ermahnung zur Besserung anzuhören, und in gewissen Fällen Arrest zu gewärtigen. Ist sie es zu thun im Stande, so muß sie 1½ Jahre lang ihr uneheliches Kind aus eigenen Mitteln erhalten, im unvermögenden Falle aber fällt diese Verpflichtung dem Schwängerer zu, der der Weibsperson ein von den Geschwornen zu bestimmendes Alimentationsgeld zu entrichten hat. Endlich werden noch die Namen solcher Personen in das Protokoll des Hochgerichts zu immerwährender Schande eingetragen. Ehedem durften uneheliche Kinder, ehe und bevor der Name des Vaters bekannt und angezeigt worden war, nicht getauft werden, und die Taufe solcher Kinder wurde gemeiniglich zu Hause zugedient. In einigen Gemeinden des Unter-Engadins ist dies auch jezt noch der Fall, und die Taufe des Kindes kann erst nach eingegangener Erlaubniß des Gemeindsgeschwornen geschehen. Tritt aber der Fall ein, daß beide Personen einander ehlichen, so haben sie in dieser Berücksichtigung keine Strafe zu bezahlen, sondern nur wegen Verspätung der Copulation ein Strafgeld zu entrichten, daß nach der längern oder kürzern Zeit der Verspätung eingerichtet ist.

Es ist nicht zu leugnen, daß die starke Auswanderung des männlichen Geschlechts einen höchst aufallenden, von Jahr zu Jahr tiefer fühlenden, und immer nachtheiliger

wirkenden Einfluß auf die Moralität der Thalbewohner übt. Dieser Gegenstand aber verdient eine nähere und ausführlichere Beleuchtung.

VI.

Auswanderung, und derselben Folgen.

Nirgends in der Schweiz wird man so vielen Wohlstand, ja sogar Reichthum und Ueberfluß und weniger Armuth finden, als in diesem schönen Hochthale. Die Quelle davon hat man wohl größtentheils in dem ausgedehnten Gewerbe zu suchen, dem sich fast alle Engadiner schon von früher Kindheit an widmen. Um nämlich durch Bereitung von Leckereien und abgezogenen Wassern aller Art ihr Brot zu finden, begeben sich die meisten Personen männlichen Geschlechts schon von früher Jugend an in fremde Länder, wo sie meistens Zuckerbäckereien, Chokolade- und Kaffeeläden oder andere Etablissements errichten. Ja, nicht leicht wird man gegenwärtig in Europa ein Ländchen oder eine nur etwas bedeutende Stadt finden, in der sich nicht Engadiner zu Betreibung irgend eines Handelsgeschäftes befänden, und wo sie unter dem allgemeinen Namen „die Schweizer" bekannt sind.

Den Ursprung dieser in seinen Folgen so verderblichen Auswanderung hat man schon im 17ten Jahrhundert zu suchen, und man weiß bestimmt, daß sich im Jahr 1614 etliche tausend Schuhmacher in Ober-Italien aufhielten, die dort ihre Nahrung und Unterhalt mit Schuhflicken fanden.

Campell bemerkt bei Erwähnung des Nachbarschäftchens *) Giarsun, in der Gemeinde Guarda, daß sich zu seiner Zeit schon mehrere Familien aus seiner Gegend dahin gezogen hätten. Ihr Beispiel wurde für die Einwohner von St. Moriz, Silva plana und Sils im Ober-Engadin ansteckend, weil sie, um auch daselbst ihr Glück zu machen, ihnen nachzogen. Diese Leute erwarben sich nämlich auf der Venetianischen Terra firma, bei einem täglichen Verdienste von 20 Soldi, ein ordentliches Auskommen, und kehrten jährlich bei eintretender Heuerndte, mit ihrem kleinen Gewinne von ohngefähr 12 Dukaten, wieder in ihr Bergthal zurück. Ihr kleines Gepäck wurde von einem Esel getragen, dem die ganze Caravane bescheiden zu Fuß nachfolgte. War nun dieses landwirthschaftliche Geschäft, zu dem man damals nicht wie heut zu Tage die Mäher und Tagelöhner Tyrols bedurfte, beendiget, so begab sich die kleine Gesellschaft wieder nach Venedig zurück, während die daheim bleibenden Greise, Weiber und Kinder bei frugaler Kost die Haus- und etwas Säumergeschäfte gemeinschaftlich besorgten. Von Luxus wußte man in jenen Tagen noch nichts, und feine Sitten und städtische Lebensart, die man jezt im Thale findet, suchte man noch vergeblich. Ihre Häuser waren nur von Holz, und solche Paläste, wie sie jezt ihre Dörfer zieren, traf der Reisende damals nirgends an. Ihre Bewohner begnügten sich noch mit Ziegen und Schotten und sparten das Brot, das im Thal noch wenig gepflanzt, und um theuere Preise eingeführt wurde. Nur wenige Haushaltungen befanden sich so wohlhabend, um im Herbst, — wie auf dem Lande gewöhnlich ist, ein Rind schlachten, und die Familie mit Fleisch für den Winter versorgen zu können. Die meisten tödteten etwa ein

*) In Bünden werden die zu einem Hauptdorfe gehörenden Nebenörtchen Nachbarschaften genannt.

Paar Schafe oder Geißen und würzten mit deren Talg in Ermangelung der Butter ihre Speisen. Das gekochte Kraut der weißen Rübe, die in den Engadiner-Gärten noch heut zu Tage häufig gepflanzt wird, und in den meisten Jahren auch wohl geräth, drückten sie in Brotformen, dörrten und genossen sie als schmackhafte Beimischung in den Reissuppen, die noch jezt im Thal fast täglich genossen werden. Vom Kaffee wußte man damals noch nichts, und die so allgemein im Kanton Bünden verbreiteten schmackhaften Bisquits, waren ihnen auch noch ganz unbekannt. Das weibliche Geschlecht nährte sich von Handarbeit, spann in den langen Winterabenden Schafwolle, wob ein Stückchen Haustuch, strickte Strümpfe, und fand damit auf dem Markte zu Klefen einen guten Absaz. Eben so wenig kannte man die jezt üblichen Tanzbelustigungen und gesellschaftlichen Schlittenparthien, ja bis 1756 fand man im ganzen Thal noch keine, in der Schweiz so genannte Herren- oder Fastnacht-Schlitten, die jezt mit kostbarem Geröll und Zugehörigem allgemein verbreitet sind.

Alles dies änderte sich in dem Jahre 1766, in welchem den Bündnern Venedig verschlossen ward. Aber an eine hin und herziehende Lebensart schon zu lang gewöhnt, würde es ihnen jezt zu schwer gefallen seyn, zu Hause zu bleiben, ihren vaterländischen Boden zu bebauen, oder ihre Thätigkeit daheim auf einen andern nüzlichen Industriezweig zu verwenden, wozu ihnen doch im Thal die Schafzucht und die Anpflanzung von Hanf und Flachs, — besonders im Unter-Engadin so schöne Gelegenheit verschafft hätte. Anstatt nun ihre herrlichen grasreichen Alpen, die jezt großentheils an Pergamasker-Schafhirten verpachtet sind, mit ihren eigenen Schafen zu besezen, und solche Handwerke zu erlernen, die mit der Landwirthschaft in nächster Beziehung stehen, z. E. Tuchweberei, Gerberei 2c., ergriffen sie eine Beschäftigung, die

ihrem Lande und ihrem Volke in physischer und moralischer Hinsicht verderblich werden, und das Land nach und nach ganz entvölkern mußte.

Sie zogen jezt ins Französische, und in der Folge in andere Länder, legten Kaffeewirthschaften, Pasteten- und Zuckerbäckereien, Liqueurfabriken, und ähnliche den Gaumen kizelnde Gewerbe an, die eine weitere Entfernung und längere Abwesenheit von der Heimath erforderten. Zwar haben in unsern Tagen, einige von ihnen ihren Unternehmungsgeist auf andere Handelsgegenstände gerichtet, aber doch die meisten blieben der Verfertigung solcher Leckereien getreu, und legten dadurch den auffallenden Beweis ab, daß in unserm, leider so ausgearteten und verweichelten Zeitalter, gerade dies einer der gangbarsten Artikel in Europa seyn müsse, der verbunden mit einer frugalen Lebensart, mit reichem Gewinn lohne.

In den meisten Fällen verbinden sich mehrere mit einander, und legen zu ihrem Vorhaben ein gemeinschaftliches Capital zusammen. Wechselweise reist bald der eine bald der andere für ein Jahr, oder eine unbestimmte Zeit nach Hause, um den erworbenen Gewinn unterzubringen, die zurückgebliebene Familie zu begrüßen, im Hauswesen und auf den Gütern allerlei Anstalten zu treffen, und dann durch die frische gesunde Luft des Vaterlandes gestärkt, wieder zu seinem Broterwerb ins Ausland zurückzukehren. Bei solchen Gelegenheiten werden gemeiniglich, um die Abgehenden zu ersezen, neue Rekruten mitgebracht, wozu man aus den eigenen Söhnen, oder aus der nächsten Verwandtschaft die tauglichsten auswählt, und in den gewinnreichen Erwerb einführt. Anfänglich versehen diese den Dienst von Lehrburschen, werden dann Gehülfe im Kaufladen, und nachher Theilhaber am Gewinn selbst. Zeigt sich mit Zeit und Gelegenheit in einer andern Gegend der Stadt oder Nach=

barschaft ein schickliches Lokal zu Anlegung einer eigenen Wirthschaft, so theilt man sich und gründet wieder ein eigenes Etablissement.

Den Bewohnern des Ob=Engadins wäre diese Auswanderung und dieses Streben nach fremdem Gewerb noch weit eher als dem Unter=Engadiner zu verzeihen, weil jene durch ein dürftiges, von allen Industriezweigen entblößtes Vaterland gleichsam dazu genöthiget wurden; aber diese welche von den Produkten ihres schönen Thales füglich leben, auch wohl noch einige Artikel ausführen könnten, sind nicht zu entschuldigen, und finden es bloß angenehmer, ein mit weniger Anstrengung verbundenes Gewerbe zu betreiben, als ihre Kräfte zur sauern Feldarbeit anzustrengen.

Es ist nicht zu leugnen, es eröffnete sich den Thalbewohnern dadurch eine kaum glaublich reiche Geldquelle, die auf ihre ganze Lebensart und heimathliche Oekonomie zwar einen glänzenden — aber trüglichen Schein wirft, und nach und nach die traurigsten Folgen herbeiführt, wie ich dies kürzlich darthun werde. Die Landwirthschaft, die bei dieser Lebensart zu Hause den Greisen, und dem weiblichen Geschlechte überlassen wird, geräth nun in Verachtung und Verfall, indem der Boden mit Hülfe tyroler Tagelöhner bearbeitet, der Güterbau oberflächlich betrieben, oder auch fruchtbare Aecker und fette Wiesen in magere Alpen verwandelt werden. Der Viehstand, die Milchprodukte: Käse und Butter, vermindern sich, die Ausfuhr an Häuten und Fellen nimmt bedeutend ab, und der Tauschhandel, welchen die Unter=Engadiner in guten Jahren ins Tyrol, Prättigäu und Davos betrieben, und gegen Gerste und Brotkorn — Salz und dürres Obst eintauschten, mußte in sichtbares Stocken gerathen.

Ein andrer Nachtheil zeigt sich darin, daß, indem nicht nur einzelne Hausväter und erwachsene Söhne den vater=

ländischen Boden verlassen, sonders öfters ganze Familien ins Ausland ziehen, ihre Wohnungen verpachten, und ihre Grundstücke auslehnen, sich dadurch in allen Gemeinden die Volksmenge auf eine auffallend nachtheilige Weise vermindert, die schönsten Dörfer in Verfall gerathen, und die ansehnlichsten Paläste leer stehen. Man darf annehmen, daß im ganzen Thal gegenwärtig der 10te Theil der Volksmenge sein Heil in der Auswanderung sucht. Bemerken wir noch, daß das Ob=Engadin in seiner Thallänge von 8 Stunden 11 Pfarreien zählt, so ist's eine auffallend kleine Volksmenge, wenn man jezt nur noch 3445, (im Jahr 1835) Seelen zählt. Das Unter=Engadin enthält eine 11 Stunden lange Thalebene, und in seinem ganzen Umfang 20 □ Meilen. Wenn man auch die Hälfte als unbewohnbar abrechnet, so ist's doch eben so befremdend, daß man jezt 1835 nicht mehr als 7058 Einwohner darin findet. In den 80er Jahren befanden sich in 6 Pfargemeinden des Unter=Engadins 253 Abwesende, und in dem großen, schönen Flecken Fettan sank, laut vorliegender Nachrichten *), innerhalb 220 Jahren, die Volksmenge von 900 Seelen auf 500 herab. In Cernetz, der größten Gemeinde des ganzen Thales (welche von Brail bis an die Grenze von Münsterthal 7 Stunden Länge hält,) wo man zum allerwenigsten 700 Einwohner vermuthen dürfte, zählt man 1806 nur noch 350 in 134 Häusern, weil wegen Auswanderung der Einwohner 46 Häuser ganz unbewohnt, oder dem Einsturz nahe sind. Ja in dem zu dieser Gemeinde gehörigen Filialdorfe Brail, befinden sich nur noch 10 wohnbare und 15 ruinirte Häuser, und die Einwohner sanken auf 30 herab. Leider nimmt die Volksmenge in den Gemeinden noch von Jahr zu Jahr ab.

*) Siehe Neuer Bündner=Sammler Bd. III, S. 36.

Glaublich aber steht es in unsern Tagen (1837) nicht mehr so; wir wissen wenigstens gewiß, daß in Cernetz viel dermalen gebaut wird.

Auch aus dem Ob-Engadin läßt sich diese Abnahme der Volksmenge auf das klarste darthun, was ich in einem frühern Abschnitt zur Genüge bewiesen. In der, aus 2 schönen Dörfern bestehenden Gemeinde Celerina, fand 1806 folgendes Mißverhältniß der Geschlechter statt: auf 36 bis 40 unverheirathete weibliche Personen rechnete man nur 4 bis 6 Jünglinge. Und ein aufmerksamer Beobachter von Silvaplana schreibt, daß bei Schlittenparthien und Tanzbelustigungen der Mangel an jungen Mannspersonen in dasiger Gemeinde auffallend genug sey; denn nach Beitritt des Schustergesellen und Brotträgers träfen doch auf jeden Tänzer noch 2 bis 4 Tänzerinnen, und wenn kein Spielmann gefunden werde, so tanze man nach dem Gesang und Zungenschlag der Mädchen *).

Wenn wir oben bemerkten, daß der im Auslande erworbene Gewinn nur einen scheinbaren Glanz auf ihr Hauswesen werfe, so läßt sich dies bei näherer Beleuchtung genau darthun. Denn man darf nur annehmen, wenn von den ohngefähr 600 Auswanderern des Unter-Engadins jeder im Durchschnitt jährlich 100 fl. gewinnt, zusammen also 60,000 fl. gewonnen werden, so läßt sich noch lange nicht sagen, daß dies ein dem Thale zu gut kommender reiner Gewinn sey. Denn ein Theil desselben wird in der Fremde verzehrt, und was davon ins Land eingebracht wird, verwenden sie wieder zum Aufbau neuer oder zu einer Verschönerung und Verzierung der alten Wohnungen, indem man in unsern Tagen im Engadin, bei dem hohen Preis der Baumaterialien und Arbeitslöhne, schwerlich

*) Neuer Bündner-Sammler Bd. III. S. 240.

unter 14 bis 16,000 fl. ein solides Haus aufrichtet. Gleichwohl muß man dann im Gegentheil auch wieder sagen, daß gar Viele angefangen haben ihre Capitalien theils im Lande selbst, theils im Auslande zinsbar anzulegen, und daß hin und wieder ein Theil auch zu gemeinnützigen Zwecken, wie z. E. für Schulen 2c. verwendet wird. Freilich ist die Zahl der Lezteren nicht groß, indessen gibt es doch manchen wohldenkenden Menschenfreund der Art.

Ein anderer Theil ihres erworbenen Vermögens wird zum Ankauf kostbarer Mobilien, hausräthlicher Sachen, moderner Kleider, und oft höchst überflüssiger Gegenstände vrrwendet. So sah ich hie und da einen bunt gefiederten Papagei, anderwärts die ausgesuchtesten Dresdner- oder Berliner-Porzellan-Serviçe, und in einer andern reichen Familie sezte man mir den Kaffee sogar in geschmackvoll gearbeitetem Silbergeschirr vor. Erwägt man ferner, daß sich die Frauen in Abwesenheit der Männer zu Hause nichts abgehen lassen, so fällt es deutlich ins Auge, daß von dem scheinbar bedeutendem Gewinn im Auslande doch wieder ein Beträchtliches abgezogen werden müsse, und daß die Auswanderung keinen wahren Wohlstand, sondern nur den äußern Schein desselben hervorbringt.

Das Beispiel der Engadiner mußte aber auch auf ihre Nachbarn verführerisch einwirken. Denn durch den reichlichen Verdienst und alle die schönen Sachen die aus fremden Ländern in dies Thal einwanderten, wurden nun auch die Davoser, Prättigäuer, Averser, Bergeller, Puschlaver und andere mehr angelockt, gleiche Versuche zu machen, und ihr Glück in fremden Ländern zu suchen.

Auf diese Weise liegt es am Tage, daß sich die verderblichen Folgen auch auf die Industrie des Thales selbst erstrecken werden. Denn Künstler und alle im täglichen Leben und für

die bürgerliche Gesellschaft unentbehrlichen Handwerker werden zum Theil ganz abgehen, oder weil sie keine Konkurrenz zu fürchten haben, schlecht und theuer arbeiten. Das Thal besizt daher keinen geschickten Professionisten, und die, welche sich etwa vorfinden, sind wie ich in einem frühern Abschnitt gezeigt, aus andern Gegenden des Kantons oder der Schweiz eingewandert. Daher fehlen im Thale beim Ueberfluß von Rindshäuten, Kalbs- und Schaffellen, gute inländische Gerbereien, indem man die rohen Häute nach Chur und ins Tyrol verkauft. In dem schönen und freundlichen Dorfe Silva plana wohnte früher nicht einmal ein Schneider oder Schuhmacher, hingegen traf man 28 Zuckerbäcker. In dem kleinen zu dieser Gemeinde gehörenden Dörfchen Sürlack befanden sich 1806 wohl 8 Zuckerbäcker, aber eben so wenig ein Schuhmacher oder Schneider. Nur das an der Straße zwischen Silva plana und St. Moriz gelegene kleine aber schöne Dörfchen Campfeer, befand sich im Besiz eines Schusters, neben welchem noch 18 Zuckerbäcker in Wohlstand versprechenden Häusern lebten *). In St. Moriz befinden sich zwar einige der nothdürftigsten Handwerker, die sich um der Kurgäste willen dahin gezogen haben, sie sind aber sämmtlich aus andern Gegenden des Kantons eingewandert. Ja es scheint, daß man im ganzen Ob-Engadin nicht einmal einen Barbier besizt, weil während der Kurzeit einer von Klefen, mithin 11 Stunden weit herkommt, und sich daselbst bis zur Abreise der Gäste aufhält. Nimmt man an, daß jährlich bei 200 Holzhacker im Unter-Engadin ihr Brot und gutes Auskommen finden, und stellt man die Zahl der aus dem Tyrol, Italien, und aus andern Gegenden des Kantons und der teutschen Schweiz

---

*) Siehe Neuer Bündner-Sammler Jahrgang 1807, S. 235.

ins Thal einwandernden Mäher und Tagelöhner während der Korn- und Heuerndte nur auf 1500, so fragen wir: wer berechnet uns die Summen, die wegen Abwesenheit der männlichen Arbeiter dadurch aus dem Lande gezogen werden!

Noch füge ich bei, daß sich nicht leicht ein Engadiner zum Hirtendienste, als einem ihm zu ärmlichen Erwerbe entschließen wird. Daher bedarf das Thal auch fremder Hirten, welche gewöhnlich aus dem Safien- und dem benachbarten Aversertthale einwandern. Ihr Gewinn soll — wenn sie das Ihrige zu Rathe halten, größer seyn, als man glauben möchte. Zuweilen wurde auch wohl ein solcher Ziegenjunge durch seinen Patron in einer auswärtigen Zuckerbäckerei untergebracht, kam dann wieder ins Thal zurück, heirathete etwa ein reiches Mädchen, und trat in der Folge selbst als Herr auf.

Bei dieser von Jahr zu Jahr immer fühlbarer werdenden Abnahme der Volksmenge, herrscht noch in vielen Gemeinden die fehlerhafte Maxime, ihre abgehenden Bürger nicht wieder durch Ertheilung des Bürgerrechts an geschickte und industriöse Ausländer zu ersezen; wenigstens sucht man ihnen dasselbe sehr zu erschweren. Dies mag daher die Ursache seyn, daß die reiche Gemeinde Bevers nur noch 6 Gemeindsbürger (1830) zählte, die übrigen Insassen waren aus andern Gegenden des Kantons eingezogen. In Celerina wurde das Bürgerrecht vor vielen Jahren einigen Familien für eine bedeutende Geldsumme, aber ohne Stimm- und Mehrrecht ertheilt. In Silvaplana kann gar Niemand dasselbe erkaufen, und es wurde sogar bei einer Strafe von 100 Kronen verboten, nur Jemand zur Annahme vorzuschlagen *). Jedoch denkt man zu St. Moriz etwas heller; denn bei Betrachtung der Vermögensumstände des Candidaten könnte

---

*) Siehe Neuer Bünder-Sammler Band II, Seite 151.

dasselbe mit ohngefähr 3 — 400 fl. zu erhalten seyn. Dann aber kostet der Einkauf ins Hochgericht wohl auch noch 1000 fl., und doch ist er noch nicht Kantonsbürger was auch wieder Geld kostet. Wär' er bloß Bürger einer Gemeinde, so könnte er wohl eine Gemeindsstelle, nicht aber ein Amt im Hochgericht bekleiden. Wünschte er mit der Zeit ein Mitglied des großen Raths oder Bundespräsident zu werden, so würde er sich zuerst um das Bundesrecht, und dann erst um das Kantonsbürgerrecht bewerben müssen.

Der verderblichste Nachtheil den die Auswanderung herbeiführt, äußert sich am fühlbarsten bei der heranwachsenden Jugend hauptsächlich des männlichen Geschlechtes; denn weil die Eltern selbst keinen guten Unterricht in den Schulen genossen haben, so legen viele auch wenig Werth auf wissenschaftliche Bildung. Denn kaum hat ein Knabe das 14te oder 15te Jahr erreicht und den ersten Communion-Unterricht genossen, so verläßt er auf des Vaters Befehl die väterliche Heimath, und tritt als Lehrjunge in einer fremden Stadt in eine Zuckerbäckerei oder in einen Kaffeeladen ein, wo er leider keinen weitern Unterricht für Verstand und Herz mehr erhält, nachdem die früher erhaltenen Religions- und Sittenlehren mehr seinem Gedächtniß eingezwungen, als dem Herzen durch Ueberzeugung beigebracht worden. Dort in einer entfernten Residenz wird er oft in den Strom unsittlicher Beispiele hineingerissen, und der Reiz der Neuheit führt die aufkeimende Leidenschaft gar bald auf Abwege, besonders wenn er etwa noch unter schlechter Aufsicht, sich selbst überlassen, ohne einen leitenden warnenden Führer dahin geht. Einzelne Väter machen nun zwar davon eine rühmliche Ausnahme, und vertrauen ihre Kinder entweder geschickten Landgeistlichen oder Privatlehrern an, lassen sie an der Kantonsschule zu Chur oder anderwärts in guten Erziehungsanstalten ausbilden, ehe solche

aus der Heimath in fremde Länder versezt werden. Alle diese einzelnen Beispiele sind aber nur Ausnahmen und haben auf's Ganze keinen bedeutenden Einfluß.

Nur allein auf die, durch ihre starken Salzquellen berühmte katholische Gemeinde Tarasp, Unter-Engadin, hat die Auswanderung ihrer Nachbarn keinen Eindruck gemacht. Wie in allen katholischen Orten der Schweiz die Einwohner an religiöser Aufklärung, Gewerbfleiß, Unternehmungsgeist und Volksbildung den Bewohnern der übrigen evangelischen Kantone merklich nachstehen, so ist dies auch hier der Fall. Doch für diesen Ort finden wir hierein gewissermaßen einen Vorzug, daß seine Einwohner zu Hause bleiben, sich auf die Bearbeitung ihrer Güter verlegen, und nebenbei als Handwerker, Mäher und Holzhacker, etwas zu verdienen wissen. Da sich hier von Zeit zu Zeit aus dem Tyrol katholische Familien niederlassen, so nimmt unter ihnen die Volksmenge auch sichtbar zu.

Wollte man etwa sagen, daß ich als Kurgast zu St. Moriz, diesen Gegenstand über die Auswanderung der Engadiner und deren nachtheilige Folgen, nicht ganz richtig aufgefaßt, oder diese Thalbewohner zu streng beurtheilt hätte, so mag hier die Ansicht eines Mannes *) eine Stelle finden, der als Bürger von Unter-Engadin sich in einer öffentlichen Volksschrift darüber schon vor 52 Jahren auf folgende Weise ausspricht: „Die Einwohner, die von Natur arbeitsam und zu allen Künsten aufgelegt wären, verlassen die Kultur der Güter haufenweise, begeben sich in fremde Länder, nicht sowohl um der Handelschaft oder wahren Künste willen, sondern um Leckereien des Luxus zu bereiten, und meistens zu nichts besserm in der Welt fähig zu werden. Solcher Zuckerbäcker haben wir eine Menge,

*) Dekan P. N. a. Porta zu Fettan. S. A. Bündner-Sammler Jahrgang 1784.

aber keinen einzigen rechten Maurer, Zimmermeister oder andere Professionisten aufzuweisen. Der Ackerbau geht zu Grunde, die meisten Güter verwildern, und sind, wenn sie verkauft werden sollen, so wenig mehr werth als ihr Besitzer, wenn er wieder arbeiten soll. Durch diese Auswanderer wird das Land mit abentheuerlichen Kleidern, fremden, den Sitten zuwiderlaufenden Moden und Lastern angesteckt, physisches und moralisches Verderben und Verachtung der Religion wird eingeführt, der Nationalgeist völlig verderbt und erstickt, die Bevölkerung gehindert, und eine schwächliche Nachkommenschaft erzeugt. Ein Drittel der Güter ist heut zu Tage in Alpweiden verwandelt, wie die Wasserleitungen, abgerissene Gemäuer u. s. w. in den Alpen hinlänglich darthun ꝛc. ꝛc. "*).

VII.

Handel und Gewerbe.

Wenn ich im vorigen Abschnitt die Engadiner als Leute geschildert, welche fast sämmtlich von früher Jugend an ihr Glück und Heil im Auslande suchen, und nur zuweilen wieder in's Thal zu den Ihrigen auf eine Zeitlang auf Besuch zurückkehren, so kann man nicht erwarten, daß sich in

---

*) Eine Stimme aus dem Ober-Engadin läßt sich auf folgende Weise darüber hören: „Die Meisten sind sehr unwissend, und bei vermehrtem Geldzufluß hat man zwar nicht die Erziehung aber die Kleidung verbessert; denn jeder Fuhrmannsjunge kleidet sich jezt so modisch, wie ein Junker in fremdes Tuch." Neuer Bündner-Sammler. B. III. S. 240.

einem so wenig bevölkerten und verlassenen Ländchen, Handel und Gewerbe auch nur in leidlichem Zustande befinden, noch viel weniger blühen können.

Von Manufakturen, Fabriken und Künsten kann also in Engadin keine Rede seyn. Ja selbst die nothwendigsten Professionisten, welche für die Nahrung und Bekleidung sorgen, sind selten Engadiner, sondern aus dem Kanton und aus andern Gegenden der Schweiz eingewandert. Der aktive Handel des Thals, beschränkt sich lediglich auf das Vieh und den Waarendurchpaß, welch lezterer aber sehr unbedeutend ist, und im Unter-Engadin bloß auf die Produkte des Ackerbaues, die gewöhnlich durch den Tauschhandel veräußert und an die Nachbarn abgegeben werden, beschränkt.

Schon zu Kaiser Josephs Zeiten wurde den Unter-Engadinern der Verkehr mit den östreichischen Staaten sehr erschwert, indem dieser Monarch nicht bloß die Zollfreiheiten, die sie mit ihren tyroler Nachbarn zu Nauders und Taufers besaßen, gänzlich aufhob, sondern neue drückende Beschwerden auflegte. Da aber im Oktober 1797 der damalige französische General Bonaparte dem Kantone die herrlichen Landschaften Veltlin, Chiavenna, und Bormio, wie oben bemerkt ward, entzog, mit der cisalpinischen Republik vereinigte, und dieselben vom Kaiser Franz im Jahre 1815 dem lombardisch-venetianischen Königreiche einverleibt wurden, so sank auch der Engadiner ohnehin unbedeutende Handel zu einem Schattenspiele herab.

Man darf wohl sagen, bloß das Gefühl ihrer Ohnmacht gegen einen so mächtigen Nachbar, der nur befiehlt, konnte sie abhalten, Repressalien zu gebrauchen. Denn wenn man bedenkt, daß der Bündner und somit auch der Engadiner insbesondere, seine wenigen Ausfuhrartikel dem östreichischen Lombarden ohne Ausnahme stark verabgabet, hingegen das

was Jener im Ueberfluß besizt und in den Kanton bringt, frei und ohne Impost absezt, so ergibt sich hier ein sehr ungleiches Verhältniß, das in's Unbillige übergeht.

Ich will nur einige Belege dazu geben, und will mich vor der Hand bloß auf das Engadin beschränken. Die bedeutende Zahl Montafuner- und Tyroler-Professionisten, und ein unzähliges Heer von Tagelöhnern die zu Tausenden in diesem Thale den Sommer hindurch als Grasmäder, rc. nicht bloß eine gute reichliche Kost, sondern auch sehr hohe Taglöhne erhalten, und dann im Spätherbst mit dem Ersparten nach der Heimath zurückgehen, sind eine ganz eigene Erscheinung. Der St. Morizer Kurgast an der Quelle, wird namentlich am Kirchweih- oder Mädersonntag darüber seine eigenen Beobachtungen anstellen können.

Werfen wir ferner unsern Blick auf die Bergamasker-Schäfer, die sich in den Sommermonaten auf den Engadiner- und in den übrigen Bündner-Alpen aufhalten und bereichern, wie ich in dem Abschnitt: Die Bergamasker-Schäfer dies ausführlich gezeigt, so sollte man doch wünschen, die Landesregierung möchte diesen wichtigen Gegenstand in Berathung ziehen und mit Oestreich darüber in Unterhandlungen treten, damit ein billiges Gleichgewicht hergestellt, und dem Staatsbürger ein gebührendes Gegenrecht mit seinem Nachbar eingeräumt würde. Vielleicht ließe sich doch wenigstens so viel erreichen, daß die Viehhändler ihre Heerden mit weniger drückenden und beschwerenden Zöllen auf die oberitalienischen Märkte treiben und dort absezen könnten.

Ich gebe freilich zu, es sey dies, wenn hier anders etwas erreicht werden soll, nicht Sache eines einzelnen Kantons sondern des ganzen Vaterlandes, weil nicht bloß Bünden, sondern auch andere südlich und östlich an Oestreich angrenzende Kantone dabei betheiliget sind. Da der Gegenstand

zu wichtig, und zu tief und schmerzlich in unsern Staatshaushalt eingreift, so erlaube ich mir, denselben etwas näher zu beleuchten. Wir richten daher unsere Blicke in andere Kantone unsers Vaterlandes; hier sehen wir nun in St. Gallen, Appenzell und Thurgau, wie oben im Engadin, im Frühling und bis zur einrückenden Winterszeit eine unglaubliche Anzahl Maurer, Zimmerleute Handlanger ꝛc. aus dem Tyrol und Vorarlberg, welche selbst ins Innere der Schweiz eindringen, und sich nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande vertheilen. Ja in diesem Jahre kann man über tausende zählen, die in der Stadt Zürich Arbeit und Brot finden. In vielen Kantonen ist wohl keine Gemeinde von einiger Bedeutung, und wo gebaut wird, daß sich nicht auch solche Arbeiter regelmäßig einfänden.

Sie begeben sich dann im Spätherbst mit dem Ersparten wieder nach Hause, um den Winter über die Stickereien für unsere Handelshäuser zu besorgen, und was man käum glauben sollte, zum Theil mit ihren hierzu nicht geschaffenen Händen sogar selbst mit betreiben. Nur in der Stadt St. Gallen allein beläuft sich die Zahl dieser Handwerker ohngefähr auf 4—500, weit bedeutender mag sie im Kanton Appenzell seyn. Sind sie nun daheim angelangt so befindet sich schon ein Heer von Mädchen aus dem zum Tyrol gehörenden Montafunerthale mit ihren Spinnrädern auf dem Rücken auf dem Wege, um in obgenannten Kantonen die Vorräthe von Hanf, Flachs und Kuder *) bei unsern Landleuten aufspinnen zu helfen. Nahet nun der Frühling, so begeben sie sich alsdann wieder mit ihrem reichlich erworbenen Verdienst in ihr Thal zurück.

---

*) Der Abgang vom Flachse beim Hecheln, anderwärts Werrig genannt. Schweizer-Idiotismus.

Welche Summen gehen nicht jährlich nur aus dem K. St. Gallischen Rheinthale für zum Theil schon verarbeitetes, dort überflüssiges Holz, namentlich für Rebstecken nach Vorarlberg! Noch vor etwas mehr als 30 Jahren befand sich in Rheineck eine Niederlage von Rebstecken, aus welcher ein Paar Partikularen, Rheineck, Thal und St. Margrethen meistens damit versahen. Gegenwärtig kauft jeder für sich wie er kann und mag, und die Preise sind fast immer die gleichen. Ein Fuder zu 20 Burden und jede Burde zu 80 Stück Stecken kosten 12 bis 14 fl. Jene Partikularen die sich früher mit diesen Handel befaßten, verbrauchten jährlich 200,000 bisweilen 250,000 Burden solcher Stecken. Welch eine bedeutende Summe kommt da heraus, wenn man eine auch nur oberflächliche Berechnung darüber anstellt.

Der gleiche Fall ist auch mit dem Rindvieh, welches im Tyrol, hauptsächlich an den berühmten Schrumser Viehmärkten aufgekauft und in großen Heerden nach mehrern Kantonen unsers Vaterlandes vertrieben wird. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß nur allein bei Lustenau und St. Johann Höchst (zwei vorarlbergische Grenzorte) jährlich allerwenigstens 10,000 Stück Rindvieh durchs Rheinthal und weiter hinein in die Schweiz getrieben werden, wovon Stück für Stück in einander gerechnet jedes auf's mindeste 3 Louisd'or werth ist *). Von den tyroler Weinen und den

*) Aus den Mittheilungen des nun verstorbenen Antistes Steinmüller in Rheineck. — Da sich aber jeder Gegenstand von zwei Seiten betrachten läßt, so mag auch hier der Bericht eines Sachkenners aus der dortigen Gegend einen Platz finden, der sich hierüber auf folgende Weise ausspricht. „So bedeutend, sagt er, auch die Summen seyn mögen, welche Oestreich nur allein aus den Kantonen St. Gallen, Appenzell und zum Theil aus dem Thurgau beziehet, so gehören doch obige Gegenstände (Vieh und

beträchtlichen Schafwollenen Tüchern die wir vom Ausland recht unnöthiger Weise beziehen, will ich nicht ausführlich reden, da ja wir Schweizer eigene Reben pflanzen, unsere herrlichen grasreichen Alpen mit eigenen Schafen besezen, uns in ihre Wolle kleiden, und von unsern Tüchern noch unsern Nachbarn abgeben könnten, — wenn wir diese Vortheile nur recht benuzen wollten.

Aber am grellsten fällt dieses Mißverhältniß ins Auge, wenn wir unsere Blicke auf den hohen Betrag richten, der jährlich von den Kantonen Appenzell und St. Gallen für Stickereien nach allen Theilen Teutschlands geht, den man auf 7—800,000 fl. angeben darf, und wovon, wo nicht die Hälfte, doch gewiß $^2/_5$ nach dem Vorarlberg und Tyrol, mithin in die östreichischen Staaten geht. Gründeten sich diese Angaben nicht auf die sorgfältig angestellten Beobachtungen eines denkenden angesehenen Mannes aus dem Handelsstande in St. Gallen, der bei 20 Jahren darüber eigene Erfahrungen gemacht, und dessen Beobachtungen alles Zutrauen verdienen, so würde ich diese Mittheilungen selbst für unglaublich halten. Auf eine erlaubte Weise wird in den östreichischen Staaten von diesen Waaren gar nichts consumirt, da sie ganz verboten sind. Durch Schmuggelei wurde früher ziemlich gemacht, heut zu Tage um so weniger, da sich im Vorarlberg viele Fabriken gebildet haben, welche die Bedürfnisse in solchen Waaren ausfüllen, und die Maßregeln immer schärfer geworden sind.

Holz) zum wesentlichen Bedarf des Rheinthals und sind ihm unentbehrlich. Das Rheinthal ist zu arm an eigenen Waldungen für seinen Holzbedarf und den Rebberg; auch kann das Vieh im Herbst weit wohlfeiler aus dem überrheinischen Oestreich angekauft werden, als wenn es im Lande selbst erst aufgezogen werden müßte."

Nach dieser kleinen Abschweifung, die ich aber für gar nicht überflüssig hielt, vielmehr als eine hochwichtige Angelegenheit einem Jeden ans Herz legen möchte, der als ein sein schönes Vaterland liebender Schweizer ein Wort hierin zu reden sich für berechtiget hält, kehre ich, um den abgerissenen Faden aufzunehmen, wieder ins Engadin zurück.

Für diese Thalbewohner möchte wohl der Viehhandel ihrer Lage und den Bedürfnissen ihrer italienischen Nachbarn gemäß, der vortheilhafteste und gewinnreichste seyn. Nur Schade, daß jezt die Zölle der lombardischen Behörden (die darum so hoch gestellt zu seyn scheinen, damit das Ungarische und Montafuner Rindvieh leichter ins Welschland eingetrieben werden könne,) so hoch sind, daß dieser äußerst wichtige Handel sehr dadurch gehemmt wird. Hiezu kommt noch, daß für alles Vieh das auf den italienischen Märkten (wozu man besonders den zu Tirano benuzt) nicht abgesezt wird und werden kann, auf dem Rückweg noch einmal ein erhöhter Zoll bezahlt werden muß, ohne die beträchtlichen Kosten nur zu berechnen, die der Heimweg erforderlich macht, was manche Viehhändler total ruiniren mußte.

Ehedem freilich befand sich der Schweizer Viehhandel, denn er wurde nicht blos von den Engadinern oder Bündnern allein betrieben, sondern es nahmen und nehmen noch jezt die Kantone Glaris, Zürich, St. Gallen und Appenzell daran Theil, — in einem günstigeren Verhältniß als heut zu Tage. Die Italiener zogen mit ganzen Lasten Zechinen nach der Schweiz, kauften in ziemlich hohen Preisen, das Vieh im Lande ein, und trugen, wenn etwa falsche Spekulationen einen Unfall herbeigeführt hatten, den Schaden selbst. Aber leider wußten wir Schweizer diesen unschäzbaren Vortheil nicht zu schäzen; die Viehspekulanten in Bünden und

in andern Kantonen wanden sich unverzeihlicher Weise den Vortheil selbst aus den Händen, indem sie das einzeln in den Ställen aufgekaufte Vieh Stückweise zusammentrieben und in großen Heerden damit die italienischen Märkte bezogen. Diese für die Schweiz höchst ungünstige Wendung des Handels ließen sich die Italiener, die nun zu Hause blieben, und dabei nichts zu wagen hatten, sehr gerne gefallen. Die Folge aber war, daß unsere Viehhändler das eingetriebene Vieh um jeden Preis, den die schlauen Italiener ihnen zu machen für gut fanden, losschlagen mußten, weil wegen noch größerem Verluste kein Stück wieder heim getrieben werden konnte. Daß aber bei einem so verkehrten Handel die meisten Händler sich ruiniren und an den Bettelstab bringen, werden alle diejenigen zugeben, welche von diesem unsichern Gewerbe eine nähere Kenntniß besitzen. Es ist nämlich dieser Handel so unsicher, daß auch die wohl berechnetsten Spekulationen nicht selten fehlschlagen, weil sehr häufig Umstände eintreten, auf welche der Viehhändler vor der Abfahrt keineswegs gerechnet hatte und denen er auch nicht ausweichen konnte. Denn wenn z. E. die italienischen Viehmärkte mit Vieh übertrieben werden, oder die italienischen Wiesen von der Sonne ausgedörrt sind und dadurch ein gänzlicher Mißwachs eintritt, was nicht selten der Fall ist, so sieht sich der Viehhändler, dem ein solcher Fall nur einige male begegnen darf, fast gänzlich ruinirt. Aus diesem Grunde legen sich daher nur wenige auf den eigentlichen Viehhandel, und im Unter-Engadin wird wenig verkauft, meistens nur gegen Zug- und Mastvieh vertauscht. Aus dem Toggenburg sind mir mehrere Beispiele von bedeutend wohlhabenden Viehhändlern bekannt, die diesen unsichern Handel viele Jahre, immer aber mit abwechselndem Glücke getrieben, endlich aber doch sich zu Grunde gerichtet haben. Aber ich kenne auch nicht ein Beispiel,

wo einer dabei etwas Bedeutendes gewonnen, und sich in Wohlstand hinaufgeschwungen hätte! —

Schon lange klagt man so wohl im Ob= als Unter=Engadin über den auffallend abgenommenen und verminderten Viehstand; ja es gibt Gemeinden, wo derselbe auf die Hälfte herabgesunken ist.

Schafe werden jährlich in großen Heerden aus dem Oberhalbsteinthal und dem Oberlande in's Thal getrieben, und hier das paar zu 5—8 fl. verkauft. Nach guter Sömmerung bezahlt schon der Talg und das Fell den Ankauf. Sie geben aber eine gröbere Wolle als die von Davos und Parpan. Man berechnet das Pfund Wolle zu 44 bis 48 kr. und verfertigt daraus ein grobes, im Lande selbst gefärbtes Tuch, das ehedem in Chiavenna und im Veltlin guten Absaz fand. Aber die hohen Einfuhrzölle haben dieses Gewerbe vernichtet.

Ziegen hält man viel, aber wie wir oben gezeigt, sie sind den Wäldern höchst schädlich. Die Armen aber benuzen sie wie der Reiche seine Kuh. Man kauft sie zu 8 bis 9 fl. und verkauft sie zu Chur mit etwas Gewinn. Aus drei gegerbten Kalb= oder Schaffellen verfertiget man Säcke worin das Korn vor Feuchtigkeit gesichert ist.

Hätten die Schweizer keine Emmenthaler=, Urseler= und Greyenzer=Käse so würde man die Ob=Engadiner=Fettkäse wohl für die delikatesten halten. Die Mönche in den oberitalischen Klöstern wußten ihren Werth sehr zu schäzen, daher war einst der Absaz dahin sehr bedeutend. Hat nun gleich dieser Handel in neuern Zeiten sehr gelitten, so werden sie doch in Triest, Venedig und im Tyrol noch immer sehr gesucht. Man behauptet, daß sie ihre größte Vollkommenheit erst in Italien erlangen, da das heiße italienische Klima das allzutalgigte Fett der Käse auflöse, und sie dadurch verbessere.

*

Wenn aber andere meinen, daß die feuchtwarme Seeluft die Käse auf ihrer Reise über den Comersee zeitig mache und verbessere ohne sie gerade auszutrocknen, so wollen Sachverständige dieser Meinung keinen Glauben schenken. Außer Italien wurden auch viele nach Augsburg abgesezt, und nur die Emmenthaler, welche zu gleichem Zweck mit den ihrigen dahin kamen, thaten den Engadinern Abbruch. Das Unter-Engadin macht keine Fettkäse, sondern bloß magere, welche gegen Veltliner-Wein in's Ob-Engadin vertauscht werden.

Schafkäse finden, auf Esel verpackt, über den Bernina in den italienischen Gegenden einigen Absaz. Diese Thiere, welche von dorther viel Obst, Gemüse ꝛc. ꝛc. aus dem Veltlin einbringen, werden — was wir hier beiläufig erwähnen wollen, den Pferden weit vorgezogen. Sie übersteigen diese schlechten Gebirgsstraßen nicht nur viel sicherer, sind im Ankauf nicht nur wohlfeiler, sondern nehmen auch zum Unterhalt mit einem weit geringerm Futter vorlieb. Im Unter-Engadin wird Butter und Käse gemeiniglich an Veltliner-Wein, Eisen, Reis und Kastanien ausgetauscht, auch gehen jährlich ganze Ladungen Butter, jede ohngefähr zu 10 Zentner nach Venedig, das Pfund zu 24 bis 30 kr. berechnet.

Bei dem Ueberfluß an Rindshäuten, Schaf-, Geiß-, und Gemsfellen, fehlen dem Lande gute Gerbereien. Die Einwohner verkaufen daher ihre Waaren an die Tyroler- und Churer-Gerber, und kaufen dagegen den Bedarf ihres Leders wieder zu hohen Preisen an. Wie verkehrt! Ziegenfelle werden zu 2 fl., Schaf- und junge Ziegenfelle an Italiener um 32 bis 12 kr., Kalbfelle um $1/2$ Brabanterthaler verkauft. Der berühmte Gemsjäger Collani, der jährlich 50 bis 60 Stück Gemsen schießt, versichert mich, daß er jede Haut, die eine in die andere berechnet, in Chur mit 4 fl. bezahlt erhalte. Rindsleder wird zu 22 kr. das Pfund verkauft, dagegen wieder

gegerbt für 52 kr. das Pfund angekauft. Der Unter-Engadiner sendet seine Geiß- und Bockfelle nach dem Tyrol, woher er sie zu Beinkleidern theurer wieder bezieht. Schaffelle werden zu demselben Gebrauche dort verarbeitet, aber auch als Barchet benuzt, oder roh an Geschirr- und Glashändler vertauscht.

Die Verarbeitung der Schafwolle durch Spinnen, Weben und Strumpfstricken, beschäftiget im ganzen Thal hauptsächlich aber im untern viele Hände, und ehedem konnten die Einwohner mit ihren groben Haustüchern und Strümpfen in Klefen guten Absaz finden. Aber die erschwerte Einfuhr auf diese Fabrikate hat die Weberei so herabgebracht, daß der Tücherabsaz jezt nicht mehr beträchtlich ist. Man versteht sich auch etwas auf die Färberei derselben, oder schickt sie, wenn sie zu einem etwas mehr als alltäglichem Gebrauche bestimmt sind, in die Farbe nach Chur.

Ließen sich die Einwohner die Verbesserung des Landbaues und die Industrie in ihrem Thale, hauptsächlich im Unter-Engadin, besser angelegen seyn, so würden sie sich nicht aus Mangel an baarem Gelde mit einem bloßen Tauschhandel begnügen müssen. Wirklich geschehen noch jezt viele Zahlungen an Roggen und Gerste, weßwegen der Preis dieser Früchte jeden Herbst obrigkeitlich taxirt wird. Wenn nun der Engadiner ins Italienische etwas Vieh und Butter absezt, so erhält er dafür Veltlinerwein *) und grünes Obst, welches noch obendrein Zollfrei eingeht, da es doch aus andern Gegenden des Kantons bezogen werden könnte. Aus dem Tyrol bezieht er Salz und gibt dagegen Gerste. Ins benachbarte Davos und Prättigäu säumt er sein überflüssiges Korn, und erhält dagegen gedörrtes Obst und junge Stiere. Um Nüsse und Aepfelstückchen gibt er das Doppelte an Gerste, und

---

*) Der Wein zahlt 2 fl. pr. Saum an Consumo-Zoll dem Kanton.

ein kleines Maas Roggen um frische Birnen; gegen frische Aepfel, eben so viel Gerste. Für gedörrte Kirschen mißt er, dem Maaße nach dreimal, für Zwetschen viermal, für dürre Birnen zweimal so viel Roggen. Alle diese Früchte werden im Herbst auf Saumrossen, im Winter auf Schlitten von Davos ins Unter=Engadin geführt. Ueberdies bringt man noch Hanf, Flachs, Latwerge, Kohl, Sauerkraut, Schnecken u. s. w. zum vertauschen ins Engadin. Doch muß der Handel für den Nachbar weniger vortheilhaft seyn, als für den Engadiner selbst, da jener ohngefähr 5 Tage zur Hin= und Herreise bedarf, und das erforderliche Pferd zu beköstigen hat. Auf diese Weise beträgt eine solche Reise bei 14 bis 18 fl., besonders wenn das Thier dazu gemiethet werden muß. Zugleich vertauscht der Engadiner seine schlechteste Frucht, und verfährt dabei auf folgende Weise: wenn die Garben nach Hause gefahren werden, werden sie einzeln sogleich an die Wand der Tenne geworfen, und so, das reifste Korn ausgeschlagen, welches der Engadiner für sich, zu seinem Gebrauche behält; das was zurückbleibt, wird im Winter ausgedroschen und an die Nachbarn nach Davos und etwas gestampfte Gerste ins Ober=Engadin, wo zwar wenig, aber sehr gute wächst, verkauft. Dieser Tauschhandel ist auch im Ob=Engadin eingeführt, wo einige Getreidearten, auch Käse und Butter, Fleisch, Leder, Tuch, Talg und Heu rc. alljährlich gerichtlich geschäzt, ohne daß jedoch immer das billigste Verhältniß dabei beobachtet wird. Solche Jahreslisten aus der früheſten Zeit, können noch heut zu Tage eingesehen werden, und aus denselben ersiehet man, daß im Jahr 1563 1 Pfund Butter 2½ kr. und 1 Rupp Heu (20 Pfund) eben so viel galt. Im Jahr 1803 galt jenes 20 kr. dieses 24 kr. Heut zu Tage, 1837, 1 Pfund Butter und 1 Rupp Heu noch wie 1803, doch eher 1 kr. mehr. Das nöthige Roggen=

mehl bezieht der Ober=Engadiner aus Klefen, feines St. Galler=Mehl *) aus Chur.

Viele Gemüse und Gartenfrüchte nebst Obst, bringen die Veltliner und Puschlaver, wie wir oben berührten, auf Eseln ins Thal. Auf beiden Seiten des Thieres sind große Tragkörbe angebracht, in welchen der Treiber seine Handelsartikel aufbewahret hat. Im Herbst versieht sich der Engadiner für den Winterbedarf mit Erdäpfeln, die in dem obern Thale nicht gedeihen, er bezieht dieselben aus dem Unter=Engadin, wo sie schon seit mehrern Jahren angepflanzt werden und gut gerathen. Auch Chur und das Bergell überläßt ihm etwas von seinem Ueberfluß. Aus genannter Hauptstadt des Kantons wird auch das Sauerkraut in großen Fässern, Hanf und Flachs, der nur im Unter= sehr selten jezt mehr im Ober=Engadin angepflanzt wird, eingeführt. Doch kommt auch etwas Flachs und Hanf aus dem Tyrol, viel aus dem Bergell und von Chur.

Auch der Transithandel **) liefert für's Engadin keine günstigern Resultate, als dergleichen wir schon bei dem Innen=

*) Es führt diesen Namen daher, weil es im Kanton St. Gallen, eigentlich aber in den Mühlen des Kantons Appenzell, wo man bekanntlich in der ganzen Schweiz das weißeste Mehl und Brot ausmahlt und bäckt, bereitet wird. Man benuzt es besonders zu Torten und feinem Backwerk.

**) Im November 1833 kam in einer Großen=Raths=Sizung zu Chur die Vervollkommnung und Hebung des Transits für den ganzen Kanton zur Berathung, woraus hervorging, daß vor 12 Jahren der 5te Theil des Gesammtverkehrs zwischen Italien und den diesseitigen Alpenländern (etwa 60,000 Zentner) durch Bünden ging, aber der Transit immer mehr abzunehmen drohe. Einziges Mittel zur Hebung sey größere Gewerbsfreiheit im Transport, Verminderung der Lasten an Zöllen, und gute Landstraßen. Man darf jedoch annehmen, daß obiges Quantum Waare wohl auch jezt noch (1837) durch den Kanton gehe.

handel dargethan haben. Der Waarenpaß von Mailand nach Inspruck ist zwar alt, befand sich aber nie in einer erwünschten Lebhaftigkeit, woran neben andern wichtigen Ursachen auch wohl die langen Winter mit Schuld seyn mögen, in welchen oft mit Fuhren durch's hochgelegene, schneebeschwerte Thal nicht leicht fortzukommen ist, daher einiges Leben nur in der kurzen Sommerszeit bemerkt wurde. Aber auch diesen schwachen Lebensschatten wußten die Einwohner nicht zu erhalten. Denn obwohl der Julierberg seiner Leichtigkeit wegen, zur Fahrbarmachung und Verbindung durch's Oberhalbsteinthal mit Chur und Teutschland die beste Gelegenheit darbot, und Engadin durch den sehr begangenen Flüela- und Skaletta-Paß mit Davos, und durch den Albula mit dem Bergünthal, (durch ihre Einsattelung zwischen hohen Felshörnern die größtentheils in Höhen von 6000 bis über 8000 Fuß liegen), in naher Verbindung steht, so dachte man doch bei aller Leichtigkeit, mit welcher man durch das fast ebene Ober-Engadin eine fahrbare Straße längs dem Inn anzulegen im Stande gewesen wäre, nicht eher daran auch etwas zu thun, als bis die Noth am größten, und sich fast aller Waarenzug über den Septimer, Splügen und Bernhardin schon gezogen hatte.

Endlich im Jahr 1771 wurde nach vielen Bedenklichkeiten der Schluß gefaßt, eine Chaussee vom Chiavennersee durch das Bergell und über den mäßig hohen Maloya durch's ganze Engadin bis an die Gränze von Tyrol bei Finstermünz anzulegen. Der Anfang aber wurde wegen allerlei Hindernissen erst 1776 auf Kosten der Ober-Engadiner Hochgerichtskasse und der Gemeinden selbst gemacht. Dem ohnerachtet blieb der Waarenzug klein, wovon man als Ursache angab, daß in der neuen Fuhreinrichtung die Rooden zu sehr benachtheiliget

und das Fuhrwesen nur zum Vortheil weniger Strackfuhren erwachsen sey; daher das Publikum an mehrerer Förderung dieses Passes nicht so warmen Antheil nahm.

Im Jahr 1797 wurde dem Kanton das reich an Naturschönheiten und Produkten herrliche Veltlin, wie wir oben gemeldet, entrissen, und 1815 dem östreichischen Kaiserreiche als ein Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs einverleibt. Dieser Schlag der den Kanton betroffen, und viele Familien, die dabei ihre Besizungen und ihr Vermögen verloren, fast ruinirte, hatte auch fürs Engadin den Nachtheil, daß der Kaiser für die Verbindung seines östreichischen Reiches mit Italien im Jahre 1822 eine ganz neue Kunststraße über den Stelvio (Stilfserjoch), Sondrio und längs dem Comersee nach Mailand anlegen ließ, die in jeder Hinsicht den höchsten Erwartungen entsprach. Im folgenden Jahre zwar fiel es nun den Bündnern auch ein, den Paß über den Julier nach Silva plana ins Engadin fahrbar zu machen, allein, obwohl diese Straße nirgends bedeutend ansteigt und in vieler Hinsicht gleichfalls bequem und schön genannt werden kann, so blieben doch die Wege durchs Oberhalbsteinthal fast überall wie sie waren, und der Vortheil den man beabsichtiget hatte, konnte nur sehr unvollkommen erreicht werden.

Die Lage des Dorfes Silva plana am Fuße des Julier mußte wegen des Passes über die Berghöhe sehr wichtig seyn. Hier befand sich eine Waarenniederlage und auf der dasigen großen Gemeindewaage wurden die Kaufmannsgüter gewogen. Der Durchpaß brachte etwelches Leben und einige Vortheile ins Dorf, und da die Gemeinde die Stelle eines Waagemeisters jährlich an den Meistbietenden überließ und bis auf 13 fl. dafür empfing, konnten doch im Jahr 1804 bei diesem Anlaß nicht mehr als 3 fl. bezogen

werden; Beweis genug, wie sehr der Transit abgenommen hatte.

Noch etwas mehr Leben bemerkt man im Unter-Engadin wo die dortigen Gemeinden den Salz-, Korn- und Weinhandel, leztere über den Bernina nach Pontresina in Händen haben, der mehrentheils im Winter über den Flüela- und Skalettaberg, theils auf Schlitten, theils auf Saumrossen über die Lawinenwege, oft mit großer Lebensgefahr nach Davos, ins Prättigäu nach Chur lebhaft betrieben wird. Zwar hält die Straße durchs ganze Unter-Engadin keine Vergleichung mit der durchs obere aus, weil die bergige Lage mehrerer Ortschaften Hindernisse in den Weg legte, wie z. E. die Straße von Lavin bis Quarda, und von Valtasna auf die Höhe von Fetten sehr steil hinan steigt, die sich jedoch mit einspännigen Wagen noch gar wohl befahren läßt.

Die Männer in Fettan und aus den Gemeinden von da abwärts, die nicht auswandern, sind mit etwas Fuhren genug beschäftiget und fahren auf eigene Rechnung nach Hall in Tyrol, und holen dafür Salz oder sie transportiren die wenigen bei ihnen auf- und abwärts passirenden Transitwaaren und treiben nebenbei Ackerbau. Diese Einfuhr des Salzes und Eisens aus dem Steyermärkischen und Tyrol gibt daher einiges Leben. Rechnet man jährlich auf jede Haushaltung nur ohngefähr 12 Pfund zu 14 kr., so beträgt dies für das ganze Unter-Engadin 4500 fl. Eine große Quantität wird über obgenannte beide Bergpässe nach Davos, Prättigäu u. s. w. versandt. Die Krämer aus dem St. Jacobsthal bringen jährlich allerlei Luxuswaaren auf Credit, und da sie kein baares Geld beziehen können, machen sie sich im Herbst mit Korn bezahlt! Der Kaffee ist im Thal allge-

meines Getränke, und ob man gleich in den meisten Haushaltungen Kastanien, Erbsen oder Kornarten damit vermischt, so geht doch eine ungemein hohe Summe dafür ins Ausland. Dies ist auch der Fall mit Branntwein, Veltlinerwein, Tabak, Kastanien, Reis, welch lezterer fast täglich zur Suppe dient, und mehreren anderen Handelsartikeln die aus dem Veltlin auf Saumrossen über den Bernina eingeführt werden. Weil man im Thal nur ein schwarzes Roggenbrot mit Gerstenmehl vermischt genießt, so beziehen die Unter-Engadiner, welche weißes Mehl lieben und zum Kochen zu haben wünschen, solches aus Nauders im Tyrol, das ganz feine Tortenmehl aber, wie ich oben schon bemerkte, über Chur aus dem Kanton Appenzell und St. Gallen.

Wollte ich endlich noch die eisernen und hölzernen Feld- und Hausgeräthschaften, Sattlerarbeit, Küchengeschirre ꝛc., welche alljährlich eingeführt werden, namhaft machen, und die großen Summen aufzählen die dafür ins Ausland gehen, — man würde über ein solches Register höchlich erstaunen.

Diese und viele andere hier nicht benannten Artikel bezieht der Engadiner aus andern Gegenden, statt daß er dieselben im Thal selbst durch inländische Professionisten sich zu verschaffen suchen sollte, wodurch eine Menge täglich nöthiger Fabrikate, deren Absatz immer sicher wäre, und den Einwohnern Erwerb und Geldumlauf herbeiführen würde, ins Land kämen.

VIII.

Kirchlicher, religiöser und moralischer Zustand.

Wenn noch irgendwo in einem Kantone der Schweiz ein religiöser und kirchlicher Sinn angetroffen wird, so ist dies gewiß im Kanton Bünden der Fall. Der Verfasser der sich früher längere Zeit zu Chur, und in den leztverflossenen Jahren Wochenlang in den Engadinerthälern aufgehalten, kann für diese seine Behauptung die schönsten Belege aufstellen, da er das Vergnügen hatte, mit den würdigsten Familien in Bekanntschaft zu kommen, die seinem Herzen unvergeßlich bleiben werden.

Der Sonntag wird in der Regel von den Engadinern noch immer als ein Tag des Herrn begangen, die Kirche von den Angesehenen und Niedern im Volke zahlreich besucht, und nach frommer Väter Weise, die Bibel von den Familiengliedern auch daheim gelesen. Zwar weniger konnte ich dies von St. Moriz während meinem Aufenthalte daselbst rühmen, aber man vergesse auch nicht, daß dies ein Kurort ist! Sobald aber die Fremden sich wieder entfernt, tritt die vorige Ordnung, Ruhe und Stille, wie man mich berichtete, wieder ein. Ja, mit welcher Achtung das Volk für den Sonntag erfüllt ist, beweist der Umstand, daß es vor einigen Jahren die ihm vom Hochgerichte dargebotene Begünstigung, — nach regnerischen Wochentagen das Heu an einem schönen Sonntage einsammeln zu dürfen, — zurückwies; ja allgemein sprach sich beim Volke die Meinung aus: es möge mit der Sonntagsfeier beim Alten bleiben.

Ein anderes Gesez verbietet bei benannter Strafe an diesem Tage das Spazierenfahren oder Reiten. Nur Fremden

und Kurgästen, und etwa solchen Landleuten, welche die Kur gebrauchen, ist diese Freiheit ohne Einschränkung gestattet. Außer der Kurzeit ist es selbst den Fremden nicht erlaubt, vor der Sonntagspredigt auszufahren oder zu reiten. Geschieht es aber dennoch, so wird zwar nicht der Fremde, wohl aber der Wirth zur Strafe und Buße gezogen. Solche Verordnungen werden nun nicht blos ertheilt, sondern über ihre Befolgung auch gewacht.

Gegen eine so strenge Gesezlichkeit der Sonntagsfeier bilden freilich die beiden Sonntage zu St. Moriz, der lezte im Juli und der erste im August, jener der Mäder- und dieser der Weiße-Sonntag genannt, einen auffallenden Contrast, indem an denselben, mitten im Dorfe, vom frühen Morgen an die Krämerbuden geöffnet und freier Handel und Verkehr getrieben wird. Da sich an dem ersten der genannten Sonntage eine Menge katholischer Tyroler-Tagelöhner, die sich zur Abmähung des Grases (weßhalb dieser Sonntag eben der Mädersonntag genannt wird) im Thale befinden, nach St. Moriz strömen, so hat man ihnen von Alters her eine Messe zu hören gestattet. Zu diesem Behufe kommt aus dem nächstgelegenen katholischen Dorfe Stalla in Oberhalbstein ein Kapuziner herbei*), oder ein etwa der Kur wegen zufällig anwesender Priester übernimmt diese Handlung. Bei günstiger Witterung wird in einer nahen Wiese, bei ungünstiger in einem Schopf ein Altar zu diesem Zweck aufgerichtet. Der dankbare Katholik zahlt gern dem ehrwürdigen Herrn ein Paar Bluzger, so daß dieser für gehabte Bemühung gewöhnlich mit einigen Thalern in der

*) Dies mag Regel seyn; ich befand mich an solchen Tagen zu St. Moriz, aber es wurde kein katholischer Gottesdienst gehalten.

Tasche wieder der Heimath zueilt. — Selbst an solchen Freudentagen begegneten mir die wohlhabendsten Greise am Abend zu Fuß auf ihrem Heimwege. Das Tanzen an Sonn- und Festtagen des Jahrs ist nur gegen Erlegung eines Bündner-Guldens gestattet; jedoch wird wenig Gebrauch davon gemacht.

Die äußere Achtung, welche das Volk dem Sonntag erweist, hat es auch auf seine Pfarrherren übergetragen. Diese Diener des göttlichen Wortes stehen, möcht ich glauben, im Engadin mehr als in andern Gegenden der Schweiz und außer derselben in Ansehen, indem Vornehme und Geringe im Volk, ihnen sowohl an öffentlichen Orten als in kleinen gesellschaftlichen Kreisen die zuvorkommenste Achtung erzeigen. Als Beweis einer dankbaren Liebe, die gegen treue Lehrer auch im Tode nicht verlöscht, mag dienen, daß sie dieselben bei ihrem Absterben in den Kirchen beerdigen, welche Sitte ich auch in andern Gegenden dieses Kantons gefunden habe*). Ich vermuthe daher, daß sich die dortigen Landgeistlichen, wenn auch nicht allgemein durch eine wissenschaftliche Bildung, doch wohl durch treuen Amtseifer, und ohne Zweifel auch durch einen exemplarischen, erbaulichen Lebenswandel der ihre Lehren unterstüzt, von jeher mögen ausgezeichnet und sich diese Achtung und Liebe erworben haben. Nur Schade, daß diese Auszeichnung mehr durch äußere Ehrerbietung, als durch ein ihrem Stande angemessenes Einkommen sich ausspricht.

Die Engadiner, und fast alle übrigen evangelischen Gemeinden in Bünden, besolden nämlich ihre Pfarrer äußerst kärglich, da es doch Vielen sehr leicht wäre die pfarrliche Besoldung zu erhöhen, weil sich im Allgemeinen die Bewohner

*) Im Jahre 1836 wurde zum Gesez erhoben, Niemand mehr in der Kirche zu beerdigen.

dieses Thals in einem hohen Wohlstande befinden. Der Kanton hat etwa 120 evangelische Pfarrstellen, und wenn man den Jahrgehalt einer jeden im Durchschnitt zu 400 fl. berechnet, so trägt dies nicht einmal die Summe von 50,000 fl. die unter hundert und einige Pfarrer zu vertheilen wären. Das Unangenehmste dabei ist noch die unrichtige Bezahlung, wenn auch nicht in allen, doch in mehrern Gemeinden. Ja ich kenne Beispiele wo ein Pfarrer ein ganzes Jahr auf seine Besoldung warten muß, und erst im folgenden, und auch da nicht immer ganz ausbezahlt wird. Ein Glück für sie, wenn sie in solchen Fällen etwa eigenes Vermögen besizen, oder von der zu ihrer Pfarrei gehörenden Oekonomie leben können. Besäße in diesem Kantone ein Pfarrer 6 bis 700 fl. jährliches Einkommen*), so könnte ein Jeder mit Ehren und Sparsamkeit durchkommen. Da aber in unsern Tagen wieder viele junge Leute sich dem geistlichen Stande widmen, so läßt sich vermuthen, daß an die Verbesserung der Pfarreien nicht so bald gedacht werden wird. Indessen haben in den neuern Zeiten einige Gemeinden ihre Pfarreien bedeutend verbessert, so daß es jezt mehrer Stellen gibt die 5—600 fl. B=W. (der Gulden zu 12 Bzn.) eintragen. Die meisten Pfarrer hingegen genießen bei freier Wohnung, Holz und etwas Oekonomie, einen fixen Jahrgehalt von 400 fl.**).

Uebrigens steht der Seelenfuß in den Engadiner=Ge=

---

*) Man wird finden, daß ich meine Forderungen hier durchaus nicht übersezt habe, besonders wenn man bedenkt, daß der Louisd'or zu 13 fl. 40 kr. im Kanton berechnet wird.

**) Die Züricher Kirchenzeitung 1834 Nr. 22 sagt: „Es gibt im Kanton B. evangelische Gemeinden die nicht mehr als 130 fl. und 150 fl. B=W. jährlichen Gehalt haben." Ich möchte zur Ehre der Bündner=Gemeinden glauben, daß dies ein Druckfehler wäre.

meinden äußerst niedrig *), so daß die Stolgebühren und Accidentien des Pfarrers nicht bedeutend seyn, noch dessen Einkommen viel verbessern können. Da nun mehrere Pfarreien sowohl im Ober= als Unter=Engadin nahe bei einander liegen, so ließ sich durch Vereinigung mehrerer derselben in eine, auch das Pfarr=Einkommen um ein Bedeutendes verbessern, möchten sich nur solche Gemeinden dazu entschließen wollen.

Früher mehr als heut zu Tage versorgte das Hochgericht Unter=Engadin die meisten Bündner=Pfarreien mit Seelsorgern, und konnte selbst noch andern Kantonen einige abgeben. Es finden sich in diesem Thale reiche Familien dadurch geehrt, in ihrem Geschlechte Pfarrherren zu besitzen. Junge Leute, die sich diesem Stande widmen wollten, machten ehedem ihre theologischen Studien selten auf ausländischen Akademien, sondern begaben sich gewöhnlich zu geschickten wissenschaftlichen Landgeistlichen, von denen sie in den nöthigsten theologischen Fächern unterrichtet, und so weit gebracht wurden, einer Pfarrei vorzustehen. Sie wurden dann zum Predigtamte ordinirt, und an der jährlichen Synode in die Zahl der evangelischen Geistlichen aufgenommen. Besonders bildete der gelehrte Dekan à Porta zu Fettan

*) Nach dem helvetischen Almanach 1806 wird die Seelenzahl im Hochgericht Ober=Engadin in 11 evangelischen Gemeinden nicht höher als auf 3445 Einwohner, und im Unter=Engadin in 12 Pfarrgemeinden, unter welchen sich 2 katholische befinden, auf 7058 berechnet. Die ehemalige volkreiche Gemeinde Fettan war nach einer Berechnung im Bündner=Sammler in 200 Jahren von 900 auf 500 und etliche Einwohner herabgesunken. Die Ursache einer so auffallenden Bevölkerungsabnahme, die sich in den meisten Engadiner=Gemeinden nachweisen ließe, läßt sich aus der Neigung der Einwohner zur Auswanderung, wie im 6. Abschnitt gezeigt wurde, sattsam erklären.

viele junge Männer, davon noch gegenwärtig mehrere dem geistlichen Stande Ehre machen und ihren Gemeinden mit Würde vorstehen. Seitdem man aber zu Chur (1804) eine Kantonsschule errichtet hat, an welcher mehrere Professoren in den ältern Sprachen, der Theologie, Mathematik und Physik rc. den erforderlichen Unterricht ertheilen, wenden sich Theologiestudirende Jünglinge aus dem Kanton und besonders auch aus dem Engadin dahin, so daß es den Bündnern an eigenen Landeskindern für das Predigtamt nicht fehlt, obwohl auch andern Kantonsbürgern der Zugang nicht versagt wird, ja selbst Candidaten der Augsburgischen Confession angestellt werden.

Bei dem großen Andrang junger Leute im Unter-Engadin in den geistlichen Stand zu treten, ereignet sich oft der Fall, daß aus einer politischen Gemeinde mehrere Candidaten ins Predigtamt ordinirt werden, die entweder alsbald außer ihrem Geburtsorte keine Versorgung erhalten können, oder anderwärts keine Stelle annehmen wollen, weil sie meistens wohlhabend und oft eigene Besizungen haben die sie nicht verlassen mögen. In diesem Falle theilen sich diese Pfarrer in die an ihrem Geburtsorte vorfallenden Amts- und Berufsgeschäfte gemeinschaftlich, aber auch eben so amtsbrüderlich in das geringe Einkommen ihrer kleinen Pfarrstelle. So stehen noch gegenwärtig in den beiden Unter-Engadiner Landgemeinen Schuls mit 989 und Sins mit 1119 Einwohnern, die zu den größten und schönsten Ortschaften des Thals gehören, an einer jeden drei Pfarrer, davon der eine im Pfarrhaus, die übrigen in ihrem Eigenthume wohnen. Sie besorgen die Seelsorge gemeinschaftlich und predigen der Reihenfolge. Stellt man das fixe Einkommen auf 400 fl. B.-W., so ist eines Jeden Antheil bald berechnet. Dieser Uebelstand findet sich aber

durchaus nur im Unter=Engadin. Es sollen aber Aussichten vorhanden seyn, denselben zu heben, indem man wohl einsieht, daß bei einer solchen Einrichtung unmöglich auf das Wohl einer Gemeinde ersprießlich eingewirkt werden könne.

Es gehört mit zu den auffallendsten Erscheinungen im ganzen Engadin, daß keine Gemeinde stehende Capitalien hat, weder zur Besoldung ihrer Pfarrer noch zur Unterstüzung ihrer Armen. Da wo sich auch solche befinden, sind sie doch sehr unbedeutend. Mit Recht fragt man also, woher die Besoldungen für die Kirchendiener fließen, und Kirchen und Pfarrwohnungen unterhalten werden? es verdient daher bemerkt zu merden, daß (manche) Gemeinden weitläufige Schafalpen besizen, welche während dem Sommer an Pergamasker=Schäfer verpachtet sind. Von diesen beziehen sie einen nicht unbedeutenden Pachtzins, welchen sie zu Bestreitung ihrer Gemeindsausgaben, hauptsächlich zur Entrichtung der Pfarrbesoldung verwenden. Die drei Gemeinden Sils, Silva plana und St. Moriz, ziehen noch überdies aus der verpachteten Garnfischerei ihrer kleinen Seen einen jährlicherei Zins der zu ähnlichen Zwecken benuzt wird, wie ich oben gezeigt habe. Diese Alp= und Seezinse reichen zu Deckung der pfarrlichen Besoldung und zu andern kleinen Ausgaben nothdürftig hin, treten aber Fälle ein, wo zu Extra=Ausgaben noch mehrere Gelder erfordert werden, so wird nach dem Estimo so viel geschnizt, d. h. nach dem Steuerfuße veranlagt, als erforderlich ist.

In St. Moriz bezieht der Ortspfarrer ein jährliches Einkommen von 400 fl. B.=W., freies Holz, eine geräumige Wohnung und einige Accidentien. Jenes wird aus dem Zinse einer Schafalp und aus dem Pachtschilling der Seefischerei bestritten. Da aber dieser Zins zu Deckung der pfarramtlichen Besoldung noch nicht hinreicht, so wird noch ein Theil

des für die Sauerquelle zu entrichtenden Jahrzinses dazu geschlagen, und der Ueberschuß so vertheilt, daß Meßmer und Vorsinger noch ihren Gehalt daraus beziehen, und bisweilen wohl auch zu Verbesserung an Kirchen und der Pfarrwohnung 2c. etwas verwendet werden kann.

Im Unter-Engadin besizt die große Gemeinde Fettan ein kleines und unbedeutendes Pfrundgut, daß kaum zur Meßmer-Besoldung hinreicht. Die Besoldung des Ortspfarrers welche seit vielen Jahren 300 fl., jezt 400 fl. beträgt, wird aus einer Gemeindskasse bezogen. In diese fließen alle die Gelder welche von Gemeindeholz-Verkauf, von den festtägigen Collekten und dem bestimmten Geschenke eingehen, welches jeder Landammann der Gemeinde nach einer alten Uebung bei seiner Amtswahl darbringt *).

Da in vielen Gemeinden keine Pfarr-Accidentien üblich sind, so darf man wohl fragen: wie mag bei einer so schmalen Besoldung ein würdiger Geistlicher mit Familie auch bestehen? Wie schwer muß es einem wissenschaftlich gebildeten Manne, der einen großen Theil seines Vermögens auf die

---

*) Welch ein Contrast zwischen den Kirchen- und Staatsdienern in einem monarchischen Staate Teutschlands, und in der Schweiz! Jener bezieht eine gute Besoldung, die ihn und die Seinen vor Nahrungssorgen schüzt, und nahet sich das Alter, oder ist ihm sonst ein unverschuldeter Unglücksfall begegnet, der ihm die Führung seines Amtes unmöglich macht, so wird er mit einer sogenannten Pension (Jahrgehalt) in den Ruhestand versezt, und kann ohne Sorgen sein Ende erwarten. Dieser hingegen bezieht — namentlich in mehrern Gemeindeämtern Bündens und andern reindemokratischen Kantonen eine geringe, oft gar keine Besoldung. Und im Engadin will es die Sitte, daß man beim Amtesantritt ein bestimmtes Geschenk darbringe, um für ein paar Jahre diese oder jene Stelle bekleiden zu können. Ja im Kanton St. Gallen kann seit Februar 1834, auch der würdigste Religionslehrer, und zwar ohne alle Verschuldung, seines Amtes ent-

akademischen Studien verwendet hat, jezt werden, mit dem Geiste der Zeit fortzuschreiten, und sich zuweilen ein unentbehrliches, wissenschaftliches Werk anzuschaffen? Wir beklagen wahrlich solche Pfarrherren, die das Ihrige für ihre Gemeinde aufgeopfert, ihr Leben nun ganz ihrer Heerde gewidmet haben, und von dieser so stiefmütterlich besoldet werden! Aber um so erfreulicher mußte es mir daher seyn, in mehrern Studierstuben wissenschaftliche theologische Schriften, unter andern auch die Darmstädter Kirchen-Zeitung und dergleichen mehr anzutreffen.

Uebrigens gereicht mir's zu meinem wahren Vergnügen, aus den Mittheilungen eines vorzüglich achtungswürdigen und wohlunterrichteten Staatsmannes im Ob-Engadin melden zu können, daß in dem leztverflossenen Jahrzehnd, die Besoldungen der Pfarrer daselbst bedeutend erhöht worden, so daß Pfarreien von 400 fl. Einkommens jezt zu den mittelmäßig guten gehören, und nicht viele Jahre mehr vergehen werden, daß Stellen von dem genannten Betrage zu den geringern gezählt werden würden. Freilich muß ich bei dem allen nicht zu vergessen bitten, daß der Bündner-Gulden nur 12 Bazen oder 2 Vier und zwanziger beträgt, so daß die pfarrliche Besoldung noch manche Zulage erfordert, um einen würdigen

---

lassen werden, wenn ein Sechstheil der stimmfähigen Amtsbürger — weil der Pfarrer ihnen nicht mehr ansteht, — seine Entlassung wünscht, und auf gesezlichem Wege darum einkommt. Ist er aber über 60 Jahre alt so geht dieses zwar nicht an, aber wenn er seinem Amte nicht mehr würdig vorzustehen im Stande ist, kann er zu Anstellung eines tüchtigen und von der Gemeinde genehmigten Stellvertreters, und zwar auf eigene Kosten, verpflichtet werden; nachdem er in seinem Pfarramte dem Staat und seiner Gemeinde quartaliter sein sauer verdientes Einkommen unter dem Namen Gewerbssteuer verabgabet, und wenn er etwas Vermögen besizt, auch dieses alljährlich noch verzinset hat!

Seelsorger, der ein treuer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Familienvater, aber kein Handarbeiter ist und seyn soll, — nicht an Nahrungssorgen leiden zu lassen.

Bei einer so geringen Besoldung müssen es die Pfarrherren von Engadin noch für einen Gewinn achten, sich ihr geringes Einkommen durch Uebernahme der Dorfschule zu verbessern. Da aber die Schülerzahl klein, und unter denselben gewöhnlich noch Unvermögliche befindlich sind, so läßt sich dieses wohl= und sauerverdiente Schulgeld kaum als eine Verbesserung ihrer ökonomischen Umstände in Anschlag bringen.

Die meisten leben in einer lobenswerthen Eingezogenheit; mehrere treiben etwas Oekonomie, halten gewöhnlich eine Anzahl Schafe, deren Unterhalt in den dortigen Alpen ihnen im Sommer nicht zur Last fällt. Sie kleiden sich mit ihrer Familie in die Wolle dieser Thiere, indem sie die Fabrikation der Tüchern nicht selten von ihren Hausangehörigen, oft sogar die Färberei selbst besorgen lassen, und dadurch einen schönen Beweis ihrer Genügsamkeit, ihren Gemeinden aber auch das nachahmungswürdige Beispiel geben, wie man sich wohlfeil und doch anständig kleiden, Kinder nützlich beschäftigen, und auf diese Weise die theuern Tücher des Auslandes entbehrlich machen könne.

Von ihrer äußern Lage richten wir nun unsern Blick auf ihre Geschäftsführung die man in Vergleich mit den Pastoral=Geschäften ihrer Collegen in andern Kantonen, mit Ausnahme der Functionen bei Sterbefällen, sehr vereinfachet und abgekürzt finden wird. So haben sich z. E. die Engadiner = Pfarrer mit den Matrimonial = Geschäften, die doch soviel uns bekannt ist in allen evangelischen Kantonen der Schweiz, in ihrer ersten Untersuchung den Pfarrern ganz

übertragen sind gar nicht zu befassen, während anderwärts dem Pfarrer sein Predigtamt die Verbindlichkeit auflegt, die in seiner Gemeinde entstandenen Streitigkeiten hadernder Eheleute zu vermitteln, in Verbindung mit den Kirchenvorstehern die vorläufige Untersuchung anzustellen, wo möglich eine Aussöhnung zu bewirken, und wenn diese nicht gelingen, und ihre Bemühungen fruchtlos bleiben sollten, vermittelst des pfarramtlichen Berichtes, an die ehegerichtliche Behörde zu verweisen. Wohl schlichten die hiesigen Geistlichen eheliche Zwistigkeiten und trachten bei ihren Gemeindsangehörigen den ehelichen und häuslichen Frieden zu erhalten; tritt aber der Fall ein, daß solche Personen eine Ehescheidung verlangen, oder daß sie auch ohne Verlangen für nöthig erachtet wird, so werden dieselben ohne pfarramtliches Einschreiten und ohne Einleitungsschein von dem Dorfmeister (Schulz, Gemeinds-Ammann) an das Matrimonialgericht gewiesen. Diese Behörde, welche aus dem Landammann, 8 Ehrichtern und dem Landschreiber besteht, hält im Ob-Engadin abwechselnd in Zug, und Samaden, im Unter-Engadin zu Fettan ihre Sizungen *). Die Partheien haben nun nicht einmal nöthig in eigener Person vor die Schranken zu treten, und können sich durch einen Sachwalter vertreten lassen. Nur in verworrenen Fällen findet hierin eine Ausnahme statt, und werden streitige Partheien persönlich zu erscheinen eingeladen.

Auf die Sonntägigen Kinderlehren wird keineswegs der Werth gelegt, der ihnen mit Recht gebührt und überall zugestanden wird, indem meines Erachtens in der Religionskenntniß noch Unbefestigte, mit einem Worte, Kinder aus denselben oft mehr Nuzen schöpfen können, als aus dem zusammenhängenden Vortrage einer Predigt. Fast möchte

*) Im Ober-Engadin sind die Richter sämmtlich weltlichen Standes, im Unter-Engadin sizen auch 2 geistliche Herren.

es scheinen, als ob es den Pfarrern überlassen sey, nach Gutbefinden diesen so heilsamen Religionsunterricht in der Kirche zu ertheilen oder einzustellen. Zuweilen kam ich bei meinen Sonntagnachmittägigen Exkursionen in benachbarte Dörfer, aber ich fand die Kirche entweder ganz verschlossen, oder es wurde vom Pfarrer bloß ein Gebet gelesen und vor und nach demselben gesungen. In Absicht der Sonntägigen Kinderlehren herrschte in den evangelischen Pfarrgemeinden besonders im Unter-Engadin bisher, und zum Theil hie und da noch jezt allzuviel Willkühr, und es wollte mir scheinen als wenn ein jeder Ortspfarrer hierin nach Gutbefinden handeln dürfe. Es mag wohl eine sichtbare Lücke in den kirchlichen Angelegenheiten des Kantons seyn, daß den Predigern und besonders den jüngern und neu angehenden keine bindende gedruckte Vorschrift und aufmunternde Anweisung zur Erfüllung ihrer Amtspflichten oder sogenannte Prediger-Ordnung vorliegt. Namentlich leidet auch der Sonntägige Kinderlehr-Unterricht darunter. Einige Pfarrherren verbinden zu einer gewissen Zeit den Kinderlehr- mit dem Confirmanden-Unterricht in einem Privathause und sezen die öffentliche Kinderlehre in der Kirche, die auch von erwachsenen Gemeindsgliedern besucht und benuzt werden könnte und sollte, auf die Seite. Mehrere unter ihnen machen aber hierin eine rühmliche Ausnahme. Leichenpredigten sind sowohl bei Beerdigungen von Kindern als Erwachsenen gebräuchlich, so daß der Pfarrer allemal vor der Beerdigung eine Rede im Trauerhaus, dann eine Abdankung am Grabe und endlich die Leichenpredigt in der Kirche zu halten verbunden ist. Auf Beibehaltung dieser althergebrachten Sitte wird sehr gehalten. Wenn hier nach meinem Dafürhalten des Guten zu viel geschieht, so wird in Absicht des Jugend-Unterrichts des Guten zu wenig gethan.

Noch muß ich einer in dem hiesigen Thale bei Sterbe- und Begräbnißfällen höchst sonderbaren Gewohnheit gedenken: Wenn irgend ein Familienglied aus der Welt gegangen, so finden sich die nächsten Verwandtinnen, auch wohl Nachbarinnen ein, welche unter dem Namen von Trauerweibern auf dem Grabe des Verstorbenen Thränen vergießen. So will es nun einmal das Ceremoniel in reichen wie in den ärmsten Familien. Hat nämlich der Sterbende sein Auge geschlossen, so erscheinen diese Personen im Trauerhause und beginnen ihre Klagen, sezen sie auf dem Gottesacker fort und enden erst dann, wenn der Prediger die Kanzel betritt. Dies ist aber noch nicht genug; sechs bis sieben Sonntage nach der Beerdigung erscheinen sie noch vor der Predigt — bisweilen noch des Abends — auf dem Gottesacker, werfen sich auf das Grab nieder und sezen ihre Klagen fort. Ich habe mir sagen lassen, daß es wohl schwer halten möchte, diese althergebrachte Sitte anzutasten und abzuschaffen. — Wer wirft nicht hier seinen Blick in die Zeiten der alten Römer zurück, welche bei ähnlichen Anlässen die Thränen dieser Weiber noch gut honorirten.

Beim öffentlichen Gottesdienst bedient man sich der ältesten aus der deutschen in die romanische Sprache übergetragenen Züricher-Liturgie, die aber, wie man leicht denken kann, manches für unsere Zeiten Veraltete und Unzweckmäßige enthält. Gleichwohl liebt das Volk diese alten Gebete, weil es sie auswendig weiß und in gedankenloser Behaglichkeit nachbeten kann *). In den Kinderlehren ist im ganzen Thale der Katechismus des alten Stephan

*) Im Jahre 1831 erschien auf Anordnung der Bündner-Synode eine neue Liturgie für die deutschen evangelischen Gemeinden im Hohen-Rhätien. Die Uebersezung derselben ins Romanische soll nächstens an das Licht treten.

Gabriel, Pfarrers zu Ilanz eingeführt worden, welcher 1611 zum erstenmal in romanischer Sprache für die Bündner-Kirchen im Druck erschien, und von dem man ohne weitere Abänderungen und Verbesserungen im Jahr 1824 — eine neue Auflage veranstaltete *).

Daß in allen Kirchen des Engadins die öffentliche Gottesverehrung in der romanischen Sprache gehalten wird, bedarf keiner Erwähnung. War ich nun gleich mit derselben nicht vertraut, und konnte ich mir wohl vorstellen, daß ich aus dem Vortrage des Predigers in der Kirche für Geist und Herz wohl wenig Gewinn würde schöpfen können, so wollte ich mir doch diesen Genuß, mein Herz in der Gemeinde zu Gott zu erheben, nicht versagen, da ja derselbe uns Pfarrherren so selten zu Theil wird. Ich schloß mich daher an die der Kirche zueilenden Gemeindsglieder mit an. Das schöne Gotteshaus, die sich immer mehr sammelnden Zuhörer, die Ruhe und Stille welche unter den Anwesenden herrschte, die Andacht welche sich auf den Physiognomien mehrerer ausdrückte, schon alles dies machte einen recht wohlthuenden Eindruck auf mein Inneres. Obgleich die Kirche bei weitem nicht zur Hälfte mit Zuhörern angefüllet war, so will ich mir doch über die Kirchlichkeit der St. Morizer kein Urtheil erlauben, weil ich weiß, daß Kurorte in dieser Hinsicht keinen Maßstab darbieten können, wie ich schon früher bemerkte. Der Orts-

*) Es steht aber zu erwarten, daß derselbe bald seinen Abschied wird nehmen müssen, weil seit Kurzem der Schulverein des Kreises Ober-Engadin, und zwar auf eigene Kosten, d. h. durch Sammlung freiwilliger Beiträge unter den Mitgliedern selbst, oder außer denselben, den von Pfarrer Sandri zu Samaden ins Romanische übersezten Franz Waltherschen Katechismus im Druck erscheinen ließ. Aus dem Erlös gedenkt man zur Herausgabe anderer gemeinnüziger Jugend- und Volksschriften einen Fond zu bilden.

pfarrer hatte bei seinem Eintritt unter der Kanzel Plaz genommen, die Glocken verstummeten, und Niemand wollte mehr eintreten. Ein altes hinkendes Mütterchen bewegte sich mühsam durch die Kirche, um die Zugänge zu verschließen, und vertrat die Stelle des Meßmers (Kirchners). Dies wird man freilich sonderbar finden; daher bemerke ich, daß die Gemeinde St. Moriz den Meßmer- oder Kirchendienst zwei ältlichen Weibspersonen übertragen, davon die eine zugleich den Nachtwächterposten mit versieht, weil sonst beide unter andern Umständen der Gemeinde zur Unterstüzung anheim gefallen wären. Der Grund dieser Anomalie — einen Kirchendienst weiblichen Personen zu übertragen, — muß hauptsächlich in dem Umstande gesucht werden, daß die meisten Jünglinge und jungen Männer im Auslande leben, während sich daheim größtentheils nur das weibliche Geschlecht, Kinder, kränkliche und betagte Personen befinden. Dieser Umstand bewog die Gemeinds-Vorsteher zu St. Moriz diese Stelle in Verbindung mit dem Nachtwächterposten einigen betagten Weibspersonen zu übertragen und ihnen das Armenhaus zur Bewohnung anzuweisen *).

Kaum hatte ich meinen Plaz der Kanzel gegenüber eingenommen und mein Herz zur Andacht gestimmt, als ich durch einen Umstand fast aus der Fassung gebracht, und in meinen, dem Herzen wohlthuenden Gefühlen mit denen ich das Haus des Herrn betreten hatte, gestört ward. Ich erblickte nämlich zunächst an der Kanzel die große Gemeindesprize, der man hier in Gottes Heiligthume ihre Stelle angewiesen, und somit die Kirche zugleich mit zu einem Sprizenhause gemacht hatte.

*) Nur beiläufig bemerke ich, daß nach der hiesigen Sitte die Wächterin bloß von der 11ten Stunde der Nacht an, und bis zur 2ten nach Mitternacht ihr Stimmchen erhebt, und im Dienste steht; in den übrigen Stunden, übernimmt Gott die Wacht allein! —

Wäre es der Fall, daß sich die hiesige Gemeinde wegen gänzlichen Unvermögens außer Stand befände, einer allerdings unentbehrlichen Löschmaschine einen schicklichen Plaz anzuweisen, so wollte ich mein Urtheil zurückhalten und meinen Unwillen mäßigen, wiewohl auch im Fall des Unvermögens sich keine ausreichende Entschuldigung dafür anbringen läßt. Da die Einwohner aber sämmtlich wohlhabend, und sich in ihrer Mitte auch nicht ein der Unterstüzung bedürftiger Armer befindet, so darf man wohl mit Recht sagen: die St. Morizer beweisen dem Hause, das einzig zur öffentlichen Gottesverehrung bestimmt ist und seyn soll, wenige Achtung. Aber was wird man sagen, wenn ich noch beifüge, daß dieser Gebrauch auch in andern Gemeinden des Kantons üblich ist? denn selbst in der geschmackvollen, durch edle Simplizität sich auszeichnenden Kirche des reichen Fleckens Bevers im Ob-Engadin der einige Millionärs in seiner Mitte zählt, nimmt die Feuersprize ihre Stelle ein!! —

Was aber mir ein Aergerniß und Anstoß gegen alle Schicklichkeit war, das war für die übrigen Zuhörer, wie ich bei einem Blick auf meine Umgebungen alsbald bemerkte, etwas ganz gleichgültiges; so viel nehmlich thut die Gewohnheit und der tägliche Anblick; leicht gewöhnt sich auch das Auge an den auffallendsten Gegenstand *). Ich suchte mich wieder zu fassen, und meine Gedanken auf das hinzurichten, was an dieser heiligen Stätte das wichtigste ist. Aber die

---

*) Der bekannte Schotte, Sir George Stuart Mackenzie, machte im Jahre 1810 eine Reise nach der Insel Island, und bemerkte, daß in dem Altar der lutherischen Kirche zu Krisuvik, der einem hölzernen Schranke ganz ähnlich sey, zugleich auch hausgeräthliche Sachen aufbewahret würden. Denn als er bei seinem Aufenthalte auf dieser Insel, in einem in der Nähe dieser Kirche gelegenen Maierhofe einen Besuch gemacht, habe ihn der Pächter

Hauptsache, nämlich der Vortrag des Predigers ging mir, der Landessprache unkundig, verloren, und mit Ausnahme einiger biblischen Personen= und Ortsnamen, und aus ältern Sprachen stammenden Wörter, zog ich, wie man wohl glauben wird, aus der Predigt weiter keinen sonderlichen Gewinn. Dies war mit dem romanischen Gesange derselbe Fall. Zwar spreche ich hier blos als Nichtkenner, und einzig nach meinem Gefühle, wenn ich bemerke, daß die Melodien viel zu lebhaft, und wie man zu sagen pflegt, weltlich, dem heiligen Orte nicht ganz angemessen, und keine eigentlichen Choräle sondern vielmehr Arien zu seyn scheinen. Auch gefiel mir in dieser und in andern Kirchen des Thals die Einrichtung nicht, daß die nach den verschiedenen Stimmen geordneten Sänger und Sängerinnen einzig ihre Pläze im Chor genommen. Die Gemeinde hingegen im Schiff der Kirche und in einigen Seitenstühlen, bloß stumme Zuhörer blieben, die allerwenigsten aber mit Gesangbüchern versehen waren. Unbefriediget und kalt verließ ich die Kirche, nachdem der Prediger noch eine Menge Publikationen polizeilichen Inhaltes verlesen hatte, die wohl in ein Gemeinde= nicht aber in's Gotteshaus zu gehören schienen.

Da hier im Engadin alle zu einem Hausbau benöthigten Materialien mit bedeutenden Kosten angeschafft, und wegen Mangel inländischer Professionisten, auswärtige erst aus dem angrenzenden Tyrol und den lombardisch=venetianischen Provinzen Ober=Italiens herbeigebracht werden müssen, so besinnet sich der Engadiner vorher wohl, ehe er ein Gebäude aufrichtet, oder auch nur eine bedeutende Verbesserung an seinen

---

und seine Gattin nicht in ihrer Wohnung, nein, in der Kirche empfangen! Sie räumten erst den Altar ab, sezten Milch darauf, und luden den Reisenden ein zum Essen! Siehe Land= und Seereisen von Dr. Harnisch. I. Theil, 1829.

Gebäulichkeiten unternimmt. Aber für einen Kirchenbau scheute man bisher keine Kosten, und fand in den obwohl wenig bevölkerten Ortschaften gewissermaßen eine besondere Ehre oder Stolz darin mehrere Kirchen zu besizen. Die meisten Gemeinden des Ob-Engadins haben deren zwei auch wohl drei. Und ist es der Fall, daß eine derselben, wie z. E. Celerina, Silva plana, Sils rc. aus mehrern kleinen Oertchen besteht, die gemeiniglich nur ein Paar Minuten vom Hauptorte entfernt liegen, so ist gewiß auch ein jedes im Besiz einer eigenen Kirche. Die schönen Flecken Samaden, Celerina, Pontresina, und St. Moriz haben, bloß für Begräbnißfälle, besondere Kirchen, die gewöhnlich außer dem Dorfe von einer lieblichen Anhöhe herab in's Thal blicken, und demselben zur besondern Zierde gereichen. Andere werden für den sonntägigen-, wieder andere für den wochentägigen Gottesdienst benuzt. Die in neuern Zeiten erbauten, sind z. E. die Kirche zu Bevers, Samaden, und Pontresina in einem edlen, den italienischen sich nähernden Stil, und mit vielem Geschmack erbaut; andere, und gewöhnlich die ältern ermangeln des Lichts und besizen nur wenige kleine Fenster, wie dies bei der Kirche zu Cresta unter St. Moriz und im Fretthal der Fall ist *).

Bei einem oberflächlichen Blicke, so wie ihn etwa ein Kurgast an der St. Morizer-Heilquelle auf die moralische Stellung dieses Alpenvölkchens zu thun im Stande ist, läßt sich freilich kein auffallendes Sinken in sittlicher Hinsicht wahr-

---

*) Die im Alp- und Seitenthälchen Freth, zu Sils gehörig, befindliche Kirche, besizt nur 3 kleine Fenster, die, wie leicht zu erachten, auch nur spärlich dem Lichte den Eingang gestatten. Ein Landmann, mit dem ich mich darüber verwundernd unterhielt, bemerkte mir: wir Zuhörer brauchen hier kein Fensterlicht, so viel wir nöthig haben, gibt uns unser Herr Pfarrer.

nehmen. Ich möchte mir auch nicht, was freilich häufig Reisende thun, anmaßen, ein absprechendes Urtheil über den Charakter und moralischen Werth dieses Alpenvolkes fällen zu wollen, sondern es möge hier das Urtheil eines siebenzigjährigen Greises stehen, der sich gegen mich hierüber auf folgende Weise aussprach: Das weibliche Geschlecht in unserm Thal, bemerkte er, ist religiös, sittsam, und in der Regel brav und gut; aber das männliche in der Religion unwissend, habsüchtig, und im Handel und Gewerbe nur auf seinen Vortheil bedacht. Während die Frauen oft unter schweren Kämpfen, bei Jahre langer Abwesenheit ihrer Ehemänner ihre Keuschheit zu bewahren streben, still, eingezogen und einzig ihren Kindern, und für ihre Haushaltung leben, ergeben sich Jene in großen Städten entfernter Länder, nicht selten allerlei Ausschweifungen, suchen sich für die Jahre lange Trennung von ihren Ehegattinnen, auf eine unerlaubte Weise schadlos zu halten, und viele kehren mit fremden Sitten, aber auch nicht selten mit fremden Sünden vertraut, mit denselben wieder in ihr einfaches Thal zurück, um öfters auch damit noch Andere zu vergiften *).

---

*) Ein andrer würdiger Bündner, aber außer dem Engadin, glaubt, daß dieses Urtheil wohl theilwise manches Wahre, aber auch manches Uebertriebene enthalten möchte. Ein dritter Sachkundiger bemerkt, daß, wenn dasselbe auch nicht auf alle im Ausland wohnende Engadiner anzuwenden sey, doch in der Lebensweise der Mehrzahl dieser Leute seine Bestätigung finde. Man vergleiche das, was ich in dem Aufsaz: über Auswanderung und derselben Folgen gesagt.

IX.

Schulwesen.

Schulen sind gewissermaßen geistige Barometer, an welchen man Beobachtungen über die Bildung eines Volkes und seine Aufklärung anstellen kann. Auch Luther nennt sie „den Brunn alles sittlichen Wesens im menschlichen Leben, „und so sie verfallen, muß große Blindheit folgen in der „Religion und andern nüzlichen Künsten. Darum haben „alle weise Regenten bedacht, daß die Schulen zu erhalten, „und daß sie ein groß Licht seyen des bürgerlichen Lebens." Da es mit in meinem Plane lag, bei meinem mehrwöchigen Aufenthalte im Engadin, einen Blick in die dortigen Schulen zu richten, und überhaupt das Schulwesen im Kantone etwas näher kennen zu lernen, so würde es mir angenehm gewesen seyn, wenn ich bei den schönen Mußestunden, die mir von meiner Trinkkur übrig blieben, einen forschenden Blick in die Lehranstalten der Engadiner-Jugend hätte werfen können. Ich mußte aber leider darauf Verzicht leisten, weil in den Landgemeinden dieses Kantons die Schulstuben von Ostern bis Martini fast überall geschlossen sind. Daher werde ich mich in diesem Abschnitte größtentheils auf die mir von einigen Landgeistlichen und sachkundigen Männern gegebenen Mittheilungen beschränken müssen. Ehe ich aber im Speziellen auf das Schulwesen in den Engadiner-Thälern eingehe, will ich noch vorher meinen Blick auf einige, früher im hiesigen Kantone blühende Schul- und Erziehungs-Anstalten richten, aus welchen mehrere würdige, für Staat und Kirche verdiente Männer hervorgingen, die noch jezt dem Vaterlande Ehre machen.

Schon lange vorher ehe Basedow in Dessau sein Philanthropin (1774) gründete, und mit Wolke, Campe und Salzmann, durch eine bessere Bildung jugendlicher Seelen, die Hauptquellen des menschlichen Elends zu verstopfen suchte, hatte schon ein edler v. Planta im Jahr 1761, mit dem gemüthlichen Nesemann, auf dem freiherrlichen Schlosse Haltenstein ohnweit Chur, eine Erziehungsungsanstalt errichtet. Was im Jahr 1771 bei Verlegung des Instituts in's geräumigere, dem damaligen Minister Ulysses v. Salis gehörige Schloß Marschlins *), und gegen Ende des 18ten Jahrhunderts Tscharner, Zschocke und andere gefeierte Männer, zu denen wir mit Recht, den ehemaligen Herzog von Chartres, jezigen König Ludwig Philipp I. in Frankreich **) zählen, in der Erziehungsanstalt zu Reichenau ob Chur geleistet haben, ist vielen Schweizern noch gegenwärtig im frischen Andenken, so daß ich diesen Gegenstand hier nur berühren, nicht weitläufig entwickeln wollte.

---

*) Hier stand bis Plantas Tod 1772 das Seminar im höchsten Flor, indem es gegen 100 Zöglinge zählte, wo der kürzlich verstorbene Hans Reinhard, Landammann von Zürich, und Staats-Rath Laharpe aus der Waadt ꝛc. ꝛc. ihre Bildung erhielten. Ein Jahrlang leitete der durch seine Schriften, Schicksale und ein unsittliches Leben berüchtigte aber gelehrte Dr. Bahrdt aus Leipzig dieses Institut konnte sich aber, wie überall, mit dem Besizer der Anstalt nicht vertragen und entfernte sich.

**) Er stand seit dem Oktober 1793, 8 Monate lang, als Professor der Geometrie und Geschichte, unter dem angenommenen Namen Chabos, am Institute zu Reichenau; (welcher herrliche Siz am Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins gegenwärtig einem Herrn v. Planta gehört.) Seine hohe Geburt war blos dem Vorsteher der Anstalt dem Stadtvoigt v. Tscharner, Obrist-Lieutenant v. Jost und dem Professor Nesemann, bekannt.

Nun eröffnete im Jahr 1793 Professor Andreas Rosius à Porta in seiner Geburtsgemeinde Fettan im Unter-Engadin, wiewohl unter den drückendsten Verhältnissen, die damals die Revolution seinen edlen Bestrebungen nur immer auflegen konnte, gleichfalls ein Privatinstitut. Ich sage mit Recht: unter sehr drückenden Umständen, denn bald nahmen Franzosen, bald Oestreicher Besiz von seinem Hause; ja einmal brannte eine neuerkaufte und zu seinem Zweck eingerichtete Wohnung ganz ab. Sein erster Plan war, Jünglingen aus minder begüterten Familien, die sich dem Predigtamte oder Staatsdienste zu widmen gedächten, Gelegenheit zu verschaffen, ihre schönen Zwecke zu verfolgen. In der Folge traten auch junge Leute aus den besten adelichen Familien des Engadins und aus andern Gegenden des Kantons in seine Anstalt ein, und der würdige Lehrer hatte das Vergnügen, in einem Zeitraum von 34 Jahren oder von 1793—1827 über 400 Zöglinge aus derselben hervorgehen zu sehen, welche sich in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung vor andern jungen Leuten merklich auszeichneten. Auch waren, namentlich in der Kantonsschule zu Chur die willkommensten Schüler diejenigen, welche aus der à Portaischen Anstalt kamen. Man darf in Wahrheit sagen, wenige Anstalten der Art haben mit so geringen Mitteln so viel geleistet, als die zu Fettan. Ja, ein großer Theil der in den Bündner-Landesbehörden jezt angestellten Beamten, sind Zöglinge à Porta's.

Nachdem der ehrwürdige Greis bei anrückendem Alter (er mag jezt bei 85 Jahre zählen) von der Direktion des Instituts sich zurückgezogen, übergab er dasselbe seinen würdigen Söhnen, unter deren Leitung es noch immer fortbesteht. Da aber in den Gemeinden des Ob-Engadins die Schulen jezt besser als ehedem eingerichtet sind, wird von daher die Fettanerschule nicht mehr so stark besucht.

Bis jezt war für ein verbessertes Schulwesen weder am Hauptorte Chur, noch auf dem Lande selbst, etwas Wesentliches gethan worden. Und da keine Aufsichtsbehörde, heiße sie nun Schul- oder Erziehungsrath, das Kantonsschulwesen beaufsichtigte und leitete, so überließ man die Beschulung der Jugend den Eltern in den Gemeinden, ohne darauf zu achten, ob dieselben unterrichtet wurden oder nicht? Zudem hatten sich während den Revolutionsstürmen die Gemüther zu weit von einander entfernt, als daß man zur Ausführung so gemeinnüziger und überdies kostspieliger Zwecke hätte gemeinschaftlich Hand anlegen können. Vielmehr übergaben die reichen und adelichen Familien des Landes ihre Kinder entweder den wohleingerichteten Privat-Instituten im Kanton, oder sandten sie in's Ausland; oder was auch häufig der Fall war, verschrieben für sie junge Teutsche zu Hauslehrern. Nun aber, da die Wirren der französischen Staatsumwälzung ihre Ende erreicht, die Gemüther sich beruhiget, und sich einander wieder genähert hatten, vereinigten sich mehrere würdige Männer in den Jahren 1804 und 1805, zu Errichtung einer Kantonsschule für alle die, welche sich dem geistlichen-, dem Schullehrer- oder irgend einem Gewerbs-Stande widmen wollten. Die erforderlichen Fonds wurden alsbald dazu angewiesen, zweckmäßige Gebäude aufgeführt, und tüchtige Lehrer aus dem In- und Auslande herbeigerufen. Das Gelingen dieser noch jezt blühenden Anstalt, führte auch auf eine eben so nothwendige Verbesserung der Stadtschulen in Chur. Beide Anstalten, welche nicht blos von Kantons- und Schweizerbürgern, sondern selbst von Ausländern zahlreich besucht wurden, schwangen sich in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand empor, dessen sie sich noch gegenwärtig zu erfreuen haben.

Diese an sich preiswürdigen Anstalten können aber keineswegs als eigentliche Volks- oder Landschulen angesehen

werden; dem Kanton fehlte es also noch immer an zweckmäßig eingerichteten Primarschulen auf der Landschaft. Dies hatten würdige Vaterlandsfreunde, denen das Wohl des Volkes am Herzen lag, schon lange eingesehen. Man verhehlte sich auch die Schwierigkeiten nicht, die bei Verbesserung der Landschulen allseitig in den Weg traten. Aber es lagen, und liegen noch jezt dieselben zu tief, als daß bei den unbeschränkten Hoheitsrechten der Gemeinden, dieselben leicht herausgehoben, und mit geringer Mühe beseitiget werden könnten. Um mich hierüber näher zu erklären und verständlich zu machen, muß ich auf die Bündner-Kantonal-Verfassung hinweisen.

Bekanntlich ist der Kanton in 3 Bünde, den Grauen-, den Gotteshaus- und Zehengerichten-Bund, abgetheilt; diese zerfallen wieder in Hochgerichte, die ihre besondern Obrigkeiten haben, und auf deren Gesammtheit die Souverainität des Landes beruht. Die Hochgerichte ernennen die Abgeordneten an den Großen Rath, dem auf die obige Grundlage der Selbstherrlichheit der einzelnen Hochgerichte die gesezgebende Gewalt, die oberste Landesverwaltung und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zusteht. Die Gesezesvorschläge und Staatsverträge desselben können aber nicht eher in Kraft treten, bis sie von der Mehrheit der Gemeindsversammlungen genehmiget worden sind. Dieser leztere Umstand also, die unbeschränkten Hoheitsrechte der einzelnen Gemeinden, verursachet, daß oft die heilsamsten und gemeinnüzigsten Anstalten, namentlich auch die, welche zu einer bessern Jugend- und Volksbildung getroffen werden, scheitern müssen.

Wenn ich den Versuch mache, ein Bild von dem bisherigen Schulenzustande in diesem Kantone zu entwerfen, so fällt es deutlich ins Auge, wie höchst nöthig es einmal wäre, daß in

diesem so wichtigen Zweige der Staatshaushaltung eine weise Regierung eingreifen sollte. Es wird zwar in allen evangelischen Gemeinden Schule gehalten, aber der Unterricht ist theils zu kurz, theils zu mangelhaft, als daß etwas Bedeutendes geleistet werden könnte. Gewöhnlich zu Martini nimmt er seinen Anfang und dauert bis Ostern; und gesezt auch, daß die Schüler während dieser Zeit etwas Gutes aufgefaßt haben, so vergessen sie im Sommer das Meiste wieder, weil man die so nüzliche Einrichtung von Repetir- und Uebungsschulen nicht kennt, oder noch nicht eingeführt hat. Nach einer solchen Einrichtung, wie sie in andern Kantonen schon lang besteht, wird in Gemeinden, wo sich das Schulwesen in einem guten Zustande befindet, im stillstehenden Halbjahre, d. h. in welchem keine Alltagsschule ist, wöchentlich 1 Tag Repetirschule gehalten, welche bald nach Beendigung der Alltagsschule beginnet, und alle schulpflichtigen der Schule nicht entlassenen Kinder herbeiruft. Aber damit auch die, der Alltagsschule entlassenen Kinder noch Gelegenheit erhalten, sich in dem Erlernten zu üben und das Fehlende zu ergänzen, so haben diese während der Alltagsschule bis zum zurückgelegten 15ten Jahre wöchentlich einen Tag zu erscheinen.

Nirgends fand man in Bünden gesezliche, d. h. solche Schulen, in welchen nach gesezlichen Bestimmungen von einer Kantonal-Erziehungs-Behörde mit Hülfe von Schul-Inspectoren und Gemeinds-Schulräthen das Schulwesen geleitet worden wäre; sondern wenn eine Schullehrerstelle vakant wurde, so durfte sich ein jeder, der etwas Gedrucktes und Geschriebenes ohne Anstand zu lesen sich getraute, darneben etwas zu schreiben verstand, und sich nicht fürchtete in der Kirche einen Psalm anzustimmen, darum bewerben. Hatte er das Wort des ersten Dorfvorstehers und Ortspfarrers, konnte er sich durch einige vorgelegte Zeugnisse über seine

Person ausweisen, so durfte er so ziemlich seiner Sache gewiß seyn. Auch war die gegenseitige Verpflichtung nur für einen Schulkurs giltig, und der Schulgenossenschaft so wie dem Lehrer stand es frei, für die Zukunft wieder eine andere Verbindung einzugehen. Dieser Umstand aber führte hie und da öfters einen für die Schule nachtheiligen Lehrerwechsel herbei, „so daß man sich in manchen Gemeinden, weil man oft den „wohlfeilsten auch für den besten Lehrer hielt, freute Einen „gefunden zu haben, der nicht mehr kostete, als ohngefähr „ein Viehhirte." So schrieb der seiner Zeit verdienstvolle K. U. v. Salis Marschlins, und bezeichnet im Allgemeinen hiermit den damaligen traurigen Zustand des Volksschulwesens im Kanton Bünden *).

Nicht besser sah es um das Schulwesen noch vor Kurzem im Engadin aus, denn man traf Schulen, die gleichsam nur der Zufall schien gebildet zu haben, indem hie oder da in einem Dorfe Landleute, die sich der Sache gewachsen zu seyn dünkten, jeder in seinem Hause, den ihnen übergebenen Kindern gegen einen geringen Lohn im Romanisch- und Teutschlesen, im Schreiben und etwas Rechnen, so gut sie es selbst konnten, 3 bis 4 Monate lang Unterricht ertheilten. Ueber solche Schulen hatte gewöhnlich weder der Ortspfarrer noch sonst ein Gemeindsvorsteher einige Aufsicht, und es läßt sich leicht denken, was därin geleistet wurde. Wer aber in diesen Bericht einigen Zweifel sezen oder wähnen sollte, daß zu grelle Farben in dieses Gemälde eingetragen worden wären, denn bitten wir nur, in dem vorhin angezeigten Werke nachzulesen, wo der Stand der Engadiner-Schulen weitläufig dargestellt wird **).

*) Siehe Neuer Bündner-Sammler VI. S. 119.

**) Siehe Neuer Bündner-Sammler III. Seite 120.

Solche, wie in jenem Aufsaz gemachten traurigen Schilderungen verfehlten aber doch hie und da ihre wohlthätige Wirkung nicht; denn würdige Vaterlandsfreunde im Volke, denen das Wohl der aufblühenden Jugend am Herzen lag, wurden dadurch geweckt, und man sah ein, daß es in dem Zustande eines lethargischen Schlummers, in welchen man versunken war, unmöglich so fortgehen könne. Mehrere Landprediger, denen in ihren kleinen Gemeinden, und bei den wenigen Geschäften ihres Amtes viele Zeit zu nüzlicher Thätigkeit übrig blieb, widmeten mit Liebe und Eifer ihre Mußestunden dem Schulunterrichte. Da die Zahl schulfähiger Kinder in den Dorfschaften sehr gering ist, so konnten sie, in Ermangelung eigener Schulstuben, ihnen den benöthigten Unterricht in der Pfarrwohnung gar wohl ertheilen, und sich dadurch das ohnehin spärliche Pfrundeinkommen um etwas weniges verbessern *).

In Ermangelung höchst nöthiger Schulverordnungen kann aber kein Hausvater gezwungen werden, seine Kinder zur Schule zu schicken. Doch darf man zum Ruhme der Eltern im Engadin gestehen, daß in der Regel selten ein Vater gefunden wird, der sich dieser Pflicht beharrlich entzöge. Ermahnungen und Vorstellungen des Ortspfarrers vertreten nöthigen Falls die Stelle des Gesezes. Arme Eltern, die sich nicht im Stande befinden den erforderlichen Schullohn aufzubringen, sind freilich übel daran, weil es den hiesigen Gemeinden an den nöthigen Schulkapitalien fehlt. In solchen Fällen nehmen sich entweder wohlhabende Familien der dürftigen Kinder an, oder die Pfarrer ertheilen ihnen den Schulunterricht unentgeltlich; ja es fehlt nicht an einzelnen Bei-

*) Gewöhnlich wird der monatliche Schulunterricht für jeden Schüler mit einem halben Brabanterthaler, in einigen Gemeinden auch darüber bezahlt.

spielen, daß diese den armen Schülern wohl gar noch die erforderlichen Schulmaterialien unentgeltlich reichen. Fällt es einem Vater ein, sein Kind wieder aus der Schule zu nehmen, was leider nicht selten in dem Alter geschieht, wo der Schüler erst einen guten Anfang gemacht und einen rechten Nuzen aus seinem Schulbesuche schöpfen könnte, so kann ihn freilich Niemand daran hindern, weil hier abermals die Geseze schweigen *). Solche Fälle treten nun öfters ein, weil manche, besonders arme Eltern den Zeitpunkt kaum erwarten können, in welchem sie von ihren heranwachsenden Kindern einigen Vortheil ziehen, oder einen sich gerade darbietenden schicklichen Anlaß benuzen wollen, ihren Knaben im Auslande in einer Kaffee- oder Chokolade-Siederei als Zucker- und Pastetenbecker anzubringen. Daher muß man sich nur verwundern, daß beim Mangel gesezlicher, wohleingerichteter Schulen und bei der Unwissenheit, in der ohne Zweifel manche Kinder heranwachsen, die traurigen Folgen davon bisher nicht sichtbarer auf die Religiosität und Sittlichkeit des Volkes eingewirkt haben. Denn ich muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß diese, im Vergleich mit andern Kantonen, sich im Engadin, ja im ganzen Kantone noch auf einem sehr lobenswerthem Fuße befinden.

So ohngefähr stand es um die hiesigen Landschulen bis in's Jahr 1827. In demselben sollte in den Landschulen des evangelischen Religionstheils Bündens eine hellere Morgenröthe anbrechen, und in diesen wichtigen Zweig des öffent-

*) In andern Kantonen z. E. in St. Gallen haben Pfarrer und Schulräthe bei Verantwortung vor dem Erz-Rathe darüber zu wachen, daß kein Schüler vor zurückgelegtem 13ten Jahre der Alltagsschule entlassen werde, so wie aber auch nach zurückgelegtem 14ten Jahre keiner länger in der Schule zu bleiben genöthigt werden kann. Bei seinem Austritt erhält er einen Entlassungsschein.

lichen Staatshaushalts ein neues und reges Leben gebracht werden. Im Sommer des gedachten Jahres bildete sich zur Verbesserung und Hebung des eigentlichen Volksunterrichts ein eigener Verein, welcher bei seinem Entstehen hauptsächlich aus Mitgliedern der evangelischen Geistlichkeit bestand, an welche sich bald aus allen Theilen des Kantons eine bedeutende Anzahl von Männern aus jeglichem Stande und Berufe anschlossen, und welcher nach Verlauf des 2ten Jahres seiner Dauer schon nahe an 300 Mitglieder zählte. Sein einfacher Zweck war anfänglich nur durch Verbreitung zweckmäßiger Schriften über alle Zweige des Volksschulwesens dahin zu wirken, daß im Kantone durch Verbesserungen der Landschulen die öffentliche Jugenderziehung befördert, und im Allgemeinen zweckmäßiger behandelt würde. Der ganze Verein theilte sich nach geographischen Rücksichten in mehrere Kreise und bildete auf diese Weise gewissermaßen eben so viele Kreisschulverwaltungen, in welchen sich die für diese wichtige Angelegenheit, für ein besseres Schulwesen, beseelten Männer vereinigten, und in ihren Umgebungen für einen zweckmäßigern Schulunterricht mitzuwirken sich die Hände boten.

Besonders kräftig und umsichtig wirkte gleich anfänglich der Vorstand auf's Ganze ein, und sprach unter andern an alle Kreise den dringenden Wunsch aus, daß, so oft als möglich, Kreisversammlungen gehalten und darin besprochen und berathen werden sollte, was sich nur immer auf die Beförderung des Vereinszweckes bezöge; wie Lokalhindernisse, die dem Gedeihen eines guten Volksschulwesens in den Weg träten, gehoben, Besseres an die Stelle des Mangelhaften gesezt, einflußreiche Männer und das Volk selbst für dies Werk gewonnen, und wie auf diesem Wege der Belehrung, Ueberzeugung und Aufmunterung das erreicht oder doch vorbereitet werden könnte, was noch fehle und erstrebt werden

sollte. Schon auf den Gedankenaustausch und geistigen Verkehr der Vereinsmitglieder legte man einen großen Werth, und rechnete weniger noch auf großartige und rasche Verbesserungen in den Schulen, als auf die fruchtbare Thätigkeit, die durch solche Besprechungen angeregt würde. So traf man gleich anfangs im Kreise Davos und Hinter-Prättigäu in einer der ersten Schulrathsverhandlungen den Nagel auf den rechten Fleck: Man erkannte nämlich für nothwendig, daß vor allen Dingen kenntnißreiche und ihrem Fache gewachsene Primarlehrer gebildet werden müßten; daher wurde Anstalt getroffen, daß fähige fürs Schulfach begeisterte junge Leute bei Landgeistlichen, die sich dazu geschickt fühlten, in den nothwendigsten Elementarfächern unterrichtet würden. Diese sollten dann nach beendetem Vorbereitungs-Kurs vor einer Commission geprüft, und die in der Prüfung als hoffnungsvoll befundenen Jünglinge zu weiterer Ausbildung für ihren Beruf der Kantonsschule in Chur zugewiesen werden.

Da die Einrichtung getroffen worden war, daß die Kreise regelmäßig Abschriften vom Protokoll ihrer Verhandlungen an den Vorstand einsenden sollten, so sah sich derselbe nach einem Jahre schon im Stande, in seinem Generalbericht über den Stand des Volksschulwesens im Kanton die tröstliche Versicherung im Allgemeinen zu geben, „daß selbst bei allen „Hindernissen und beim wirklichen Mangel eigentlicher Volks- „oder Gemeindsschulen, dennoch allenthalben der Sinn und „Wunsch rege geworden sey, das Fehlende zu ersezen, die „Hindernisse zu heben und das Lückenhafte zu verbessern; „daß es im Grund nur einige wenige Landestheile seyen, „welche dieser ersten bürgerlichen und christlichen Pflicht bisher „in dem Grad geringe Aufmerksamkeit und Opfer zugewendet

„hätten, daß man sagen müsse: das öffentliche Schul- und „Erziehungswesen liege noch gänzlich darnieder" *).

Es würde mich aber zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich dem Stufengang, den das Landschulwesen im Kanton seit 1827 bis jezt genommen, weiter verfolgen wollte. Ich kehre vielmehr wieder ins Engadin zurück, um zu zeigen was in dieser so wichtigen Angelegenheit hier gethan worden sey.

Das Ober-Engadin schloß sich in Verbindung mit Bergell gleich bei Bildung des Vereins mit an denselben an. Es scheint aber, daß man diesem wichtigen Gegenstand anfänglich keine besondere Aufmerksamkeit schenkte; wenigstens wurde dem Vorstand von dem Leben, Thun und Wirken dieses Kreises nichts Offizielles mitgetheilt. Mit Anfang des Jahres 1830 trat nun doch im Kreise durch Veränderung des Präsidii, welches an den Landammann Rudolf von Planta in Samaden übergegangen war ein neues Leben im Schulwesen ein. Ohne Verzug wurden von den pädagogischen Freunden der dasigen Gegend mehrere Conferenzen gehalten. Es konnten unmöglich dem Vereine die mancherlei Gebrechen verborgen bleiben, an welchen die sämmtlichen Schulen im Thale kränkelten, und in denen bisher noch nichts gethan worden war. Der Kreis beschloß daher die einflußreichsten Männer aus jeder Gemeinde zu gewinnen, sich als Mitglieder dem Vereine anzuschließen, damit durch gemeinsames Beginnen und gegenseitigen Austausch der Ansichten, am ersten das Gute erzweckt werden könnte.

---

*) Sieh Bericht über Stand und Wirksamkeit des Vereins zur Verbesserung des evangelischen Volksschulwesens in Graubünden. Chur 1829, Seite 15. Von diesem interessanten Schriftchen sind, wenn ich nicht irre, 9 Jahresberichte bis Juni 1836, erschienen.

Sie fanden, daß leider noch viel zu wenig Geist und Leben in ihrem Thale zur Beförderung des Volksschulwesens herrsche, und im Gegentheil, noch viel zu viel Lauigkeit und Kälte angetroffen würde. Sie wünschten, es möchte der Nationalgeist überhaupt geweckt, und zur Beförderung des Schulwesens belebt werden. Dabei verbargen sie sich die Schwierigkeiten nicht, mit denen sie bei ihrem redlichen Streben zu kämpfen haben würden, und fanden, daß es nicht allen Gemeinden ihres Thals an pekuniären Mitteln zur Verbesserung der Schulen, wohl aber vielen an gutem Willen fehle, die ihnen zu Gebote stehenden Mittel diesem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden. Man glaubte, daß nach der bestehenden Kantonal-Verfassung, vermöge welcher die Volksbeschlüsse von den Gemeinden, als dem absoluten Souverain ausgingen, man erst vor allen Dingen auf den Nationalgeist einwirken, und solchen zur Beförderung des Schulwesens beleben müsse.

Allerdings ist hier dieser absolute Souverain ein der guten Sache höchst nachtheiliger Hemmschuh, der sich in dieser und in mancher andern hochwichtigen Angelegenheit im Staat alsbald in den Weg legt, wenn etwas Heilsames unternommen werden soll, das aber unterbleiben muß, oder hintertrieben wird, wenn demselben der Nuzen, den eine Sache abwirft, nicht auf der Stelle wie klingende Münze auf die Hand gezählt wird. Zwar rechnen die Freunde des Schulwesens im Engadin auf die Mithülfe der Seelsorger, die, wenn sie das Vertrauen des Volkes genössen, am meisten dazu beitragen könnten, den Willen desselben zu Gunsten des Schulwesens zu bearbeiten. Nur fürchte ich, es werde viel zu lang geprediget werden müssen, bis der Herr Volkssouverain erwachen und fürs Gute empfänglich gemacht werden soll!

Gleich anfangs legte man ein großes Gewicht auf gute Schullehrer, welche nicht blos die nothwendigen Sachkenntnisse besaßen, sondern auch in Hinsicht auf Methode und Pädagogik überhaupt, genügenden Unterricht ertheilen könnten. Daher sind jezt in den meisten Gemeinden junge Männer angestellt, welche zu diesem Behufe in der Kantons-Schule zu Chur gebildet wurden. Dies hatte die Folge, daß in allen Schulen die gleiche Lehrmethode, so wie die gleichen Lehrmittel eingeführt werden konnten, wodurch die Gemeindeschulen zugleich als Vorbereitung zum Eintritt in die Kantonsschule angesehen werden können.

Zugleich legten die edlen Männer dieses Vereins, die sich unter ihrem thätigen und für einen zweckmäßigen Schulunterricht begeisterten Vorstande zur Verbesserung ihrer Landschulen öfters im Jahr versammelten, ihr Hauptaugenmerk auf die Stiftung von Schulfonds; Man fand, daß doch immerhin diese die Grundlage jeglicher Verbesserung im Schulwesen mit ausmachen, wenn anders ein treuer Lehrer mit Freuden und ohne drückende Nahrungssorgen in seinem Amte arbeiten soll. Man beschloß daher von Seiten der Kreisversammlung den sämmtlichen Gemeinden folgende zwei Vorschläge zu machen:

1. Es solle in Zukunft jeder Bürger einer Gemeinde des Hochgerichts, der sich mit einer Nichtbürgerin derselben zu verheirathen gedenke, für sie das Bürgerrecht in seiner Gemeinde kaufen, und zwar um die Summe von 60 fl. welche sodann in die Schulkasse zu Oeffnung des Schulfonds fließen sollte.

2. Zugleich soll aber auch, wenn irgend Jemand in Zukunft sich in irgend eine Gemeinde des Hochgerichts einkaufen wolle, wenigstens die Hälfte des Einkaufsgeldes für die Schule verwendet werden.

Ob nun aber wohl bei den oben berührten unbeschränkten Hoheitsrechten der Gemeinden im Kanton sich auch die Ortsbürger des Hochgerichts Ob-Engadin zur Annahme dieses allerdings lobenswerthen Vorschlages werden verstanden, und ihre Einwilligung dazu gegeben haben, ist mir nicht bekannt geworden *). Aber das kann ich in Wahrheit melden, daß die Mitglieder dieses Kreises mit besonderm Eifer auf Vermehrung der Schulfonds bedacht waren, und dazu jeden Anlaß benuzten. Denn als im Jahr 1830 der politische Horizont mit drohenden Kriegswolken überzogen war, und sich die Wahrscheinlichkeit aufdrang, daß vielleicht die Bündner Wehrmannschaft zur Vertheidigung der Unabgängigkeit des Vaterlandes unter die Waffen treten müßten, hatten im Ober-Engadin thätige Vaterlandsfreunde zur Unterstüzung allfälliger Wittwen und Waisen der im Kampfe gefallenen Krieger, beträchtliche Geldsummen subscribirt, und auf den Fall, daß die Schweiz von der Kriegsgeisel verschont würde, die schöne Nebenbestimmung festgesezt, es solle alsdann ein Theil dieser Gelder zur Bildung neuer Schulfonds verwendet, oder die schon bestehenden dadurch vermehret werden. Wie edel! Dank den würdigen Männern, welche so heilsame und wohlthätige Einrichtungen trafen. Bei den von Jahr zu Jahr immer höher gestellten Forderungen an Schullehrer,

*) Nach neuerlich eingegangenen sichern Nachrichten sind diese Vorschläge von den Gemeinden angenommen, und zum Gesez erhoben worden, das auch in einzelnen Gemeinden bereits zur Anwendung gekommen ist, und keine unbedeutende Quelle zur Vermehrung des Schulfonds abgibt. Zu bedauern wäre es allerdings, wie Freunde der Erziehung und Volksbildung befürchten, wenn spätere Souverainitäts-Beschlüsse, die nicht selten sehr leichtfertig gefaßt werden, diese ergiebige und Niemand empfindlich drückende Quelle des Einkommens für Schulen zerstören würden, was man leider fast besorgen muß.

mußten die Gemeinden wie billig, auch an Erhöhung des Gehaltes derselben denken, so daß z. E. die beiden Lehrer zu Samaden, bei einer Schülerzahl von 50 — 60, jährlich gemeinschaftlich 6 bis 700 fl. B=W. beziehen. Mit der Verbindlichkeit, zugleich auch im Sommer eine Repetirschule von wöchentlich 10 — 12 Stunden zu halten. Derselbe Fall ist auch in Celerina. Diese Besoldung wird zum Theil aus Beiträgen der Schüler, zum Theil aus dem Ertrag des Schulfonds und zum Theil aus der Gemeindskasse bestritten, welche leztere auch die Herbeischaffung des Holzes, Reinigung der Schulzimmer abzutragen hat. In Zuz, wo auch zwei Lehrer angestellt sind, beziehet der Oberlehrer 220 fl. und sein Helfer 50 fl. Gehalt. In den übrigen Gemeinden aber, wo die Schule nur mit 20 bis 30 Kindern beschickt wird, beziehet der Lehrer 100 — 200 fl. Ueberall dauert jezt die Winterschule 7 bis 8 Monate, und die Sommerschule — wo eine gehalten wird, wird auch extra honorirt.

Waren nun diese Gegenstände in's Reine gebracht, so richtete man auch sein Augenmerk auf gute Schulbücher, damit unzweckmäßige Lehr= und Lesemittel, wie der Kalender, Zeitungen, die großräthlichen Ausschreiben ꝛc. ꝛc. aus den Schulen verbannet *) und für arme Kinder und unvermögliche Schulen die nöthigen Hilfsmittel entweder um den halben Preis oder auch als Geschenk angeschafft und verbreitet werden könnten. Anfänglich wollten beide Engadine zu einer gemeinschaftlichen Uebersezung eines schicklichen Schullesebuches sich vereinigen, konnten aber wegen sprachlicher Verschiedenheit in den Dialekten über einen für sie wünschbaren

*) Es ist noch gar nicht lang, so bediente man sich in Ermangelung zweckmäßiger Schulbücher, sowohl in den Schulen des Kantons Bünden als auch anderwärts der eben genannten Lesemittel; in unsern Tagen ist man nun damit abgefahren.

Mittelweg nicht einig werden. Auf dies beschlossen die Ob-Engadiner eine eigene Uebersezung im Ober-Engadiner-Romanischen Dialekt zu veranstalten und die Unkosten durch Subscription zu decken. Dieses löbliche Unternehmen wurde so muthig und mit raschem Eifer betrieben, daß im Frühling 1833 das Buch schon bei einer Auflage von 2000 Exemplaren die Presse verlassen und in alle Gemeinden des Ober- ja selbst des Unter-Engadins und in andere Gegenden des Kantons, versendet werden konnte. Einzelne Gemeinden und Partikularen trugen durch freiwillige Beiträge eine Summe von 880 fl. bei. Es fand überall den erwünschtesten Beifall, wurde von Jung und Alt eifrig gelesen, und wird in kurzer Zeit in der 2ten Auflage erscheinen.

Die gewöhnlichen Lehrgegenstände in den Ober-Engadiner-Schulen sind die romanische, deutsche und in einigen die italienische Sprache. Beide leztern werden nach grammatischen Regeln gelehrt. Ferner Schönschreiben, Gesang und Rechnen; mit lezterem Unterrichte ist in neuerer Zeit in einzelnen Gemeinden eine kleine Anleitung über Führung einer einfachen Haushaltungs-Rechnung (ökonomische Buchhaltung) verbunden, damit diejenigen Schüler beiderlei Geschlechts, welche gemeiniglich mit dem 15ten Jahre die Schule verlassen, ohne höhere Anstalten zu besuchen, diese Anleitung in ihrem künftigen Berufe als Hausväter und Hausmütter benuzen können. Der Religionsunterricht ist nicht dem Schullehrer — und dies ist weise — sondern dem Ortspfarrer übertragen.

Beinahe in jeder Gemeinde des Ober-Engadins ist eine Schulbehörde aufgestellt mit der Obliegenheit zu wöchentlichem Schulbesuch, und zu wachen, daß Lehrer und Schüler sich keiner Saumseligkeit zu Schulden kommen lassen. Zu-

gleich ist diese Behörde mit der nöthigen Leitung des Schulwesens im Allgemeinen beauftragt.

In Samaden soll nun auch eine Arbeitsschule für Mädchen errichtet werden, in welcher diese in den für jede Hausmutter nöthigen Arbeiten mit der Näh- und Stricknadel unterrichtet werden, so daß sie die Schule mit den für jedes Mädchen nothwendigen Kenntnissen ausgestattet, verlassen, und ihren Familien als nützliche Glieder derselben übergeben werden können. Diese Mädchenschule wird noch im Laufe dieses Jahres (1837) eingerichtet werden, da diese Gemeinde der Schulbehörde eine angemessene Summe zur Bestreitung der Ausgaben für Anstellung von 2 Lehrerinnen angewiesen hat, welche aus der Gemeindskasse bezogen werden kann, so daß dadurch den minder Bemittelten der Schulbesuch erleichtert, und zugleich den Mädchen Gelegenheit gegeben wird, einen für jede Hausfrau nöthigen Strick- und Nähunterricht erhalten zu können.

Ist nun im Ob-Engadin in den genannten Zweigen des Schulwesens bisher so vieles und so schönes geleistet worden, so steht zu erwarten, daß man auch nach und nach in allen Gemeinden zweckmäßige, für die Schule ausschließlich bestimmte, heitere, hohe, geräumige, heizbare, überhaupt zum Schulhalten geeignete Zimmer anweisen wird. So viel mir bekannt, besizt in diesem Hochgericht keine Gemeinde ein eigenes Schulhaus, Samaden und Celerina haben seit einigen Jahren im Gemeindehaus eigens dazu erbaute und bestimmte Schulzimmer. Zuz hat eine große neue Schulstube, aber diese zugleich mit zur Rathsstube bestimmt, was auch in Skanf und Campovasto der Fall ist. In den übrigen Gemeinden wird gewöhnlich die Schule im Pfarrhaus gehalten, wo der Pfarrer sein Studierzimmer

dazu einräumen muß. Wo aber, wie im Pfarrhaus zu Pontresina nur eine Stube, da wird der Schulunterricht in einem Privathause ertheilt.

Gehen wir nun auch in's Unter-Engadin, um unsre Blicke in die dortigen Schulen zu richten. Die Mängel, auf die wir hier stoßen sind dieselben, wie sie früher in Ob-Engadin gefunden wurden.

Im Laufe des Jahres 1828 that man hier zur Bildung eines eigenen Kreises die ersten Schritte; aber Jahre verstrichen, ehe er in's eigentliche Leben wirklich eintrat, oder von seinen Leistungen an den Centralverein nach Chur Etwas einsandte. Im Jahr 1831 erließ er, in Folge umständlicher Diskussionen über Erweckung größerer Theilnahme am Verbesserungswerke der Volksschulen, einen gedruckten Aufruf an alle Ortschaften des Unter-Engadin mit den geeigneten Vorschlägen zu Gründung von Schulfonds. Derselbe hatte den guten Erfolg, daß mehrere neue Mitglieder zum Schulverein nicht nur beitraten, sondern in der großen Gemeinde Sins alsbald 400 fl. testamentarisch zur Gründung eines Schulhauses in die Schulkasse floß.

So wie man nun die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schulverbesserung immer mehr und mehr eingesehen hatte, fühlte man auch alsbald das Bedürfniß zweckmäßiger Schulbücher, an denen es wie auch anderwärts noch gänzlich fehlte. Die Leiter der dortigen Schulangelegenheiten schlugen eine Uebersezung des von Heinrich Zschocke, (dieses bekannten und allgemein geschäzten teutschen Schriftstellers in Aarau) 1798 herausgegebenen Schulbüchleins *), in den Unter-

*) Wir kennen und besizen dieses „neue und nüzliche Schulbüchlein zum Gebrauch und Unterricht für die wißbegierige Jugend im Bündnerlande", welches der genannte Verfasser auf Kosten wohlthätiger Bündner, als Lehrer am

Engadiner-Romanischen Dialekt vor, und kamen beim Schulverein zu Chur um eine Unterstüzung zum Druck ein. Die Generalversammlung, so wie früher der Vorstand, schlug ihm aber dieselbe ab, weil sie glaubte, daß dieses Büchlein von zu geringem Umfange sey, als daß der Kreis Unter-Engadin eines Beitrags von Seite des Vereins zum Druck desselben bedürfe. Endlich trat derselbe freiwillig von seinem Unternehmen zurück, und richtete sein Augenmerk auf eine Uebersezung der biblischen Geschichte von Schmid.

Mißverständnisse aber unter den Vereinsgliedern und daraus entstandene Zwistigkeiten trugen dazu bei, daß bei Vielen der Eifer für die Schulsache erkaltete; denn im Frühjahr 1833 war die Uebersezung des genannten Werkes noch nicht erschienen, und es schien auch noch keine Aussicht dazu vorhanden zu seyn. Ob nun gleich einige Wenige der guten Sache treu blieben, so war doch ihr Eifer nicht im Stande „die Indolenz der Mehrheit" wie der Bericht lautet, zu überwältigen. Doch nun trat der wackere Pfarrer J. Rosius à Porta zu Fettan, (nachdem sich der ältere Präses zurückgezogen hatte, woran er auch sehr wohl gethan) im Jahr 1832 oder 1833 hervor, nahm den abgerissenen Faden wieder auf, und vereinigte sich mit mehrern thätigen Mitgliedern zur Bildung eines neuen Kreises.

Seminar zu Reichenau in teutscher Sprache in Druck gegeben hatte. Es enthält auf 145 nicht gerade enggedruckten Seiten in 12mo einen kleinen Katechismus, eine kurze Geschichte des Vaterlandes, und eine kleine Weltbeschreibung oder Nachrichten von den allermerkwürdigsten Sachen in der Welt, und somit recht viel Gutes, das vor ohngefähr 36 Jahren seinen Werth hätte und damals vielen Nuzen gestiftet haben mag, das sich aber in unsern Tagen ohne gänzliche Umgestaltung, und davon war keine Rede, wohl nicht mehr zu dem genannten Zwecke eignen möchte, indem es zu mager und aphoristisch ist.

Es scheint nun, daß sich in diesem Kreise (Obvaltasna), der Sinn für Schulen-Verbesserung immer mehr regen, und ein besserer Geist erwachen wolle. Dies kann namentlich von der Gemeinde Lavin gesagt werden, wo kürzlich mehrere beträchtliche Gaben zur Bildung eines Schulfonds eingingen, so daß er in kurzer Zeitfrist auf die Summe von 2000 fl. anwuchs. Auch die Gemeinde Zernez, Süß, Guarda ꝛc. trachteten dahin, die Einkünfte ihrer Gemeindeschule von Jahr zu Jahr zu vermehren. Besonders thätig und kräftig aber wirkten die Schul- und Erziehungs-Freunde in Fettan, wo 1834 durch Ankauf von Gemeindsbürgern und anderweitigen Beiträgen, ein Schulfond von 1000 fl. alsbald neugegründet, ein eigenes passendes Schullokale angeschafft, und ein Schulrath gebildet wurde. Uebrigens besizt der Kreis in seinem Gebiete nirgends ein eigentliches Schulhaus.

So weit nun reichen meine Berichte, die ich über den Gang und Stand des Schulwesens im Engadin nach offiziellen Quellen zu geben im Stande bin. Zum Schluß erlaube ich mir aber noch über diesen Gegenstand folgendes zur Beherzigung beizufügen.

Sollte der Staat die so hochwichtige Angelegenheit der Schulenverbesserung nicht besser als bisher unter seine väterliche Aufsicht nehmen und zu einer Kantonalsache machen, sollte er nicht kräftiger einschreiten und die sämmtlichen Schulkreise in ihren edlen Bestrebungen ermuntern und unterstüzen, so läßt sich doch kein recht erwünschtes Gedeihen erwarten. Vielmehr steht zu befürchten, daß Jahrzehnde, ja noch ganze Menschenalter verstreichen werden, bis Licht und Leben in die Landschulen des ganzen Kantons eindringen kann. Hat er doch auch für nöthig erachtet, zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit einen Sanitätsrath aufzustellen, einer Militärkommission, Straßen-Inspection, Schüzendirection und

andern nützlichen Zweigen des Staatshaushalts ihren geregelten Geschäftskreis angewiesen und unter seine Aufsicht gestellt, würde es nicht unverzeihlich seyn, wenn für das Wohl der Landjugend von seiner Seite nichts gethan, sondern diese hochwichtige Angelegenheit, die aufs Wohl oder Weh des Staats so mächtig einwirkt, den bloßen Privatvereinen gänzlich überlassen bleiben sollte? Nein, so gut wie jene verdienen auch die Schulen, einem eigenen Kantonsschul- oder Erziehungsrath übergeben zu werden! Wir wollen das Beste hoffen.

Es wurde indeß in den einzelnen Kreisversammlungen der Wunsch mehrseitig ausgesprochen, und der Generalversammlung vorgelegt, daß ein eigener Kantons-Schulrath für alle evangelischen Volksschulen aufgestellt und dieser hochwichtigen Angelegenheit dadurch ein neuer Aufschwung gegeben werden möchte, — aber der Gedanke schien einstweilen noch unausführbar!? Man gab vielmehr den Rath „es möchten „die Ortspfarrherrn, Schullehrer und wohldenkende, einfluß„reiche Männer durch Wort und That dahin wirken, daß „durch Erweckung größerer Theilnahme am Schulwesen die „Einführung einer solchen obersten Schulbehörde immer all„gemeiner gewünscht und erstrebt würde. Sey endlich die „Sache reif, so könne ein dahinzielender Vorschlag mit größerer „Hoffnung auf Gelingen an die obersten Landesbehörden „gebracht werden".

Die gleiche Bewandniß hatte es auch mit einer unter Aegide des Staats gestellten G e m e i n d s s c h u l r a t h s b e h ö r d e. Es wurde zwar ebenfalls erkannt, „daß eine solche „niedere Schulbehörde höchst dringend und wünschbar wäre, „aber auch dazu sey das Volk noch nicht reif, um die Wich„tigkeit derselben einzusehen; daher möchte jedes Mitglied „diesen Gedanken mit den einflußreichern Männern seiner

„Gemeinde besprechen, und möglichst viele Gönner dafür „gewinnen, um zu seiner Zeit die Ausführung dieses Planes „mit Erfolg betreiben zu können" *).

Zum Schluß erlaube ich mir noch bei Vergleichung der evangelischen Schulen im Kanton Bünden mit einigen andern Ländern und Schweizer-Kantonen folgendes Verhältniß nach Dûpin's Angabe aufzustellen und beizufügen:

Im Jahr 1829 wurden in Portugal $1/_{90}$, in Frankreich $1/_{30}$, in England $1/_{16}$, in Oestreich $1/_{13}$, in Holland $1/_{12}$ und in Preußen $1/_{10}$ der Bevölkerung in den Schulen gebildet. — Im Jahre 1835 haben in Appenzell Inner-Rhoden $1/_{10}$, in Appenzell Außer-Rhoden $1/_8$ und in Zürich $1/_4$ der Einwohner den Schulunterricht besucht.

X.

Haus und Hauswesen.

Wer für das Glück und den Wohlstand seiner Mitmenschen einiges Gefühl hat, wird bei einer Reise in dieses schöne Thal finden, welch einen überaus erquickenden und wohlthuenden Anblick beinahe das ganze Engadin dem Reisenden gewährt. Fast alle Dörfer ohne Ausnahme sind schön gebaut und das Innere und Aeußere der Wohnungen zeigt vom Wohlstande seiner Bewohner, den sie sich durch ihre Thätigkeit und einen ausgebreiteten Gewerbsfleiß erworben haben. Ihre Häuser sind städtisch, und wenn gleich

*) Siehe die vorhin angeführte Schrift: Bericht über rc. rc. S. 18.

nicht immer symmetrisch und geschmackvoll, doch bequem gebaut. Selbst die gemeinen Leute gehen ordentlich und reinlich in bürgerlicher Kleidung. Niemand steht müssig und kein Bettler belästiget den Reisenden. Sogar in ihren Viehställen findet man eine fast holländische Reinlichkeit, und ihre Hausgeräthe sind sauber und nicht selten kostbar.

Das Engadiner-Haus hat von der Straße aus einen sanft aufwärts führenden, meist gewölbten Thorweg, um den einspännigen Heuwagen den Durchgang bis zur Tenne zu gestatten, die sich in dem Hintertheile des Hauses und mit demselben unter einer Dachung befindet. Für Ein- und Ausgehende bleibt im größern Thore das Einlaßthürchen, das der Quere nach wieder in zwei Theile getheilt ist, offen. Tritt man in den weiten Hausraum, so führt rechts oder links eine Stufe oder auch zwei in die Wohnstube, welche gewöhnlich klein und niedrig, aber mit schönen und reinlich gehaltenen Arvenbretern vertäfelt ist. In ihr findet man fast immer 2—3, in neuerer Zeit erbauten Wohnungen 3—4, selten mehr Fenster, und in jedem nur 2—4 Glastafeln. Jene werden zu Abhaltung der Kälte so klein als möglich gemacht und liegen tief in der dicken steinernen Mauer, die sich trichtermäßig von Außen nach Innen bis zur Scheibe so verengen, daß man hie und da beim Hinausschauen, um seine Ohren in einige Besorgniß geräth. Sie gestatten daher nach beiden Seiten keine Aussicht. Aus diesem Grunde hat man daher gern einen Balkon am Hause und in der Wohnstube ein Erkerchen angebracht, das freilich oft sehr wenig Raum hat. In der Fensterstellung achtete man früher durchaus auf keine Symmetrie, jedoch jezt mehr als ehemals.

Längs den Wänden befinden sich Bänke, und in der Mauer hölzerne mit allerlei Schnizwerk gezierte Wand-

kästen. Der Ofen *), ein ungeformtes langes Viereck, ohne Zierde und ohne Geschmack, oben platt und mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, das vermittelst einer angebrachten Thüre geöffnet wird, dient in den langen Winterabenden und in den Stunden des Müssiggangs zur Ruhe und zum Schlaf. Ueber demselben gelangt man vermittelst einer Treppe durch eine Fallthüre in die Schlafkammer, die sich gewöhnlich über der Wohnstube befindet.

Die, wie ich vorhin bemerkte, im Hintertheil des Hauses befindliche Scheune ist, der erhöhete Grund und die Eckpfeiler ausgenommen, von Holz, mit einer starken Tenne versehen, und hat zu beiden Seiten die Heulager. Unter demselben befindet sich der helle, gemauerte und wohlgepflasterte oder mit Lerchenbretern belegte Stall, worin das Vieh auf 5 Schuh langen Brücken steht. Die Mauer ist Mannshoch, ja zuweilen bis an die Decke, welche zum öftern weiß übertüncht wird, getäfelt. Selten fehlt im Kuhstall ein Tisch, oft mit gemächlichen Sizen umgeben, denn häufig pflegen hier die Männer, während in den Stuben die Spinnräder schnurren, die langen Abende bei einer Pfeife Tabak und einem Kartenspiel zuzubringen. Ein im J. 1687 ergangenes Civilstatut gestattet ihnen sogar im Stall zu rauchen. Ehedem nahm man auch wohl gar die Einladung eines Nachbars, an diesem Orte und in der Nähe des Stallviehs ein Gläschen Wein zu trinken, an; eine Uebung, welche nach und nach abzugehen scheint.

In den frühern Zeiten bestand der Heustall nur aus 4 bis 6 in Breite von 4 bis 5 Schuh aufgemauerten Pfeilern, deren Zwischenräume mit Querlatten luftig durchzogen waren.

*) Gewöhnlich ist ein Ofen 9 Zoll dick, blos gemauert, aber nicht holzsparend. Er kostet neu ohngefähr 30 fl. und braucht zu seiner Heizung täglich 16 bis 20 Scheiter von $1\frac{1}{2}$ Schuh Länge.

Heut zu Tage mauert man die Pfeiler breiter und gibt den Zwischenräumen die Gestalt großer gewölbter Kirchenfenster. Diese werden mit Bretern verschlossen, in denen Löcher von regelmäßigen Figuren angebracht sind. Wohl ist diese Bauart hübscher, aber weniger luftig, und die breiten Mauern schaden dem Heu, denn sie werden so feucht, daß das zunächst liegende Futter in Fäulniß geräth. Keineswegs sollte ein St. Morizer-Kurgast — wenn er zugleich ein Freund der Landwirthschaft und solider Oekonomie-Gebäude ist, unterlassen, über die am Ausfluß des St. Morizer-Sees befindliche Brücke, Punt-Sela, einen Spaziergang zu machen und den schmalen Fußweg verfolgen. Bald kommt ihm eine kleine, auch im Dorfe St. Moriz sichtbare, neu-erbaute Kirche oder Kapelle zu Gesichte, der nur noch der Thurm und den hohen Fensteröffnungen die erforderlichen Glasscheiben abzugehen scheinen. Kaum ist man aber näher gekommen, so wird die Täuschung merkbar, denn die vermeinte schneeweiß übertünchte Kirche, ist ein geräumiger Viehstall mit dem angebauten Oekonomiehause von solider Bauart, zu dem sich der Besizer, ein reicher Gold- und Silberhändler von Celerina, einen Fahrweg durch seine Güter angelegt hat, wie wohl selten ein Privatmann solches zu thun im Stande ist.

Darf ich von meinen Beobachtungen, welche ich in einigen St. Morizer- und andern Engadiner-Familien anzustellen Gelegenheit hatte, einen Schluß auf die übrigen Haushaltungen machen, so möchte ich glauben, die Engadiner sind in der Regel nicht baulustig, lassen es in ihren Häusern und Mobilien, so lange sich's nur immer thun läßt, beim Alten bewenden, und nehmen nur in der höchsten Noth, eine Veränderung vor. Denn da die Lerchenholzbreter und die von der wohlriechenden Arve verfertigten Vertäfelungen sehr dauerhaft sind, so vergehen in mancher Haushaltung wohl Jahrhunderte,

ehe in einer Stube auch nur eine kleine Verbesserung, oder auch nur — wie man zu sagen pflegt, ein Nagel geschlagen wird. So sah ich im Jahr 1829, in der Wohnstube meines Wirths, Nikolaus Fl. zu St. Moriz, im äußersten, gegen Celerina gelegenen großen Hause die Namen und Jahrzahl einiger Kurgäste, die 1713 hier logirt, und ihres Namens Gedächtniß an der Wandvertäfelung verewiget hatten. In meiner Bettstelle hatte der Tischler die Jahrzahl 1653 künstlich eingelegt, und neben der meinigen befand sich eine andere, die die Jahrzahl 1673 trug. Bei einem Besuch, den ich im genannten Jahre dem Herrn General-Vikar v. Wessenberg, während seiner Anwesenheit zu St. Moriz, im Hause des untern Fl. — wo man im ganzen Flecken am besten glaubt logirt zu seyn, — ablegte, fand ich in seinem Zimmer ein Bett, dessen altfränkische Form und Stoffe ein Alter von wenigstens 100 Jahren verrathen ließ. Doch hat seit einem Jahrzehnd unter den jüngern Hausbesizern die Baulust gegen ehedem etwas zugenommen, und was früher dem Vater wohlgefiel behagt jezt dem Sohne nicht mehr.

In der kleinen Gaststube, des dem Kaffeehause gegenüber wohnenden obern Flougi *) (gewöhnlich der Hauptmann Nikolo genannt), fällt an einem darin befindlichen Wandschranke das mit vieler Kunst gearbeitete Familienwappen des Hausbesizers mit der Jahrzahl 1681 in's Auge. Alle an Thoren und Thüren zum Verschluß angebrachten Schlösser und Riegel in allen Ortschaften, und so weit ich im Engadin gekommen, sind so grob, massiv, geschmacklos

*) Das altadeliche Geschlecht Flougi oder Flug von Aspermont genannt, gehört noch heut zu Tage zu den angesehensten und reichsten im ganzen Flecken St. Moriz. Nur während der Kurzeit kann man bei diesen Herren logiren, und findet eine, wenn auch nicht gerade wohlfeile, doch aber recht gute Bewirthung.

und plump gearbeitet, daß man z. E. beim Anblick eines Ellen langen und 3 Finger breiten Hausthürriegels sich an den Eingang einer alten Ritterburg meint versezt zu sehen. Die Küchen leiden gewöhnlich vom Rauch, weil der Schornstein selten über den Giebel des Hauses hinausragt und einen zu engen Mantel hat. Daher sind die meisten Küchen ganz schwarz und auf Holzersparniß wird so wenig als auf Bequemlichkeit gesehen, indem es in den meisten Küchen an Kochlöchern und andern nützlichen zur Ersparniß des Holzes dienenden Einrichtungen fehlt. In den neuesten Zeiten sind jedoch in mehreren Häusern Kochheerde der neuesten Erfindung, meistens aus Teutschland beschickt worden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das schneeweiß getünchte Aeußere ihrer palastähnlichen Wohnungen, so siehet man bald, daß es Häuser eines durch keinen ästhetischen Sinn veredelten Luxus sind; Bauten, die sich aber durch Vergoldungen der kostbaren eisernen Gitter an den Fenstern, Stegen, oder an den Balkons, durch grasgrün bemalte Fensterläden und allerlei Zierrathen auszeichnen. Sie werden von Tyroler= oder italienischen Maurern in diesem Stile aufgeführt, der gegen einen guten Geschmack gröblich verstößt. Doch kommen die bunten Malereien an den Ecken und die großen Familienwappen über den Hausthüren immer mehr in Abgang.

In den neuesten Zeiten wird bei Bauten weit mehr als ehedem auf Symmetrie gesehen und nach vorgezeichneten Plänen gebaut; besonders seitdem in Samaden ein geschickter Baumeister Johann Badrutt aus Schannfigg sich befindet, der alles was in's Bauwesen eines Hauses einschlägt, nach Akkord, oder im Tagelohn, nach einem vorgelegten Plane, übernimmt, und durch Montafuner=Maurer und bündnerische Tischler und Zimmerleute ausführen läßt. Eben so besorgt

er die Schlosser-, Anstreicher- und Tapezirer-Arbeit für welche erstere, nämlich Schlosserarbeiter er eine eigens hiezu eingerichtete Werkstatt für mehrere Schlosser besizt, die das ganze Jahr hindurch mehr Arbeit haben, als sie liefern können. Ebenderselbe besizt auch eine Werkstatt für Schreiner und Möbelarbeiter, welche das Engadin mit Möbeln nach neuerem Geschmacke versehen, denn auch hierin hat der Luxus bedeutend zugenommen.

Die Männer im Unter-Engadin welche nicht auswandern, sind im Sommer auf den Feldern und im Winter in den Wäldern mit der mühsamen Holzung, mit Ausführung des Düngers, und etwas Fuhrwesen hinlänglich beschäftiget. Viele sind Fuhrleute von Profession, fahren auf eigene Rechnung einigemal im Jahr mit Reis nach Hall im Tyrol, und holen dafür Salz, oder transportiren die wenigen auf- und abwärts passirenden Transit-Waaren, und begeben sich dann wieder an ihre Feldarbeit. Anders steht es mit dem Ober-Engadiner; wenn er im Monat Juli und August sein Heu eingesammelt, so ist auch sein Hauptgeschäfte im Jahr beendiget. In den kurzen Wintertagen gehen die meisten, nachdem sie ihr Vieh besorgt und die nothwendigen Geschäfte abgethan haben, in Ermangelung einer ihnen angenehmen Beschäftigung müssig. Viele geben sich selbst nicht einmal mit Zufuhr des Holzes ab, sondern lassen dasselbe durch fremde Tagelöhner, die das ganze Jahr bei ihnen Arbeit und Brot finden, zubereiten. Die meiste Zeit bringen sie mit Faulenzen, Rauchen, Stöckeln *), Pottschen **), Alla-mura- und Kartenspielen

*) Stöckeln so viel als plätteln, mit kleinen eisernen Platten, oder auch Geld, zu einem gewissen Ziele werfen.

**) Ein Spiel, das mit Kugeln gespielt wird, und darin besteht, der Nächste an einer vorausgeworfenen Kugel zu seyn, aus dem ital. boccia Kugel. Es ist aber heut zu Tage sehr in Abgang gekommen.

hin, während in den langen Winterabenden die Hausfrauen zusammenkommen, um sich mit Spinnen die Zeit zu verkürzen; wobei auch gewöhnlich die Zungen sowohl als die Spinnräder in schnelle Bewegung gesezt werden. Man nennt solche Zusammenkünfte, Hängerten oder Stubeten, bei welchen nach aler Sitte beim Zusammentritt und bei Auflösung der Gesellschaft am Ende des Winters gemeinschaftlich etwas Niedelfladen genossen und ein Schnäppschen herumgereicht wird, was immer unter Anwünschung vielen Segens geschieht.

Die erwachsenen Töchter haben wieder ihre besondern Vereine oder Spinnstuben, und werden dabei zuweilen von den jungen Burschen — hier mit dem Namen Knaben benannt, — besucht. Nicht selten werden von ihnen geistliche und weltliche Lieder gesungen, oder andere unschuldige Scherze getrieben. Auch hier geht man nicht ohne einen Schmaus auseinander, indem ein von Semmeln, Milch und Weinbeeren angemachtes Gericht, das mit einem geschwungenen Niedel viele Aehnlichkeit hat, gemeinschaftlich zusammengetragen und genossen wird.

Fast in allen Familien wird des Morgens Kaffee zum Frühstück genossen, und auch des Abends hat man im Winter in vielen Häusern die Gewohnheit angenommen mit diesem Getränke den Tag zu beschließen, daher man dasselbe — wie dies leider auch in andern Gegenden zur Mode geworden, — hie und da täglich 2 bis 3mal genießt. Viele Haushaltungen pflegen noch vor dem Schlafengehen Brot und Branntwein zu genießen. Man betrachtet es in vielen Haushaltungen als ein Merkmal des Wohlstandes, wenn neben der Kaffeekanne, 3 bis fünferlei Käse aufgestellt werden können. Aber unsere Verwunderung wird gesteigert, wenn man in einigen angesehenen Familien bei festlichen Anlässen auf Silber servirt,

und die Gäste im feinsten und geschmackvollesten Berliner- oder Meißner-Porzellan, das der Hausvater aus fernen Landen mit ins Thal gebracht, mit Kaffee bedient.

Im Unter-Engadin steht es fast in allen Gemeinden den Einwohnern frei, einen Backofen zu erbauen, und für sich und Andere zu backen. In andern Gegenden, und namentlich zu St. Moriz, ist das Bäckenhaus Eigenthum der Gemeinde, die es um einen Zins dem Bäcker, oder weil dies hier ein weibliches Geschäft ist, an eine Bäckerfrau überläßt. Die meisten Haushaltungen backen, um für mehrere Monate, oft auch wohl ein Viertel-Jahr und darüber auszureichen, eine Menge Brote auf einmal. Ob dies nun aus Holzersparniß — wiewohl diese in andern Fällen nicht sichtbar ist, — oder weil man gern das Brot so hart als möglich ißt, geschieht, — kann ich nicht sagen. Man läßt es in luftigen Zimmern, oft selbst unter offene Fenster gelegt, recht hart werden wie Zwieback, so daß es mit dem Messer kaum geschnitten werden kann. Es ist dieses Roggenbrot ganz schwarz und schwer, aber nichts destoweniger sehr schmackhaft, kräftig, von der Größe eines kleinen Tellers und kaum 2 bis 3 quer-Finger hoch. Jede Haushaltung welche Brot backet, knetet den Taig zu Hause ein, läßt ihn gehen und in hölzernen Schüsseln zu ½ bis ¾pfündigen Brötchen formen. Für ihre Mühe bezieht die Bäckerin etwas am Taig ohngefähr das 30ste oder 34ste Brot wofür sie einen Theil des Holzes zu besorgen hat. Während der Kurzeit backt man zu St. Moriz auch weiße Brötchen, welche den Kurgästen, die von hartem schwarzem Brote nicht Liebhaber sind, bei Tische vorgelegt werden *). Zum Kaffee oder Wein reicht man den Fremden gewöhnlich

*) Ich vernehme jedoch, daß jezt das ganze Jahr hindurch auch in andern Gemeinden des Ob-Engadin Weißbrot gebacken wird.

ein feines Backwerk, welches im ganzen Thal unter dem Namen Biscutin bekannt ist.

Zum Behuf der, obwohl unbedeutenden Landwirthschaft und zur Herbeischaffung des Holzes hält sich fast jeder Hausvater ein Pferd, oder einen Stier, öfters auch beide zugleich. Wenn im Spätherbst das Brennholz eingefahren, und die nöthigsten Wiesen= und Ackergeschäfte beendiget sind, wird der Stier gemästet und geschlachtet, weil man seiner nun entbehren kann. Das Einschlachten ist aber in dem Fall, daß man eines fremden Mezgers bedarf, — gewöhnlich aber unterziehet sich der Herr vom Hause dieser Beschäftigung selbst, — ein etwas kostspieliger Hauskehr. Jener erhält 1 Rupp Fleisch und mehrere Würste zum Lohne, und darf sich die besten Stücke selbst auswählen. Mehrere als Gehülfinnen dabei angestellte Frauen, — so will es die Sitte, — bekommen gleichfalls ihren schönen Antheil, und wenn endlich an gute Bekannte und Nachbarn einige Schlachtschüsseln vertheilt, und auch wohl an Arme ein Antheil abgegeben worden, so wird nun das eingesalzene Fleisch geräuchert, unter das Dach gehängt und im Freien gedörrt, was sich bei der scharfen schneidenden Luft die im Thale weht, und dem Mangel an Fliegen und anderm Ungeziefer das uns Bewohner wärmerer Gegenden im Sommer so sehr belästiget, gar wohl thun läßt. Im Wirthshaus zum Adler in Zuz sah ich das Fleisch in Lumpen eingenäht und im Kamin hängen, eine Räuchermethode, welche in mehrern Gegenden statt findet, dem Fleisch ein appetitlicheres Ansehen, und vielleicht auch einen bessern Geschmack, als dem in der Luft gedörrten geben mag; doch aus Erfahrung kann ich hier nicht reden.

XI.

Gemeinde- und Armenwesen.

a. Gemeindewesen.

Jede Gemeinde im Unter- und Ober-Engadin wird von einem Gemeinde-Rath und seinen beiden Zugegebenen beaufsichtiget und verwaltet. Doch findet in beiden Hochgerichten einige Verschiedenheit statt, und selbst einzelne Gemeinden sind mit den übrigen nicht völlig gleich organisirt.

Im Unter-Engadin ernennt der Gemeinde-Rath die Boten (Gesandten) zum Großen Rath, und in wichtigen Justiz- und Kriminalfällen Zuzüge oder Miträthe. Er führt über die übrigen Dorfbeamten die gehörige Aufsicht, schüzt die Lebensmittel, und ernennt bei seinem Austritt 3 Wahlmänner, welche die neue Dorfsobrigkeit, mit Ausnahme des Dorfmeisters, wählen und beeiden. Einige Seckelmeister verwalten die Gemeindseinnahmen und Ausgaben, und unter ihrer Aufsicht steht eines Jeden Gemeindseigenthum, sey es liegend oder beweglich. Besonders haben sie zu sorgen, daß Wälder und Straßen, Brücken und öffentliche Gebäude in dem gehörigen guten Stande erhalten werden. Wieder andere Vorsteher haben die Viehpolizei über sich, bestellen die Dorfhirten, pfänden und halten Ordnung über die Wässerung der Wiesen und Gemeinwerke. Mehrere Marker sezen Grenzsteine auf Begehren der Güterbesizer, und entscheiden in erster Instanz über Zwistigkeiten des liegenden Eigenthums *).

*) Weit entfernt, mich in den innern Haushalt des Kantons Bünden einmischen, und ihm gute Räthe mittheilen zu wollen, so möcht' ich doch glauben, daß die Kantonsregierung in vieler Hinsicht sich ihre Geschäfte erleichtern würde, wenn sie die verschiedenen

Das niedere Dorfgericht welches über Trennung oder Vereinigung unfriedlicher Ehen spricht, und darauf wirken soll, daß streitende Eheleute wieder ausgesöhnt werden, kann auf Widerspenstige eine kleine Geldbuße verlegen, und sogar vom Genuß des heiligen Abendmahles ausschließen. In diesem Gerichte sizt der Ortspfarrer, der Dorfmeister, ein Geschworner des Criminalgerichts *) und 3 Seckelmeister.

Alle Gemeindsbeamte werden jährlich auf Lichtmeß neu erwählt, und die Austretenden müssen 3 Jahre lang ruhen, haben aber im Amte keine bestimmte Besoldung, genießen jedoch sonst einige Vortheile, die sie aber für ihre Mühe und Zeitverlust nicht schadlos halten. Wer vor zurückgelegtem 60sten Altersjahre ein Amt ausschlägt, verfällt in eine Buße von 4 Kronen. Mehr als ein Amt kann man — Milizstellen ausgenommen, nicht auf einmal bekleiden. Beisaßen sind von allen Dorfämtern und obrigkeitlichen Stellen ausgeschlossen. Da man dieß für eine große Mühüberhebung ansieht, und solche Hausväter nur ein geringes Hintersaßgeld von wenigen Gulden zu entrichten haben, so fällt es selten Jemand ein, sich in einer Unter-Engadiner-Gemeinde einzukaufen, wozu noch der Umstand kommt, daß man aus schlecht verstandenem Vortheil noch eine kleine bedeutende Einkaufsumme dafür entrichten muß **).

In den meisten Gemeinden besizt man ein Gemeindegesezbuch, daß gewöhnlich nur schriftlich vorhanden ist, und

---

Verwaltungen mehr conzentriren und dadurch mehr Einheit in's Ganze bringen wollte. Man vergleiche nur z. E. den Bündner-Etat mit dem St. Galler, und werfe einen Blick auf die vielen Beamtungen und Verwaltungen! —

*) Sie werden Geschworene genennt, weil alle auf die Geseze beeidiget sind.

**) Siehe Neuer Bündner-Sammler III. Seite 122 u. f.

aus mehrern Civil- und Criminal-Statuten besteht. Dieses sonst so wichtige Buch ist aber fast überall sehr mangelhaft, unbestimmt, streng und bedurfte in mehrern wichtigen Fällen nähere Bestimmung. Daher tritt zuweilen der Fall ein, daß wo das Gesez schweigt, das jus consuetudinarium als Norm aufgestellt wird. So wurde in frühern Jahren bei gewissen Vergehungen, um hinter das Geständniß zu kommen, die Tortur angewendet, und bestimmte Strafen gegen Hexen und Zauberer verordnet. Wenn man dem zwar unzuverlässigen Lehmann *) trauen darf, so bezeichnet man noch heut zu Tage 400 Schritte unter dem Dorfe Sins einen Bach, wo einst eine große Anzahl Hexen sollen ertränkt worden seyn. Wenn man aber nach Ebel in seinem geschäzten und allgemein bekannten Werke, unter dem Ort Engadin, glauben wollte, das noch heut zu Tage die Folter angewendet würde, so darf dem widersprochen werden, weil man schon seit vielen Jahren ein gerechteres und menschlicheres Verfahren in der dortigen Gerichtsverfassung angenommen und die Tortur gänzlich abgeschafft hat.

Was nun die Justiz-Einrichtung im Obern-Engadin betrifft, so bemerke ich, daß in jeder Gemeinde desselben die Civil-Obrigkeit aus dem Gemeinde-Ammann als Präsidenten und aus 4 Geschwornen besteht, welche über sämmtliche vorkommende Streitigkeiten absprechen können, von welchem Betrage diese immer seyn mögen, in so ferne die streitigen Partheien einwilligen. Wenn aber eine davon den Handel weiter ziehen will, kann sie es thun, sobald der Werth des streitigen Objekts 100 fl. übersteigt. Ueber diese Summe und darunter spricht jede Gemeinde-Obrigkeit inap-

---

*) Die Repulik Graubünden historisch-geographisch-statistisch dargestellt. Magdeburg 1797. Siehe Thl. 1. Seite 360.

pellabel ab; von 100 fl. — 1000 fl. entscheidet die Hochgerichts-Obrigkeit ebenfalls inappellabel; von 1000 fl. und darüber kann die Hochgerichts-Obrigkeit absprechen. Indessen können die streitenden Partheien den Rechtshandel vor dem Kantons-Appellationsgericht anhängig machen, von da aber hat kein Weiterzug mehr Statt. Die Hochgerichts-Obrigkeit im Ob-Engadin besteht aus dem Landammann als Präsidenten und einem Landschreiber, welche alle 2 Jahre frei aus allen Hochgerichtsbürgern nach Stimmenmehrheit der 16 Wahlmänner im Brachmonat gewählt werden. Ferner bilden noch 16 Mitglieder die Obrigkeit, welche nach alter Abtheilung aus allen Gemeinden von diesen selbst ernannt werden, so wie die 16 Wahlmänner und 16 andere Beisizer der Verwaltungsbehörde. Jeder Hochgerichtsbürger welcher das 16te Jahr zurückgelegt hat, ist wählbar.

Außer der Gemeinds-Beamtung sind hier auch noch eine Menge Gemeindsämter für verschiedene Geschäfte aufgestellt, z. E. Pfänder und Schäzer, Pfächter *) und Käsaufseher, Grasdeputirte und Waldgäumer **).

Die Niederlassung der Fremden ist hinsichtlich eines auf-

---

*) Pfächter, gewöhnlicher Fächter sind Verordnete, welche das im Kanton übliche Maß und Gewicht zu prüfen, zu untersuchen, und dafür zu sorgen haben, daß kein Betrug vorgehe. Siehe Stalders Idiotikon 1, S. 361.

**) Gaumen oder goomen, heißt Hüten oder Sorge tragen, daß einer Sache oder Person nichts Uebels widerfahre, mit Inbegriff der Abwendung dieses Uebels; daher ein Waldgaumer dafür sorgen muß, daß keine Waldfrevel oder Holzdiebstähle vorgehen. Man sagt auch gaumen ohne weitern Beisaz: das Haus hüten, und die Redensart: ich muß gaumen: — darf nicht ausgehen. Ferner: gaumet wohl: wenn man von Hause geht; habt ihr wohl gaumet? wenn man wiederkommt. Siehe Stalder l. c. I, S. 430.

zuweisenden Vermögens durchaus nicht erschwert, wohl aber der vorzulegenden Zeugnisse über das sittliche Verhalten derselben. Dann mußte bisher jeder sich Niederlassende gegen die Gemeinde und diese gegen das Hochgericht, für jede Hintersaßhaushaltung eine Bürgschaft von 300 fl. leisten für Wohlverhalten, welches aber laut dem neueidgenössischen Conkordat gegen Einwohner aus conkordirenden Kantonen nicht mehr verlangt wird. Bei Einheirathung fremder Kantonsbürgerinnen bestehen keine allgemeinen Geseze über die zu leistenden Gebühren, sondern es ist die Bestimmung den einzelnen Gemeinden überlassen, daher sie sehr verschieden sind. Doch wird die Schweizerbürgerin aus andern Kantonen, der Bürgerin aus einer andern des Kantons in diesen Leistungen völlig gleich gehalten. Uebrigens gibt es Gemeinden, wo nebst dem Einkaufsgeld noch der Besiz eines bestimmten Vermögens gefordert wird. In den meisten Gemeinden zahlen die Beisaßen 4 bis 8 fl. jährlich, genießen aber dafür die ökonomischen Rechte, z. E. freie Beholzung, wie die Bürger. Dies ist z. B. in Samaden und St. Moriz und noch in einigen andern, jedoch nicht in allen Gemeinden der Fall. Müssen militärische Auszüge geschehen, so sind Hintersaßen zum ersten Ausschuß verpflichtet, und wenn eine Gemeindsanlage gemacht werden muß, zahlen sie etwas mehr als die Gemeindsbürger.

Durch all zu öftere Anwendung und Auflegung des Eidschwures, besonders bei unbedeutenden Dingen, wird derselbe leider oft leichtsinnig übertreten. Alle Gemeindsangehörige so über 16 Jahre alt sind, müssen alljährlich vor dem Amte, welches aus den Geschwornen und den Waldgäumern besteht, erscheinen, wo ihnen mehrere Gesezesartikel über Waldfrevel ꝛc. ꝛc. vorgelesen, und sie mit der Ermahnung entlassen werden, darüber nachzudenken, ob sie sich bewußt seyen, diese

Geseze übertreten zu haben, oder andere Uebertreter kennen? Ueber ihre Aussage wird dann debattirt, und solche dann mit dem Eide bekräftiget. Mehrere schwören ohne richtige Kenntnisse von der Wichtigkeit des Eides zu haben, und mit einem Leichtsinne den man gerade dadurch bewirkt hat, daß man denselben bei solchen Verordnungen anwendet, welche die Menschen am leichtesten zu übertreten geneigt sind. Ehedem wurden dann am nächst folgenden Sonntage die Uebertreter solcher Verordnungen mit ausgesprochener Buße öffentlich von der Kanzel abgelesen, was aber heut zu Tage nicht mehr der Fall ist, wenn es nicht sehr grobe Vergehungen betrifft.

b. Armenwesen.

Der Anblick ihrer meistens gepflasterten Dörfer, ihrer großen, Palästen ähnlichen Wohnungen mit blendend weißem Gemäuer und vergoldeten eisernen Gitterwerken geziert, verräth Wohlstand, wenn auch nicht immer guten Geschmack in der Bauart. Mehrere Familien sind bedeutend reich, und wenn man einige Zeit unter ihnen gelebt, so überzeugt man sich gar bald, daß ein glücklicher Wohlstand und wenig Armuth unter ihnen befindlich sey.

In mehrern Gemeinden hat es nun zwar Armenhäuser, wie zu Samaden und St. Moriz, aber keine Arme noch weniger Bettler, daher das St. Morizer Spital — von zwei betagten Weibspersonen (1831) bewohnt ward, davon die eine den Meßmerdienst in der Kirche, und die andere die Nachtwache im Dorf zu versehen hat, wie wir im 2ten Abschnitt gezeigt haben. Diejenigen Armen, welche die Kurgäste bisweilen an der Quelle belästigen, sind keine St. Morizer Gemeinds-Arme, auch selten Engadiner, und meistens Prätigäuer oder Tyroler, welche sich die Anwesenheit reicher und gutthätiger Menschenfreunde zu nuzen machen.

In jenen Jahren der Theurung 1817 und 1818, wo in vielen korn= und milcharmen Gegenden der Schweiz so großer Jammer herrschte, befanden sich zu St. Moriz nur eine arme und verwittwete Mutter und Tochter, die der Hülfe und Unterstüzung bedürftig waren. Beide bezogen gemeinschaftlich pr. Woche 1 fl. Unterstüzung, und fanden nebst andern Hausarmen bei wohlhabenden Privaten Hülfe genug, ohne also dem Gemeindewesen sehr zur Last zu fallen. Da also das Thal wenige, manche Gemeinden gar keine bettelnden Armen hat, so muß man auch wohl darin den Grund suchen, warum keine Armenfonds in denselben gefunden werden. Die wohlhabende Gemeinde Samaden z. E. besizt wohl einige Arme aber kein bedeutendes Armengut. Daher herrscht daselbst die Einrichtung, durch eine Kirchenkollecte so viel einzusammeln als man zu Bestreitung der Bedürfnisse nöthig hat.

Der Engadiner und besonders der im untern Thal, ist sehr gut= und mildthätig gegen Arme, und würde es für eine Sünde halten, einen Bettler ohne Almosen abzuweisen; eine Bemerkung, die im Ganzen, auf viele Gegenden in der Schweiz paßt. Man reicht ihm Brot und Mehl, Gerstegraupen und Schmalz, Unschlitt, Käse und Milch, ja meistens was er fordert, wenn es vorhanden ist. Am ärgsten ist diese Bettelei in der Nähe von Feiertagen, um an denselben nach der dasigen Landessitte fette Kuchen backen zu können. Bettlerinnen ziehen um diese Zeit Schaarenweise „um etwas Schmuz (Schmalz oder Butter) auf die Feiertage zu erhalten," herum, und sezen die Gutherzigkeit der Einwohner in Contribution. Diese nationale Gutherzigkeit machen sich Umstreicher, Tagediebe, und Bettelfamilien aus fremden Gegenden gar sehr zum Nuzen, was ihnen auch beim Mangel an polizeilicher Aufsicht sehr leicht wird. Ehedem mehr als jezt zogen auch Zigeuner durch's Land, und wußten durch

ihre Wahrsagerkünste sich sogar beim weiblichen Geschlechte beliebt zu machen. Auf diese Weise betrogen und brandschazten sie die gutherzigen und leichtgläubigen Einwohner nicht wenig. Zwar sind von Seiten der Regierung jezt Landjäger zu Abhaltung fremder Bettler aufgestellt, aber dem ohnerachtet durchziehen eine Menge Arbeitscheue das reiche und freigebige Engadin. So lang aber nicht von allen Gemeinden des Kantons zur Versorgung der eigenen Armen und zur Entfernung der Fremden kräftige Maßregeln getroffen werden, wird diese Anordnung ohne Erfolg bleiben.

Auch Steuersammler tragen jährlich keine unbedeutende Summe aus dem Thale weg. Viele sind Kantonsbürger, mitunter auch Teutsche und Italiener und nicht selten Betrüger mit erschlichenen und falschen Attestaten. Wiewohl seit 1804 ein Beschluß von der Kantons-Regierung vorliegt, daß das Steuersammeln im Kanton nur mit ihrer Bewilligung und auf die von ihr festgesezte Weise gestattet sey. Im Unter-Engadin werden diese Menschen mit ihren oft lateinischen oder italienischen Attestaten zu den Pfarrherren gewiesen, die ihre Schriften durchschauen, und mit einem Steuerbillet zu dem Vorsteher und Austheiler schicken, von dem sie oft eine nicht unbedeutende Unterstüzung beziehen.

Es ist Schade daß die schöne Sitte, die in keinem Kanton der Schweiz häufiger als im Appenzellerlande *) geübt wird,

*) Im Mai 1833 starb Johannes Walser, ein Kaufmann aus dem Kanton Appenzell unverheirathet zu Palermo ab, und hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 1,196,000 fl. Er vergabete davon seiner Geburtsgemeinde Heiden 100,000 fl., der Gemeinde Wald, Wolfhalden, Walzenhausen, Lutzenberg, Trogen und Grub, jeder 10,000 und der Kantonsschule eine gleich große Summe. Selten stirbt im Kanton Appenzell, so auch in der Stadt St. Gallen, eine auch nur etwas bemittelte Person, die nicht an ihre Gemeinde etwas zu milden Zwecken aussezte.

nach welcher nämlich vermögliche Personen auf ihrem Todtenbette Etwas an gemeinnüzige Anstalten, und besonders für bedürftige Gemeindsarme vertestamentiren, wenigstens im Engadin ganz unbekannt ist. Bei näherer Erkundigung vernahm ich aber, eine der Hauptursachen sey, daß die Vortheile welche dadurch den Dürftigen zugewendet würden, meistens nur den in der Gemeinde befindlichen Beisaßen, nicht aber den verbürgten Gemeindsarmen zu Gute kämen, indem in mehrern Gemeinden die Zahl der Hinter- oder Beisaßen größer, als die der eigentlichen Gemeinds-Bürger sey. Auch kann wohl eine Gemeinde, die bis jezt noch nicht an die Stiftung von Armenfonds gedacht, durch den vorerwähnten Umstand entschuldiget werden: weil sie wenig oder keine Armen hat! Doch sollen in allen Gemeinden des Ob-Engadins Armenwesen, und in einigen auch Armenfonds bestehen.

Bei meiner Rückreise aus dem Engadin über den Skaletta, durch die schöne Landschaft Davos, hatte ich Gelegenheit mit einem dasigen Vorsteher mich über die dortigen lobenswerthen Armenanstalten zu unterhalten, welche einen höchst rühmlichen Gegensaz von dem Armenwesen in den meisten Engadiner-Gemeinden ausmachen. Dieses Thal besizt nämlich einen sehr ansehnlichen Fond, dessen Zinse unter die Armen nach Maßgabe ihrer Dürftigkeit ausgetheilt werden, so daß einige Brot, Mehl, Butter und Salz, andere von Zeit zu Zeit eine Geldunterstüzung erhalten. Gemeindsarme, die kein Vieh zu halten vermögen, erhalten eine bestimmte Quantität Schmalz um einen sehr billigen Preis, wozu eigene Schmalzvoigte bestellt sind, die es jenen um einen festgesezten niedern Preis, selbst wenn es im Handel noch zweimal theurer wäre, abreichen. Auch sogar einen eigenen Armenwein in einem besonders dazu bestimmten

Keller, besizen die dasigen Vorsteher, aus welchem an arme Kranke nach Bedürfniß abgegeben wird. Diese so schöne und nachahmungswürdige Einrichtung ist daher Ursache, daß die Davoser fast gar keine Landleute haben, die dem Almosen nachgehen, welches bei ihnen für Schande und Muthwillen gehalten wird. Aber um so lästiger fällt diesen guten Thalbewohnern die Menge der zuströmenden benachbarten Bettler aus dem Kantone, namentlich dem Prättigäu und dem Tyrol, die sich diese Unterstüzung trefflich zu Nuze zu machen suchen, so daß es hier Haushaltungen gibt, — welche besonders in der Nähe eines bevorstehenden Festes, weit mehr Brot und andre Victualien an Bettler abgeben, als sie selbst genießen *).

XII.

Blick in ihre Landwirthschaft.

Schon beim ersten Blick, den man in dieses schöne Thal richtet, bemerkt man deutlich, daß der Ackerbau und die Viehzucht die zwei wahren Nahrungszweige seiner Einwohner sind oder seyn sollten. Nur ist es zu bedauern, daß die mit so schönen Geistesanlagen ausgerüsteten Engadiner ihre industriöse Thätigkeit nicht auf die Bearbeitung des vaterländischen Bodens, auf die Vieh- und Schafzucht, den Flachs- und Hanfbau — was leider im Unter-Engadin nur fast als Nebensache betrachtet wird, — sondern hauptsächlich auf die Fabrikation für den Gaumenkizel weichlicher Städter in

*) So sagt Landammann J. v. Walär in seiner topographischen Beschreibung der Landschaft Davos, Chur in der Ottoschen Druckerei 1806, S. 57 u. f.

fremden Ländern gelenket haben. Dadurch zogen sie augenscheinlich den Verfall der Landwirthschaft herbei, so daß die Früchte, die vordem durch Fleiß und haushälterische Einrichtung dem dürftigen Boden und rauhem Klima abgewonnen werden konnten, durch die Auswanderung, durch eingeführten Luxus und durch fremde Sitten — verloren gingen. Die Güter wurden Miethlingen überlassen, die Bearbeitung derselben theurer und schlechter betrieben, und ihr Ertrag von Jahr zu Jahr geringer.

Ackerbau.

Die lang anhaltenden Winter, und die oft noch mitten im Sommer eintretende Schneewitterung, besonders auch der Weidgang sind im Ob-Engadin gefährliche Feinde des Feldbaus. Gleichwohl ging in der Gemeinde Silvaplana, — in einem Klima, das selbst den Erdäpfelstock nicht mehr zur Reife gelangen läßt, Pflug und Egge; aber schon bereits seit mehr als 20 Jahren sind die Aecker eingegangen. Unbedeutend ist das, was noch heut zu Tage an der bei Campfeer gelegenen Halde an Gerste gebaut wird. Wollte man aber einigen Fleiß darauf verwenden, so würde man in den etwas milder liegenden Fluren unter St. Moriz noch eine belohnende Erndte halten können. Am Dorfe Cresta zu Celerina gehörig, traf ich etwas Roggen, der aber Mitte August noch lange nicht reif war. Ueberhaupt bemerkt man in der Gemeinde Celerina noch ziemlich vielen Kornbau, ob wohl in neuern Zeiten sehr viele Aecker in Wiesen verwandelt worden sind. Gerste und Roggen werden am häufigsten gepflanzt, und von diesen geräth gemeiniglich jene am besten, da hingegen der im Sommer öfters fallende Schnee die langen Roggenhalmen niederdrückt. Die Erndte fällt im Ob-Engadin im Herbstmonat, und man nimmt an, daß die Gerste 3 — 5,

der Roggen 10, 12 — 16 fältig erträgt. Um reifen Roggen zu gewinnen, hat man daher folgende Bestellungsart angenommen, die auch im Unter-Engadin mit Vortheil nachgeahmt wurde. Man pflügt nämlich im Mai die Aecker, und besäet sie mit Roggen und Erbsen unter einander. Schnell wachsen leztere hervor, und halten das Wachsthum des Roggens sichtbar zurück, so daß er keine Aehren treiben kann. Im August, wenn die Erbsen in der Blüthe stehen, mähet man beide als ein milchreiches Futter ab, und sobald im Frühjahr des nächsten Jahres der Schnee die Fluren verläßt, prangt der Roggen im schönsten Wuchse, und gelangt Ende August zur völligen Reife.

Im Ober-Engadin erreicht die Gerste nur eine Höhe von 1½ Schuh, aber gleichwohl ist ihr Korn weit ergiebiger, als in dem viel mildern Unter-Engadin, wo sie zwar 2 — 2½ Schuh lang wird, in gerichtlichen Schazungen einige Kreuzer niedriger taxirt, und weniger gesucht ist als jene.

Man will behaupten, daß in Celerina das vortheilhafteste Ackerfeld im ganzen Ob-Engadin gefunden werde, weil es terrassenweise von Morgen gegen Mittag liege, und eine Erdart wie im flachen Wiesboden besize. Dem ohnerachtet läßt man viele Aecker brach liegen, und der Preis derselben fällt immer tiefer, während der der Wiesen sichtbar steigt; daher man heut zu Tage in dortiger Gemeinde 1 Klafter gutes Ackerfeld um 30 kr., Wiesboden jezt um 40 kr. und schlechten um 30 kr. kaufen kann. Daß man den Grund dieser Erscheinung in der überhandnehmenden Auswanderung suchen müsse, leidet keinen Zweifel, denn viel lieber kauft man Korn mit dem im Ausland erworbenen Gelde, und erspart sich die große Mühe und Kosten des Ackerbaues, der ohnehin in Abwesenheit des Eigenthümers durch Tagelöhner unter schwacher Aufsicht der weiblichen Personen in der Familie

verrichtet wird, und am Ende nicht blos kostspielig, sondern fehlerhaft zugleich ausfällt. Auch mögen die hohen Taglöhne und die in vollen Schüsseln aufgestellten Gerichte nicht wenig dazu beitragen, daß man die zu bestellenden Aecker durch fremde Hände, nach und nach eingehen läßt. So wurden z. E. die Ackerpflüger in einigen Dörfern nach altem Brauch mit einem Gerichte bewirthet, das aus geriebenen und geröstetem Weißbrote, Wein, Kastanien, Honig und Butter bereitet ward, das wohl eben so schmackhaft als kostspielig seyn mochte.

Vielleicht mag aber auch der äußerst schädliche Weidgang mit Ursache seyn, warum mancher Güterbesizer sein Feld brach liegen läßt, oder in Wiese verwandelt, weil er oft vor völliger Zeitigung der Früchte sich genöthiget sieht, des einfallenden Viehes wegen dieselben abzumähen.

Im Unter=Engadin ist das Klima dem Ackerbau weit günstiger als im obern; daher man dort eher zuviel als zu wenig Aecker anpflanzt, was den Nachtheil hat, daß bei dem Mangel an Dünger die Erndten nicht ergiebig ausfallen können. Der Gehalt des Kornes ist daher hier viel geringer als anderswo, und die Gerste gilt weit weniger als die im Ob=Engadin gebaute. Man würde daher wohl thun, wenn man den 3ten Theil der Aecker in Wiesen verwandeln, und jene besser düngen möchte. Der Roggen erträgt gewöhnlich das 6te Korn und bei gut zubereiteten Aeckern und günstigen Jahrgängen, auch wohl das 9te; in der Gemeinde Fettan aber nur das 3te oder 4te. Die Einwohner berechnen die Roggenerndte nach folgendem Verhältniß: Man stellt 12 Garben in einen Haufen zusammen; 6 — 8 dergleichen Haufen machen 1 Fuder; hat man beim Dreschen vom Fuder 3 Mutt erhalten, so glaubt man eine gute Erndte gehalten zu haben. Die zur Roggensaat bestimmten Felder werden gewöhnlich

im August bearbeitet, bis Ende September besäet, und im Juli des folgenden Jahres geschnitten. Man hält es nicht für nachtheilig, wenn im Winter bei gefrornem Boden, die Ziegen darauf frei herumlaufen, und die Spizen der Saat abnagen; nur im Frühjahr ist ihnen dies verwehret.

Auch etwas Weizen, der auf gleiche Weise wie der Roggen behandelt wird, pflanzt man; da aber der Brand häufiger als irgendwo in die Aehren eindringt, und die schönsten derselben verdirbt, so pflanzt man nur wenig, und bleibt hauptsächlich beim Roggen- und Gerstenbau. Die Gerste erträgt gewöhnlich das 6te oder 8te Korn, und zwar von der besten Art. Man säet sie in der ersten Hälfte Mai, nachdem die Aecker vorher mit Ochsen gebrachet, und gepflüget worden sind. Sie wird gewöhnlich im September, wie das Gras abgemäht, ein Paar Tage nachher in Tücher gebunden und nach Hause gefahren. In einigen Gemeinden verfährt man mit Einsammlung des Kornes auf folgende Weise: Man schneidet mit der Sense dem Boden nach dasselbe ab, bindet es dann in dicke Garben zusammen, stellt sie in Haufen, deren 10—12, pyramidenförmig aufrecht, und läßt sie so in Reihen 2—3 Wochen aufgestellt auf dem Acker. So ausgewittert und dürr auf die Tenne gebracht, fallen die dickften Körner schon durch leichte Erschütterung aus. Dieser Roggen oder Weizen soll besser seyn, und höher im Preise stehen, als der, den man erst im späten Herbst durch Dreschen erhält.

Folgende ökonomische Gewohnheit in einigen Gemeinden des Unter-Engadin verdient eine Erwähnung: wenn nämlich der Roggen in der Blüthe steht, und ein Reif befürchtet wird, so geht bisweilen der sorgfältige Landwirth bei Tagesanbruch auf seinen Acker und umnebelt ihn mit Rauch. Die Erfahrung, so wie in Weinbergen, also auch in Kornäckern soll bewiesen haben, daß ein wohlangelegtes Räuchern einen unver-

kennbaren Nuzen habe. In der Gemeinde Remüß begibt man sich beim Zeichen einer Glocke auf die Aecker, um sie einzuräuchern. Es soll dies eine alte Gewohnheit seyn, die einst im Schwabenkriege 1499 die Kaiserlichen von einem Einfall in's Engadin abgehalten haben soll. Ihre Spione kamen nämlich „als überall in den nächst vmlegenen Bergen nach „altem Brauch große Fewr angemacht waren, daß der Reiffen „den Saaten nicht schaden thät, da sprach eine Frau zu „Zernez zu den ihr begegnenden Spionen: es kommen auß „Anleitung solcher Fewren über Flülen ob Davoß her der „Eydgenossen vnd Pündtneren Heerzug darauf die Spähen „(Spione) zu den ihrigen kehrten, vnd erschreckten sie ab von „ihrem Fürnemmen, daß Land zu überfallen" *).

Erbsen die sich ausnehmend mürbe kochen, baut man im Unter-Engadin viel, aber man bemühet sich nicht, sie in der gehörigen Quantität zu erhalten, um sie auch auszuführen. So wie ich oben bemerkte, daß sie unter den Roggen gesäet, und in der Blüthe abgeschnitten werden, so müssen sie auch dazu dienen, das Unkraut zu vertilgen. Wenn nämlich in einem Acker der wilde Hafer, wilde Senf, Disteln und anderes Unkraut überhand nehmen will, so besäet man ihn mit Erbsen; sind diese nun gewachsen, so steht das Unkraut noch in der Blüthe, man mähet nun beides mit einander ab, und erhält auf diese Weise das vortrefflichste, milchreichste Futter. Auch Hanf und Flachs werden aber nur soviel als jede Haushaltung zu ihrem Gebrauche bedarf, in mehrern Gemeinden gebaut. Der Kartoffelbau den man früher nur in Gärten betrieb, hat allgemeinen Beifall gefunden, und wird nun fast in allen Gemeinden des Unter-Engadins betrieben. Aber

*) Siehe Fortunat Sprecher von Berneck, Dr. Jur. Rhätische Chronika, 4. Chur 1672, S. 133 und 134.

die Obstbaumzucht ist im Ganzen wie nichts zu achten, und man sieht nur hie und da einige Kirschenbäume. Weil aber die Pflanzungen gewöhnlich in der Frucht und im Stamme bestohlen und oft verdorben werden, so schreckt dieser Umstand jeden Liebhaber von so nüzlichen Kernobst-Pflanzungen ab; denn bedeutend sind die Summen, die dafür ins Veltlin, oder durch Tausch, ins Prättigäu gehen.

Im Ob-Engadin freilich ist das Klima viel zu wild, um den Obstbau auch nur einigermaßen zu gestatten, und man bemerkt nirgends einen Fruchtbaum, so wie selbst das Gedeihen der Erdäpfel eine wahre Seltenheit ist. Man pflanzt sie in Gärten, wo das Kraut krüppelhaft, und während der Kurzeit in St. Moriz, kaum eine Spanne hoch, und noch nicht einmal in der Blüthe stand. Ja, im Jahr 1830 war der Fall, daß ein in der Nacht auf den 21. August eingetretener starker Frost, die sämmtlichen Erdäpfelpflanzungen gänzlich verdarb. Besser, ja in manchen Jahren vorzüglich gut gedeihen die weißen Rüben, welche im ganzen Engadin gepflanzt, zu einer bedeutenden Größe anwachsen. Ich fand sie sogar in dem Gärtchen zum Wirthshause auf dem Maloja, und zu hinterst im Fretthal, wo also die Vegetation im Engadin am allerschwächsten ist. — Wegen Mangel an Gemüsarten, speist man hie und da das junge Rüben- und Kümmelkraut, Sauerampfer und junge Nesteln im Frühjahr als Zugemüse.

Auch Flachs und Hanf sind im Ob-Engadin gewissermaßen nur Gartengewächse, und werden gleichsam blos als Proben angepflanzt. Leztern fand ich im Gärtchen am Kaffeehaus zu St. Moriz. Ehedem soll zu Samaden, Celerina, ja selbst weiter oben im Dörfchen Maria bei Sils noch Flachs gebaut worden seyn, und Kasthofer (in der genannten Schrift S. 197,) will 1822 mehrere Pflanzungen gesehen haben. Er bemerkt: „man lasse ihn aber nicht bis

„zur Reife stehen, sondern ziehe ihn früher aus, was nur „desto feinere Fasern gebe". Ich fand aber bei Sils keinen Flachsbau mehr. Eine verständige Hausfrau versicherte, daß der Flachs selten mehr gerathe, viel Arbeit erfordere, und aus Chur und dem nahen Bergell wohlfeiler zu beziehen sey.

Wiesenbau.

Im ganzen Unter-Engadin kann man auf gedüngten Wiesen jährlich 2 Heuerndten halten, doch ist das Gras bei weitem nicht so groß und fett, als in dem benachbarten Prättigäu oder in andern Gegenden des Kantons. Da die meisten Gemeinden innerhalb ihrer Grenzen große Heuberge besizen, deren Heu im August auf Schleifen in die Dörfer geführt wird, so kommt dieses zugezogene Heu ihrer Viehzucht und vermittelst derselben dem Ackerbau sehr wohl zu statten. Um ihre Heuerndten reicher zu machen, benuzen die Einwohner die Wasserleitungen, ein Mittel, das hauptsächlich in Berggegenden die Natur ihren Kindern überall dargeboten hat. Durch eine Menge größerer und kleinerer Schnee- und Quellenbäche, die den ganzen Sommer nicht versiegen, können die Wiesen im Thal auf die beste Weise gewässert werden, wenn man sich nur Mühe geben will, geschickte Leitungen einzurichten. Diese Einrichtung scheint im ganzen Engadin schon seit den ältesten Zeiten getroffen worden zu seyn. Nach vorhandenen Nachrichten muß auch wirklich dieses Wässern der Wiesen nach gewissen Regeln, und einer eingeführten Ordnung unternommen worden seyn; denn jedes Gut hat seine bestimmten Stunden bei Tag oder Nacht in welchen es bewässert wird. Ja man hat in mehrern Gemeinden darüber nicht nur bestimmte Verordnungen, sondern es wurden zuweilen wohl auch Wachen ausgestellt, um alle Betrügereien zu verhüten.

Man bezahlt vom besten Wiesboden die Klafter zu 2 fl., in magern Gegenden gilt er nur die Hälfte. Zu einem Fuder Heu werden 150 Klafter Boden erfordert, und um eine Kuh zu wintern, rechnet man 8 solche Fuder, doch so, daß man zugleich noch ⅓ Stroh darüber gibt. Für einen Vortheil ist es zu halten, daß auf den Gütern im Unter-Engadin keine Herbst- sondern nur Frühlingsweide gestattet wird, weil der Boden auch allzu sehr ausgefressen und verdorben würde. Uebrigens ist schon die Frühlingsweide für ein großes Uebel zu halten, und vielleicht ein größeres als die im Herbst, weil sie das Gras im ersten Wachsthum angreift, und der Boden vom Vieh zerstampft wird, der von der Winternässe feucht und weich ist. Schlimmer steht es damit im Ob-Engadin namentlich in der Gemeinde Silva plana, wo der Weidgang nach gewissen Verordnungen den Ziegen im Frühjahr, und den Kühen im Spatherbst auf Privatgütern eingeräumt ist. Deswegen darf man vor dem 24ten September keinen Dünger auf den Wiesen einreiben. Die Aufsicht über die Befolgung dieser Verordnung ist dem Dorfmeister übergeben. Auch die Pferde treten in die Güter ein, wenn die Kühe weg sind, und wie viel Schaden verursachen diese nur allein durch die tiefen Löcher, welche sie in den Boden treten, und die besten Wiesen ruiniren. Und obgleich es den Schafen verboten ist, die fetten Wiesen zu betreten, so benagen sie gleichwohl dieselben, bis sie mit Schnee bedeckt sind.

So lang also der äußerst nachtheilige Weidgang besteht, und wahrscheinlich aus allerlei seichten Gründen noch lange bestehen wird, wird wohl die Zahl der zweimädigen Güter sich nicht sehr vermehren können. Wiewohl der Boden oft im Frühjahr von Dürre leidet, und Wässerungen äußerst nothwendig wären, auch in ehevorigen Zeiten Jahrhunderte

lang geübt, und als höchst nützlich erfunden wurden, so hat man doch in neuern Zeitėn dieselbe hie und da unterlassen, und es leidet keinen Zweifel daß der Heuwachs stark abgenommen, indem der kiesige Boden in der trocknenden Luft ohne Wässerung kaum eine regenlose Witterung von 8 Tagen aushalten kann. Man beruhiget sich wohl mit dem Vorwande: die Bergwasser seyen zu kalt. Aber gerade in dieser Vernachlässigung haben sie es zu suchen, daß ihre Wiesen sehr von Mäusen heimgesucht werden, die großen Schaden thun. Am furchtbarsten aber sind die Heuschrecken *) (gryllus migratorius,) die in ungeheurer Menge aus Italien heerenweise herüberziehen, und ihrer unersättlichen Gefräßigkeit wegen eine wahre Geißel für die Gegenden sind, in denen sie sich niederlassen. Einige betagte Personen, mit denen ich darüber sprach, betrachten sie in ihrem frommen Wahne als Strafwerkzeuge des göttlichen Zorns gegen die Vergehungen der Einwohner, und ich gedachte dabei an mehrere biblische Stellen, in welchen diese Thiere von den Propheten der Jüdischen Nation, unter den Schreckbildern mit aufgestellt werden, womit die Seher des Alten Testaments ihr Volk damals in Furcht und Schrecken sezten.

Man hat auch in Zuz, als in der mildesten Landschaft des Ob-Engadins wiederholte Versuche mit der Aussaat nüzlicher Futterkräuter, als z. E. mit Klee, Esparsette rc. rc. gemacht, nie aber entsprachen sie den Erwartungen, indem man gefunden, daß die Aussaat derselben den Vortheil des mehrmaligen Abmähens in diesem rauhen Klima nicht gewähren würde.

In der Gemeinde Silvaplana nimmt man an, daß im Durchschnitt kaum 300, eher 400 Klafter Boden, 1 Fuder

---

*) Siehe Neue Alpina, Bd. III, S. 102.

Heu zu 343 Kubikschuh berechnet, geben, obwohl man bei einer bessern Behandlung der Wiesen, von 200 Klafter 1 Fuder Heu bekommen würde. Wer seine Güter für einen Zins weggibt, bekommt 2 — 2¼ pro Cent; manche lassen sie um die Hälfte des Ertrages ab.

Im Ob=Engadin beginnt die Heuerndte gewöhnlich gegen Ende Juli, und dauert nach Maßgabe der Witterung 3 auch 4 Wochen. Dieses wichtige Geschäft zieht in das an Manns=personen entvölkerte Thal ganze Scharen von Mähern beiderlei Geschlechts herbei, und ein St. Morizer Kurgast wird an dem frühen Morgen des Mäder= und Weißen=Sonntags, hunderte von solchen Leuten in den verschiedensten Trachten und heitersten Gruppen gelagert an der Quelle beobachtet haben. Denn aus dem Oberhalbsteinthal, Domleschger und Tyrol, Veltlin und Worms, suchen und finden in diesen Tagen alle hier reichliche Kost und gutes Geld. Man hat berechnet daß sich wohl 1500 solcher Fremdlinge im Jahr mehrere Monate lang hier aufhalten, und ein bedeutendes Stück Geld aus dem Thale hinaustragen. Und nimmt man an, daß jeder Mäher mit Inbegriff seines Tagelohns wenigstens zum Tag 1 fl. 20 kr. kostet, so läßt sich die Summe leicht berechnen.

Das Heu wird auf kleine 7½ Schuh lange und 3½ Schuh breite Wägen geladen, nicht hoch aufgethürmt mit ledernen Stricken *) befestiget, und von einem Pferde oder Stier nach Hause geführt. Anfänglich frappirt es, ein nicht selten modern gekleidetes, junges Frauenzimmer im langen Kleide, und einem mit breiten Bändern garnirten

*) Diese ledernen Stricke sind nach Art der Fuhrmannspeitschen 3 bis vierfach geflochten, werden aus Rindsleder geschnitten, und sind den hanfenen Seilen weit vorzuziehen, aber auch weit theurer.

Hute, der erst ein Paar Jahre vorher von Paris oder Mailand mag eingewandert seyn, die Fuhrmannspeitsche in der Rechten, neben dem mit einem Stiere bespannten Heuwagen, herschreiten zu sehen. Doch gewöhnt man sich in St. Moriz auch nach und nach an diesen Anblick.

XIII.

Fortsezung.

Gartenbau und Forstwesen.

Gartenbau.

Bei dem so rauhen Klima und den häufigen nicht selten mitten im Sommer einfallenden Nachtfrösten die der Wartung und Pflege der Blumen zu große Schwierigkeiten in den Weg legen, würde es unbillig seyn, wenn man in diesem Hochthale erwarten wollte, daß Flora die hiesigen Hausgärten mit ihren buntfarbigen, und wohlduftenden Kindern vorzüglich ausschmücken sollte. Ist daher von einem Hausgarten die Rede, so darf man billiger Weise hier in der Regel nur einige Küchengewächse und solche Pflanzen suchen, die Kälte und Frost wenig scheuen, und anderwärts in freier Natur auf den Feldern gepflanzt werden. Dahin gehören Hanf, Erdäpfel, weiße Rüben ꝛc. ꝛc. deren wir schon oben gedacht, und die man im Ober-Engadin wie man glauben sollte, nur zur Probe in Gärten pflanzt, hier aber namentlich Erdäpfel selten recht gedeihen. Die Hanfstengel, Zuckererbsen und Erdäpfel im Gärtchen am Kaffeehause zu St. Moriz, standen in der Mitte August 1830 noch in der Blüthe, und

hielten mit den Rosen gleichen Schritt, die den Hausgarten unsers sorgsamen Wirths zierten, in welchem wir auch Erd-, Him- und Johannisbeere fanden, die gemeiniglich zu gleicher Zeit zur Reife gelangen. Die Blumenkohl-Sezlinge werden von Chur — 18 Stunden weit her — verschrieben, und gedeihen in den hiesigen Gärten recht gut. Selbst im Gärtchen am Wirthshaus auf dem Maloya — 5700 Fuß über dem Meer nach Kasthofer, — wurde Spinat, Salat und Kohl gepflanzt.

Würden die Engadinerinnen etwas mehr Mühe, Wartung und Pflege ihren Gärten schenken, und dem Unkraut wehren, das sie nur gar zu sehr dulden und hegen, es stünde wohl um die hiesigen Gärten etwas besser. Nur zu Brugk sah ich ein Gärtchen am Hause eines reichen, jungen Frauenzimmers, in welchem die Besizerin mit der sorgfältigsten Pflege die niedlichsten Blumen zog. Es lieferte einen deutlichen Beweis, daß man in einem auch sonst ungünstigen Klima, der Mutter Natur noch manche schöne Gabe abzugewinnen im Stande sey, wenn man nur keine Mühe und Fleiß spart. Mag es auch seyn, daß der wohlhabende Besizer eines artigen Hausgartens in dem zu Pontresina gehörigen Dörfchen Laret, Ammann Saraz, am Wege auf den Bernina, aus diesem mit großen Kosten angelegten Blumen- und Gemüsegarten, wenig ökonomischen Nuzen zieht, so gereicht es ihm, wenig begünstiget durch Lage und Klima, doch zur Ehre, auf Mauerwerk, Verzierungen, Malereien und angebrachte Sinnsprüche einen Theil seines erworbenen Vermögens auf so unschuldige Weise verwendet und sich die Tage des kurzen Lebens versüßt zu haben.

Mit Vergnügen vernehme ich, daß seit mehrern Jahren die Liebhaberei zur Pflege und Erziehung von mehrern Gattungen von Blumen bedeutend zugenommen, so daß man in

allen Gemeinden des Ob=Engadins mehrere dergleichen Gartenverzierungen durch Blumen antrifft, welche aber freilich eine unermüdliche Geduld und Aufmerksamkeit erfordern, namentlich durch fleißiges Zudecken am Abend, wenn eine kalte Nacht im Anzuge ist.

Noch muß ich hier eines kleinen, niedlichen Blümchens gedenken, das zwar eigentlich nicht in den Gärten als Zierpflanze gezogen, wohl aber auf den hiesigen Alpen, sonst häufiger als jezt gefunden und seines Nuzens wegen von den Bündnern sehr geschäzt wird. Es ist dies die Iva oder wie man es hier zu Lande gemeiniglich nennt: das Wildfräulein (Achillea moschata), gewürzriechendes Achillenkraut. Es soll früher mehr als heut zu Tage, als ein vortreffliches Mittel gebraucht worden seyn, um Wunden rein zu halten und zu heilen. Aerzte bedienen sich hie und da noch jezt eines Absuds davon; im Engadin aber wird durch Destillation häufig noch gegenwärtig ein geistiger, seines balsamischen Geruches wegen beliebter Liqueur mit Zucker vermischt daraus bereitet, der in Italien und besonders in Venedig sehr geschäzt wird. Der ehrwürdige Scheuchzer in s. Itinerario. S. 142, zählt gar wunderliche Nuzbarkeiten auf die man zu seiner Zeit im Bergell von dieser Pflanze gezogen habe, die ich hier übergehe. Was aber Ebel davon meldet, mag an Ort und Stelle nachgelesen werden *). Und wer sollte nicht bei seinem Aufenthalt in hiesiger Gegend den unschuldigen Wunsch geäußert haben, das überaus schön und glühend rothgefärbte Alpenblümchen: semper vivum arachnoideum, das dem Wandrer auf nackten Felsen und dürren Boden so

*) Anleitung die Schweiz zu bereisen, Bd. I. S. 495, unter Engadin.

häufig ins Auge fällt, auch daheim in seinem Garten zu besizen?

Waldung.

In der, vor einigen Jahren erschienenen interessanten Schrift: Wanderung durch einen Theil der rhätischen Alpen ꝛc. ꝛc. (von Oberstlieutnant P. C. v. Tscharner) bemerkt der Verfasser daß die ganze Forst- und Waldordnung der Bündner sich auf den frommen Spruch beschränke: Wer nur den lieben Gott läßt walten! dieser Gedanke gilt nicht bloß vom ganzen Kanton im Allgemeinen, sondern ganz besonders von den weitläuftigen Waldungen im Engadin. Kein Zweig der Landeskultur wird von ihnen so sehr, und so unverantwortlich vernachlässiget, als die Waldwirthschaft. Das ganze Engadin ist, oder sollte man vielmehr jezt sagen war, ein überaus reiches Holzthal, dessen ganze südliche und östliche Gebirgsseite mit den schönsten Nadelwaldungen besezt war. Aber noch heut zu Tage wären die Berghöhen reich mit Rothtannen-, Lerchen- und Arvenholz bekleidet, wenn die guten Engadiner nur jezt noch anfangen wollten, in ihren schönen Waldungen die möglichst gewissenhafteste Sorgfalt anzuwenden. Einst waren sie das Holzmagazin für die Salzpfannen zu Hall im Tyrol, aber man behandelte sie, als wären sie unverwüstlich. Ehedem schlossen ganze Gemeinden mit den dortigen Salzfactoren Akkorde, vermittelst deren z. E. die größte und holzreichste Gemeinde Zernez im Unter-Engadin sich für mehrere Jahre verbindlich machte ihnen ihren Ueberfluß auf die billigste Weise zu überlassen. Wirklich bezogen sie nach einem gemachten Ueberschlag, für die Klafter nicht mehr als 8—10 kr. Die Holzhauer aus dem Tyrol kamen alljährlich und schafften die gehauenen Stämme auf wohlangelegten Holzleitungen

von 1 bis 2 Stunden lang in den Inn, und flößten sie weiter an den Ort ihrer Bestimmung. So stand diese Angelegenheit im Jahr 1803. Im Jahr 1822 rügte Kasthofer bei seiner Durchreise, diesen allerdings sträflichen Mißbrauch *). Jedoch so ist's jezt nicht mehr, weil die Gemeinden, wenn auch nicht durch obrigkeitliche Interdicte von diesem unverantwortlichen Frevel, den sie an der Nachwelt begingen, doch durch die sichtbaren traurigen Folgen abgehalten werden mußten, in ihrer Unbesonnenheit weiter zu gehen. Vorsichtiger benahmen sich in dieser Hinsicht sämmtliche Gemeinden des Ob-Engadins, namentlich Celerina und St. Moriz, die, wenn auch nicht gerade Ueberfluß, doch hinlänglichen Vorrath besizen, die Ausfuhr aber wohlweislich verboten haben.

Man könnte freilich sagen, in solchen Fällen sollte eine weise Kantonsregierung dem Frevel Einhalt thun, und durch die schärfsten Verordnungen der auf Kind und Kindeskind nachtheilig und verderblich einwirkenden Verschwendung Schranken sezen. Allein hier tritt abermals die in Bünden allgemein bestehende Volkssouverainität, gleich einem Hemmschuh den gemeinnüzigsten, aufs Staatswohl eingreifenden Verordnungen feindselig in den Weg. Jede Gemeinde im ganzen Kanton betrachtet nämlich schon seit den ältesten Zeiten ihre Gemeindsgüter, und mithin ihre Waldungen, als ein freies Eigenthum, über das sie nach Gutdünken schalten und walten dürfe. Man würde daher jede Verordnung von einer höhern Behörde, in Sachen der Bewirthschaftung und Polizei der Wälder, für einen gehässigen Eingriff in ihre Freiheit und in ihr Eigenthum ansehen, und derselben keine

*) In dem angezeigten Werke S. 177. Was er aber über diesen Holzfrevel sagt, und wozu er den Bericht dem Bündner-Sammler entnommen, leidet auf unsre Tage keine Anwendung mehr.

Folge leisten. So lange daher weder der Staat eingreift, noch die Thalgemeinden ihre Holzschläge nach gewissen Regeln, forstmäßig einrichten, so lange läßt sich nicht denken, daß diesem Mißbrauche gesteuert werden könne.

Freilich konnten hauptsächlich im Unter-Engadin die ausgedehnten, aber nichts weniger als volkreichen Gemeinden ihre großen Waldungen kaum zur Hälfte benuzen, und mußten zum Verkauf und zur Ausfuhr des Holzes ihre Zuflucht nehmen, das nur den wilden Thieren zum Aufenthalte dient. Man würde ihnen daher Unrecht thun, wenn man einzig in der Holzausfuhr den mit der Zeit unausweichlich eintretenden Holzmangel suchen wollte. Also nicht eigentlich darin, sondern in der Art, wie die Holzstämme verkauft und abgeschlagen werden, und hauptsächlich in der Behandlung und Vernachlässigung der Wälder nachher, — liegt die größte Schuld. Denn wenn diese Aushauungen forstmäßig betrieben, die leeren Strecken von neuem besäet, und den Ziegen der Weidgang versagt würde, so könnten die Waldungen der Unter-Engadiner eine unversiegbare Quelle des Reichthums werden, so wie im entgegengesezten Falle, selbige die Ursache der Zerstörung ihres Holzreichthums, und ein wahres Unglück für alle Zukunft werden müssen. Ehedem mehr als jezt, dienten diese dichten, undurchdringlichen Wälder der Unter-Engadiner den Bären und Wölfen zum Aufenthalt. Nicht selten drangen sie aus ihrem Dunkel hervor, und machten in den nahen Alpen ungebetene Besuche, die den Viehheerden gefährlich wurden. Um diese schädlichen Gäste zu verscheuchen, sah man sich häufig genöthiget, nächtliche Wachtfeuer zu unterhalten. Der Geschichtschreiber Campell erzählt in seiner rhätischen Geschichte mehrere Anecdoten von Bärenkämpfen, die sich ums Jahr 1570 im Unter-Engadin zu seiner Zeit zugetragen hätten. Jezt hört man weniger davon.

Privatwaldungen gibt es also im Engadin nicht, sondern jede Familie erhält jährlich ihren Bedarf aus dem Gemeinde-Wald, und selbst jeder Beisaß, sobald er eigenen Rauch führt, und seinen Beitrag an die Gemeindslasten, die gewöhnlich sehr unbedeutend sind, trägt, erhält seinen Antheil. Eine allgemeine Norm, wie darin in allen Gemeinden verfahren wird, läßt sich zwar nicht geben, weil jede nach eigenen Ansichten, Bedürfnissen und Maximen handelt. Doch läßt sich ohngefähr annehmen, daß jede Gemeindewaldung in Bann-, Bauholz- und Gemeinwald eingetheilt wird. Jener wird darum so genennt, weil darin Holz zu fällen verboten und verbannet ist. In Bauholzwaldungen wird bloß das zu Aufrichtung von Gebäuden benöthigte Holz geschlagen, und in den Gemeinwäldern die zum jährlichen Hausbedarf benöthigten Stämme gehauen. Holzdiebe oder Frevler werden auch in dieser Stufenfolge bestraft. Familien, welche mehr als ihren Bedarf Bau- oder Brennholz verlangen, bezahlen gemeiniglich den Stamm im Verhältniß der Länge und Dicke; Beisaßen allemal etwas mehr. Wer ein neues Haus aufrichten, das alte erweitern, oder seine Stallung verbessern will, bezahlt für den Stamm 1 fl. In mehrern Gemeinden, wo man mit einiger Sorgfalt die Wälder behandelt, wie z. E. in St. Moriz, Celerina und anderwärts, ist der Verkauf des Holzes außerhalb der Gemeinde verboten, und wird bei Uebertretungsfällen bestraft. Das für jede Haushaltung benöthige Brennholz, wird nach gewissen Lösern (Sors) wie man es nennt, — alljährlich ausgetheilt, und dabei auf folgende Weise verfahren: die Waldvorsteher wählen eine gewisse Gegend des Waldes, und bezeichnen 4 — 6 am nächsten beisammenstehende Stämme mit Nr. 1, dann wieder andere mit Nr. 2 u. s. w. so viel als sich im Dorfe Haushaltungen befinden. Auf ein gegebenes

Zeichen, hie und da auf den Glockenschlag, kommt jeder Ortsbewohner und zieht bei Aufrufung, seines Namens eine Nummer oder Loos, daher dieses Holz auch Looshols genennt wird.

In St. Moriz wird ein im dortigen Thale üblicher kleiner Holzwagen mit großen Holzspälten belegt, mit 20 bis 24 Btzn., und ein Lerchenholz von 18 bis 20 Schuh zu Bretern, mit 3 fl. bezahlt.

Laubholz wächst im Ob-Engadin nirgends, wohl aber im Untern. Nur etwas verkrüppeltes Erlengesträuch, kleinen Hollunder mit rothen Beeren, Vogelbeere, wilde Rosenstauden, weiße Pappeln und Zwergweiden findet man. Hingegen erreicht das Nadelholz im ganzen Thal den vortrefflichsten Wuchs. Doch hat die Vegetation, wie sich wohl denken läßt, ihre merkbaren Stufen. So scheint auf der Höhe des Maloya alles kahl und erstorben zu seyn, denn der Holzwuchs fehlt ganz. Je näher man aber dem schönen See nach Sils kommt, desto häufiger zweigen sich die Zwergfohren und nach und nach hochstämmige Holzarten, als Lerchen, Zürbelnußbäume (Arven), und einige wenige Rothtannen. Ist das obere Thal reicher an Arven und Lerchenholz, so ist das untere wieder reicher an Tannen und Fohren. Die meisten Arven findet man zwischen St. Moriz und Pontresina im Statzerwalde jenseits des See, und zwischen Sils und Silvaplana, wo diese Bäume eine Höhe von 70 — 80 und eine Breite von 1½ Schuh erlangen. Man will hier annehmen, daß sie ein Alter von 300 Jahren erreichen, und 50 Jahre bedürfen bis sie reife Früchte tragen. Obwohl Ebel sagt, daß das Engadin reich an Arvenwäldern sey, so darf ich doch mit Sicherheit sagen, daß man nirgends von diesem schönen Baume, reine Wälder findet, da er ge-

wöhnlich unter den Lerchenhölzern vermischt gefunden wird. Aber seine Vermehrung wäre sehr zu wünschen, weil sein Holz zu Vertäfelung der Wohnstuben und Zimmer sehr viel zur Ausschmückung derselben beitragen würde. Zwar verfertiget man hier alles Milchgeschirr von diesem Holze, behauptet aber, daß es dazu dem Tannenholz an Güte nachstehe und viel schneller leck werde. Ueberdies duftet diese Holzart einen eigenthümlichen, angenehmen Geruch aus, den man bei keinem andern Holze findet. Im Alter wird diese Zimmervertäfelung immer schöner, und gestattet den Motten keinen Zutritt. Da aber, wo es nicht beständig trocken steht, z. E. an Ställen, in der Erde, auf Dächern und bei Wasserwuhren eingemauert, fault es schnell.

Die Arve trägt keilförmige Früchte die man Zürbelnüßchen nennt, die aber nicht immer, sondern zuweilen erst nach 4 — 5 Jahren gerathen. Man findet sie sehr schmackhaft, und darum sind sie die Würze der Engadiner Gesellschaften. Hauptsächlich dienen sie dem dortigen weiblichen Geschlechte *) zu einer angenehmen Unterhaltung, indem diese Saamenkerne, wie Mandeln in großer Menge von ihnen aufgeknackt und genossen werden. Da sie aber einen starköligen Geschmack haben, so konnte ich wenigstens, ihnen keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, und würde eine gemeine Haselnuß weit vorziehen. Weit vortheilhafter möchte es wohl seyn, wenn man diese Kerne zu Oel schlagen, statt sie zum Zeit-

---

*) Wie sonderbar! denselben Gebrauch finden wir auch in Sibirien, und Capitän Cochrane sagt in seiner Fußreise durch Rußland nach Kamtschatka S. 92: daß die Damen in Jakuzk an den Ufern der Lena bis ans Eismeer, sehr emsig seyen die Nüsse der pinus cembra aufzuknacken. Jede verzehre in einer Gesellschaft einige hundert solcher Nüsse, und begebe sich dann nach Hause, ohne ein lautes Wort gesprochen zu haben.

vertreib, wie dies hier fast in allen Haushaltungen geschieht, nur so nebenbei genießen würde.

Die Methode wie man sie sammelt, und wie man bei solchen Gelegenheiten den Bäumen mitspielt, trägt immer mehr zur Verminderung dieses so nuzbaren Baumes bei. Man geht auf folgende Weise dabei zu Werke: In einem Gerathjahr werden die Arvenwälder von den Gemeinds-Vorstehern in den Bann gethan, d. h. Niemand ist es gestattet, sich an den Arven und ihren Früchten vor der Zeit zu vergreifen; nun wird ein Tag bestimmt, an welchem die Arvenlese beginnen darf. Gleichwohl streifen vor der Zeit die Liebhaber solcher Früchte und die lüsterne Jugend heimlich diesen Früchten nach und mißhandeln nicht selten die Bäume. Ist aber endlich der festgesezte Tag angebrochen, so fällt Jung und Alt, gleich einer kriegerischen Schaar in den Wald. Bei diesem Anlaß zieht man die schlechtesten Kleider an, klettert mit Fett bestrichenen Füßen an den harzigen Stämmen hinauf, und selbst Weibspersonen versehen sich mit Beinkleidern, und bemühen sich die Zapfen mit Stöcken herabzuschlagen. Wollen diese aber, — vielleicht weil sie noch nicht ganz zeitig — nicht herabfallen, so biegt man die Aeste, bricht diese und die Zweige schonungslos ab, und zerstört auf solche Weise die jungen Zapfen, die im folgenden Herbste erst reif geworden wären. Manche Waldfrevler sind wohl frech genug, den Gipfel des Baumes vermittelst einer an einer Stange befestigten Axt, abzuhauen; was zwar verboten, worüber aber nicht überall Aufsicht gehalten wird. So zieht am Abend die ganze Gesellschaft an Gesicht und Händen geschwärzt, und Kleidern zerfezt, nach Hause, und bei einem so geringen Gewinn, hat Mancher wohl eine Menge Bäume verdorben, und auch wohl gar durch einen unglücklichen Fall sich für viele Jahre beschädiget. Genug, die schönsten jungen

Stämme werden bei einem so verderblichen Einfall verlezt und oft für immer ruinirt.

Bei dem in unsern Tagen höher gestiegenen Luxus, indem mehr warme Speisen genossen werden als ehedem, jede Haushaltung ihre eigene Küche haben will, und man häufiger als sonst wäscht, hat auch im Engadin der Holzverbrauch bedeutend zugenommen. Früher fand man Lerchenstämme von mehr als 3 Fuß im Durchmesser; jezt haben diese so abgenommen, daß Stämme von 2 Fuß, selten mehr gefunden werden. Sie liefern das beste Schindelholz, wozu die Lerche, so wie zum Bauen, vortrefflich dient, auch im Wasser und in der Erde noch länger als in freier Luft ausdauert. Ja man glaubt im Engadin, daß die Balken dieser Holzart eine 10mal schwerere Last, als eichene Balken trage. In einem Lande wo die rohen Viehhäute und Geisfelle um billige Preise zu kaufen sind, da könnte auch die Rinde von Lerchenstämmen, wenn man wollte vieles dazu beitragen, um blühende Lederfabriken anzulegen, besonders, da diese Rinde in der Gerberei, der Eichenrinde an Wirksamkeit fast gleichgeachtet wird.

Das Ob-Engadin, dem es wie wir an seinem Orte gezeigt, an Getreide gänzlich fehlt, und das für seine Wiesen und im Viehstall der Streue bedarf, besizt in den abfallenden weichen Nadeln dieses Baumes gegen den Winter, ein höchst nüzliches Surrogat für das Stroh. Es wird daher von den Einwohnern auch vorzüglich benuzt. Auf diese Weise hat die göttliche Vorsehung für dieses getreidearme Land sehr wohlthätig gesorgt. Nur geht leider daraus ein anderer Nachtheil hervor, dem man hier, wo man ohnehin keine Forstregeln kennt, auf keine Weise entgegenarbeitet, indem man das Aufkommen des unter den abgefallenen Nadeln verborgen liegenden Saamenkornes und das Gedeihen der

jungen, zarten Lerchenstämmchen, durch das Wegkrazen der Nadeln, gar sehr hindert. Dies gilt auch von den aufkeimenden Saamenkörnern der Arven. Denn das verborgen liegende Körnchen bedarf dieses schüzenden und wärmenden Düngers, und wird durch das Wegkrazen im Keime gestört, und die Entwickelung unterbrochen, indem vermittelst eines eingreifenden Rechens diese Nadeln weggestreift und dem feinen Pflänzchen entzogen werden. Würde freilich nach weisen Regeln verfahren, ein Gemeindewald in mehrere Schläge eingetheilt, und dieser Nadeldünger nur an den Orten benuzt, wo schlagbares Holz und schon zu einiger Festigkeit gelangte Stämmchen stünden, die dieses Düngers weniger bedürften, und denen das Wegrechen auch weniger nachtheilig wäre, so würde der Schaden auch weniger bedeutend seyn, als er so ist. — Will man sich also nicht nach einer geregelten Ordnung richten, und nicht darauf bedacht seyn, die Waldungen nach gewissen Abtheilungen oder Schlägen zu benuzen, und die Aushauung auch nur ein wenig forstmäßig betreiben, so muß mit der Zeit ein unausweichlicher Holzmangel daraus entstehen. Uebrigens darf ich am Schluß nicht zu bemerken vergessen, daß der Kleine Rath im Jenner laufenden Jahres einen Kantons-Forst-Inspector ernannt, und mit diesem Schritt eine Reihe von Verfügungen für bessere Forstwirthschaft begonnen hat.

XIV.

Alpen- und Viehwirthschaft.

Nicht in der Auswanderung und Bereitung magenverderblicher Backwerke und erhizender Getränke, sondern in der Kultur des Bodens und der Alpen, verbunden mit der Viehzucht, sollte der Engadiner nach der natürlichen Lage seines hohen Thales, seine wahren Vortheile und Reichthümer suchen. Es bleibt nur noch übrig, auch einiges über die hiesige Alpen- und Viehwirthschaft zu sagen.

Die zahlreichen und meistens guten Alpen dieses Thals, sind Gemeindeigenthum. Weil aber das eigene Vieh nicht hinreicht sie ganz zu besezen, so wird theils fremdes Vieh in die Sömmerung genommen, theils mehrere Alpen an Bergamasker-Schäfer vermiethet. Uebrigens ist es eine allgemeine Klage, sowohl im Unter- als Ob-Engadin, daß das Vieh in der Zahl, und in Vergleichung der vorigen Zeiten abgenommen habe, die Ursache dieser Thatsache, mag nun wohl in der starken Auswanderung und der dadurch herbeigeführten Vernachlässigung der Alpen- und Güterbewirthschaftung liegen; doch gibt es in Bünden auch denkende Männer welche glauben, es würde nicht wohlgethan seyn, die Zahl des Rindviehs zu vermehren, indem die Viehzucht immer in genauem Verhältniß zu dem Wiesenbau, und wo es die Gegend erlaubt zu dem Kornbau, als zu den andern Bedürfnissen der Bewohner stehen muß.

Sie erstrecken sich mehr oder weniger fruchtbar, bis zum ewigen Schnee und an die Gletscherwände hinan. Man theilt sie, so wie in den übrigen Schweizerkantonen, in 2 bis 3 Staffeln ein, welche nach und nach, so wie das Gras

anwächst, mit dem Vieh besezt werden. Zwischen dem Thalgrund und den eigentlichen Alpen befindet sich die Frühlingsbergweide, in Bünden Mayensäße genannt, wohin das Vieh im Frühling, und gemeiniglich im Mai getrieben wird, ehe man noch mit demselben die höhern Triften beziehen kann *). In diesen Mayensäßen haben die Landleute noch ihre besondern Wohnungen und Ställe, wo sie mit ihren Familien öfters, einen Theil der schönen Jahreszeit zubringen. Die Menge der Hütten gibt den Mayensäßen das Ansehen weitläufiger Dorfschaften. Wo aber die Landschaft zu rauh ist, da fehlen diese Mittelweiden gänzlich und das Vieh steigt unmittelbar aus dem Thal in die Alpen.

Man theilt die Alpen ein, in Kuh- und Schafalpen; in einigen Gemeinden hat man auch Pferdealpen. Jene haben wieder ihre Abtheilungen, indem das Galtvieh (das keine Milch gibt), in den höhern, die Milchkühe in den niedern Alpen befindlich sind. Auch die Schafe werden gewöhnlich in 4 Abtheilungen vertheilt.

Eine Sennte besteht gemeiniglich aus 40, 50 bis 60 Kühen, welche von 3 Knechten besorgt wird; steigt die Zahl höher so wird noch ein Knecht angenommen. Die Beschaffenheit der Witterung zeigt die Zeit an, wenn das Vieh in die Alpen geführt wird, wo es ohngefähr ¼ Jahr bleibt, aber Nachts in keine Ställe kommt, und während dieser Zeit

---

*) Es gehört in Bünden mit zu den ländlichen und angenehmen Vergnügungen daß man, so lange die Kühe im Frühjahr ihren Aufenthalt in den Mayensäßen haben, in größern und kleinern Gesellschaften, Besuche dahin macht. Gewöhnlich übernehmen einige Gesellschaftsglieder die Besorgung der Lebensmittel. Diese werden entweder von Trägern oder durch Saumrosse vorausgeschickt. Da fehlts dann nicht an Kaffee und Chokolade, Honig und Backwerk. Unter heitern Gesängen und zeitverkürzenden Spielen, wird der Tag verlebt.

4 — 5 Pfund Salz erhält. Um genau den Nuzen bestimmen zu können, welchen jede Kuh in den gemeinschaftlichen Alpen gibt, so hat man folgende, obwohl unzuverlässige Methode, die Milch zu messen angenommen: acht Tage nach der Alpfahrt und 3 Wochen vor der Abfahrt werden von dem Alpmeister (Gemeinds-Ammann) und Weibel, die ganz eigens dazu bestellt werden, die Kühe gemolken, die Milch gemessen und nach Verhältniß des Nuzens den jede Kuh gibt, jedem Gemeindsgenossen sein Antheil bestimmt. Jede Gemeinde hat ihren eigenen Maßstab, nach welchem sie die Weide einer Kuh, eines Schafes ꝛc. ꝛc. anschlägt; auch bestimmt sie, wie viel derjenige bezahlen müsse, welcher mehr sömmert, als seinem Estimo zukommt, oder im Frühjahr Vieh kauft, um es zu sömmern und im Herbst wieder zu verkaufen, oder Vieh, welches anderswo gewintert wurde, daheim behalten will.

Beim Messen geht oft die Hälfte der Familien in die Alp. Man nimmt Gebackenes, Würste, Fische, Kaffee, Reis, Branntwein ꝛc. mit, und belustiget sich mit gesellschaftlichen Spielen. Jeder Eigenthümer holt die ihn treffenden Alpprodukte selbst ab, dann zieht man der Molkenfuhr entgegen mit Blumen und Fahnen, die aus Halstüchern und Bändern zusammengesezt, auf die Wagen aufgepflanzt werden. Die Sennen erhalten von den Mädchen bei diesem Anlaß Bänder und Sträuße, und wenn die Alprechnung erfolgt ist, macht ein Tänzchen für das junge Volk den Beschluß dieser unschuldigen Volksbelustigung.

Bei dem kurzen ¼ jährigen Sommernuzen, den der Engadiner aus seinen Alpen zieht, wird weit weniger Vieh gewintert als gesömmert. Hierzu trägt der Umstand hauptsächlich bei, daß viele Wiesen, besonders im Ober-Engadin nur alle 2 Jahre gedünget werden, und mithin auch weniger

Nuzen bringen können, weil die meisten einmädig und viele mager sind. Man sollte glauben, der traurige Anblick solcher Wiesen, wie ich sie nirgends verwahrloseter als zwischen Campfeer und dem Inn beobachtet, müßte die guten Engadiner auf Mittel denken lassen, wie man auf künstliche Weise Dünger gewinnen und sich Vortheile zuführen könnte, die man in andern Kantonen und außer der Schweiz schon längstens kennt und allgemein angewendet hat! Ja, wer sollte es glauben, daß man, nach den Mittheilungen eines denkenden Landwirths aus dem dortigen Thale bis zum Jahr 1807, von den unter Kühställen angebrachten Güllekästen noch gar nichts wußte? Und wenn sich auch früher Jemand durch eine so nüzliche Einrichtung hervorthun und durch sein Beispiel Nacheiferung erwecken wollte, so wurde er nur overlacht un bespöttelt.

Aber im J. 1820 ließ der Land-Ammann Rudolf v. P. zu Samaden, der so wie im Schul- und Erziehungsfach auch in der Oekonomie kräftig vorangeht und Bahn bricht, unter seinen Ställen mehrere Güllenkästen graben, und nach Art der im Rheinthal und Appenzell, so einrichten, daß die Gauche aus der Düngerstätte in dieselben läuft. Der Erfolg konnte unmöglich ausbleiben, und da seine Güter nach wenigen Jahren einen weit höhern Ertrag als die seiner Nachbarn lieferten, so mußten den Blinden die Augen aufgehen, Vorurtheile verschwinden, und sein Beispiel hie und da Nachahmung finden. Leider aber ist die Zahl derer, welche die Gülle lieber der Gasse als der Wiese zuwenden, noch immer bedeutend groß, und so zeigt sich auch hier die niederschlagende Wahrnehmung, daß in unserm Thun das Gute nur langsam zur edlen Frucht heranreift! Doch mag auch der Umstand nachtheilig auf die hiesigen Güter einwirken, daß sich die neuesten Wiesen des Thals in Händen

von Lehnsleuten befinden, welche für dieselben da sie nicht Eigenthümer sind, auch nicht die gehörige Sorgfalt darauf verwenden.

Es sind daher die Klagen über Düngermangel noch immer eben so wahr als allgemein, wozu besonders der Mangel an Stroh beiträgt. Dabei fehlt es an Tannnadeln, da die von der Arve nicht leicht faulen. Wenn man aber die von Lerchen mit Vorsicht sammelt, und Gauche durch kleingehackte Streue auftrocknen, und zugleich den Gassenkehrigt sammeln, und 1 Jahr lang die Gährung zu befördern suchen würde, so sollte es wohl an Dünger nicht fehlen. Etwas besser freilich geht es in dieser Hinsicht im Unter-Engadin wo es weder an Stroh noch Tannenstreue fehlt, aber auch da würde man jährlich Wiesen und Felder zu düngen im Stande seyn, wenn man Güllekästen anlegen wollte. Aber auch hier — wie im Ob-Engadin benuzt man die Gülle nicht, läßt sie zum Stall hinaus auf die Straße laufen, und weil man zu wenig für genugsamen Raum zur Düngstätte sorgt, so sieht man sich dann genöthiget den Mist in Haufen auf die Straße, in die Nähe der Güter zu werfen, wo er von der Sonne ausgedörrt und vom Regen ausgewaschen wird. Auf diese Weise lauft alle düngende Kraft auf den Weg unbenuzt ab. Dies gilt eben sowohl vom Ob-Engadiner, und einen solchen schmuzigen Anblick kann der Beobachter in der Nähe von St. Moriz alle Tage haben. Auffallend ist es, daß in der Gemeinde Celerina die Güllendüngung sogar durch ein Gesez erschwert wird. Dieses verbietet denselben im Frühjahr auf die Güter zu fahren, wodurch man ohne Zweifel keinen andern Zweck erreichen will, als es möchten dadurch dem freien Weidgang Schranken gesezt werden!!

Damit sich während dem Winter die Landleute die Be-

reitung der Käse und des Schmalzes in den Dörfern erleichtern, vereinigen sich oft mehrere Haushaltungen welche Kühe besizen, und theilen einander für eine bestimmte Zeit die Milch mit. Dadurch vermeiden sie das Sauerwerden derselben, und können größere Käse bereiten.

Im ganzen Thal wird eine ziemliche Anzahl Pferde gehalten, die im Unter-Engadin hauptsächlich zum Transport des Weines, Salzes, Reises und anderer Lebensmittel, wie auch zur Oekonomie gebraucht, und entweder in der Zeit, wo man ihrer nicht nöthig hat, in die Pferdealp gethan, oder Tag für Tag im Sommer auf die Weide getrieben werden. Gewöhnlich werden sie von den Ob-Engadinern auf den Churer Märkten, von den Unter-Engadinern meistens jung aus dem Tyrol angekauft, aber ohne Hafer, den man hier nicht baut, ernährt. Wenn daher St. Morizer-Kurgäste ihre Pferde mitbringen, so gehen dieselben täglich mit den übrigen Dorfpferden auf die Weide und erhalten keinen Hafer, wenn man denselben nicht von Chur mitbringt. Besser sind die Unter-Engadiner Pferde daran, die, wie gemeldet worden, zum Behuf der Kaufmannsfuhren gehalten werden. Diese erhalten im Tyrol des Tags mehrmal Hafer, und befinden sich dabei wohl. Den Ober-Engadiner Saumpferden, ist vom Ende März bis Anfang Juni 10 bis 14 Wochen lang die Weide auf den Veltliner- und Clefner-Rindern gestattet, wo man die Stuten bespringen und im folgenden Jahre werfen läßt. Die Ober-Italiener sind der Meinung, daß die im Engadin gefallenen Füllen dauerhafter als die italienischen seyen; daher sie auch in einem Alter von 4½ Monat, oft schon mit 70 bis 80 fl. bezahlt werden. Noch höher im Preis steht in Italien ein Bergmaulthier, dergleichen von Bergamasker Eseln mit Engadiner Stuten erzeugt werden.

Die Schweine werden im Frühjahr aus dem Veltlin

und Clefen angekauft, bei den Kühen in den Alpen den Sommer hindurch gehalten, mit Milch, Schotten, Kleyen und zerhackten Ehmd gemästet, und im Herbst geschlachtet. Die Bewohner der kleinen Höfe am Julierpaß, in der Nähe des Dorfes Stalla, kaufen 8 bis 12wöchige Schweinchen von Clefen an, mästen sie bei ihrer Alpwirthschaft, und sezen dieselben im Ob=Engadin mit Vortheil ab. Auch aus dem Veltlin und Clefen werden große Schweine, das Stück wenigstens zu 20 fl. eingetrieben.

Das nüzlichste und schädlichste Thier des Engadins ist die Ziege. So sonderbar und widersprechend dies klingen mag, so wahr ist's gleichwohl. Sie bietet nämlich für die Haushaltung, durch ihre Milch, Fleisch und Talg, ohne die mindeste Ausgabe, die unentbehrlichsten Nahrungsmittel dar; sie ist aber auch wieder für die Erhaltung der Wälder das verderblichste Hinderniß, weshalb sie auch in einigen Dörfern durch Gemeindeschluß aus den Waldungen verbannet worden ist. In jedem Dorfe werden mehrere hundert solcher Thiere gehalten, und sie kommen in den Sommermonaten, wo keine Kuhmilch getrunken wird (weil sich die Kühe in den Alpen befinden) den Einwohnern wohl zu statten. In den Familien, wo man zum Kaffee keine Geismilch liebt, und sich der Kuhmilch bedient, wie in St. Moriz während der Kurzeit benuzt man einige Kühe, die zu Hause bleiben, nicht in die Alpen getrieben werden, und den Namen Heimkühe führen.

Die große Menge Ziegen, welche im Thal gehalten werden, sind den Wäldern, durch welche sie täglich im Sommer getrieben werden, um auf ihre Weidpläze zu gelangen, höchst schädlich. In ihnen stellt sich der Verbesserung der Waldwirthschaft ein Haupthinderniß entgegen; denn um der Erhaltung von 1000 armen Familien willen, verbieten

höhere Rücksichten, eine unbedingte Anwendung der an sich richtigen Theorien. Im Winter werden sie mit Arven= und Wachholderschossen, nebst Erlenlaub und Wildheu, das ihnen in den Dorfstallungen vorgeworfen wird, erhalten, und wenn sie getödtet werden, verkauft man öfters mit etwas Gewinn die Felle nach Chur, wo aus 3 gegerbten Ziegenfellen ein Sack verfertiget wird, worin das Korn vor der Feuchtigkeit gesichert ist.

Der ganze Kanton Bünden, besonders aber das Engadinerthal, besizt herrliche Schafalpen kann aber dieselben nicht hinlänglich besezen, und mithin auch nicht vortheilhaft benuzen. Es ist darüber, als über einen hochwichtigen Gegenstand des Staatshaushalts, in und außer dem Kanton gar vieles gesprochen und geschrieben worden, und selbst tüchtige Männer vom Fach, haben ihre Stimmen abgegeben, aber zum Theil so verschiedene und entgegengesezte Ansichten darüber ausgesprochen, daß es sich der Mühe lohnt, diesen Gegenstand etwas näher zu beleuchten *).

Kasthofer, der bekannte Oberförster im Kanton Bern, welcher im Jahr 1822 auf seiner Alpenreise, wie er sich selbst ausdrückt, „in Eile einen Umkreis von beinahe 200 Stunden in weniger als 6 Wochen durchlief", und nur einige Tage im Engadin verweilte, spricht sich in mehrern Stellen seiner oftgedachten Schrift, so warm für eine veredelte Schafzucht im Kanton Bünden und besonders im Engadin aus, daß er behauptet, diese könnte in keinem Lande Europas leichter gedeihen als hier. Er wünscht, daß ein=

*) Der seiner Zeit verdienstvolle Land=Ammann C. U. von Salis Marschlins, spricht sich an mehrern Orten des alten und neuen Bündner=Sammlers für, und Hauptmann Bansi zu Campfeer im Ob=Engadin gegen das Vermehren der Schafe in den Alpen aus. Siehe Neuer Bündner=Sammler IV.

heimische Alpenwirthe für die Pachtung der Gemeinds-Alpen eine Konkurrenz mit den Bergamasker-Hirten eröffnen möchten, weil diese Alpen zu allzugeringen Preisen verpachtet würden.

Das ließe sich nun allerdings hören, und so gute Räthe, wenn sie probmäßig sind, sollte man auch wo möglich befolgen. Denn bei Wanderungen über diese herrlichen *) grasreichen Alpen, sieht man wie leider fast alle mit einer um ⅓ oder doch ¼ geringern Anzahl von Schafen betrieben werden, als es die Seyung **) derselben mit sich bringt; und wenn man bedenkt, daß viele tausend Stück mehr gehalten, und ihnen die Sommermonate hindurch hier überflüssig genug Nahrung gereicht werden könnte, so möchte man es freilich unverzeihlich finden, daß die großen Vortheile die eine erhöhete Schafzucht bringt, nicht ergriffen, und eine Industrie eröffnet wird, die einzig der Natur dieses Hochthales angemessen seyn würde.

Der größte Vortheil den eine erhöhete und veredelte Schafzucht brächte, läg ohnstreitig in der großen Menge vortrefflicher Wolle, die hierbei gewonnen würde. Das Landvolk würde nicht mehr nöthig haben, dem ausländischen Verdienste nachzulaufen, wie es jezt glaubt, und in der Meinung steht, daß es aus Mangel an Beschäftigung sein Brot in fremden Ländern suchen müsse, sondern man würde die Wolle im Thal selbst verarbeiten, und sich nicht nur alle nothwendigen Kleidungsstücke und Fabrikate verfertigen, son-

---

*) Sieh angezeigtes Werk: S. 186, 199 und 211.

**) Die Sey ist Benuzung des Gemein-Guts; seyen als Zeitwort heißt, eine Alp oder ein Gemein-Gut nach der Zahl der Kühe oder Schafe schäzen, die es während einer bestimmten Jahreszeit ernähren kann. (Schweizer Idiotism.)

dern solche Artikel auch wohl noch fürs Ausland liefern können. Viele Mannspersonen, die jezt den langen Winter über auf der faulen Bärenhaut auf dem Ofen liegen, oder sich zusammensezen und spielen, hätten hier ein Mittel gefunden, den Winter hindurch zu arbeiten, und mit der Tuchweberei etwas zu verdienen. Und wie vieles Geld, das jezt für die nothwendigsten Wollenfabrikate aus dem Lande geht, weil die an ausländischen Modestaat gewöhnten Damen, lieber französische und niederländische Tücher als Bündner tragen, könnte dem Lande erhalten werden, wenn nun die Wolle — was bis jezt nur hie und da im Kleinen der Fall ist, — im Thal selbst verarbeitet würde!

Wer sollte nicht glauben, daß dies allerdings Vortheile wären, die man auf keine Weise aus den Augen verlieren, sondern dazu beitragen sollte, um durch Vermehrung und Veredlung der Schafzucht von einheimischen Alpenwirthen, sich derselben möglichst zu bemächtigen. Ich gestehe, daß dies lang auch meine Ansicht war. Denn wenn ich auf meinen Wanderungen in die schönen Julier=, Fret=, Bernina= und andre in der Nähe von St. Moriz liegenden Schafalpen, die großen Vortheile sah, welche sich die Bergamasker=Schäfer auf diesen Berghöhen auf eine höchstwohlfeile Weise zuzueignen wußten, indem ihre zu geringen Preisen geschlossenen Pachtakkorde schon seit mehrern Generationen vom Vater auf den Sohn u. s. w. gleichsam erbweise übergehen, — wer möchte auch da nicht sagen: ihr guten Engadiner, wie seyd ihr zu bedauern, daß ihr euern Vortheil nicht besser verstehet, und die herrlichen Alpen, die ja Gott Euch zur Benuzung, nicht aber den ausländischen Lombarden angewiesen, nicht mit eigenen Schafen beziehet! So dacht ich lange. Aber Geduld! Haben wir die Lichtseite dieses Ge=

wäldes betrachtet, so wollen wir nun auch unsre Blicke auf dessen Schattenseite richten.

Da im Durchschnitt bei langen Wintern die Schafe in den hiesigen hohen Alpen nur ein Vierteljahr die dasige Weide benuzen, und fast drei Vierteljahr in den Ställen genährt werden müssen, so fragt man mit Recht: wo will man denn das nöthige Futter, Stroh und Streue, besonders im Ober-Engadin hernehmen? Man wird uns zwar entgegnen: es sollten also die oben empfohlenen Güllekästen allgemein angelegt und Dünger bereitet, die eingegangenen Wiesenwässerungen wieder eingerichtet, und aus den Wäldern eine möglichst bedeutende Menge Tannnadeln im Herbste eingesammelt, und den Schafen als Streue untergeworfen werden. Daß auf diesem Wege etwas gethan und gewonnen werden könnte, wollen wir nicht leugnen, ob aber dadurch dem Bedürfniß hinreichend abgeholfen, und nicht vielmehr durch das Aufkrazen der Tannnadeln, auf der andern Seite den Waldungen dagegen großer Nachtheil zugefügt werden würde, kann ich mir nicht ausreden lassen. Nicht zu gedenken, daß bei einem so langen Inhalten in den Ställen die Wolle nicht so reinlich gehalten werden könnte, was dann natürlich auf ihre Feinheit ungünstig einwirken müßte.

Ein zweites Hinderniß, warum die hiesigen Alpen nicht, wohl von inländischen Landwirthen benuzt, und mit eigenen Heerden bezogen werden können, liegt in einer allzuhohen Belöhnung der anzustellenden Knechte und der Schafhirten, und der bei Verarbeitung des Hauptproduktes, nämlich der Wolle benöthigten Spinner und Weber. Denn was ist's, daß die Unzahl von Maurern und Zimmerleuten, Taglöhnern, Montafuner-Spinnerinnen und das Heer von Gesellen aus allen Professionen alljährlich in unsere schöne Schweiz aus Teutschland herüber lockt? Ich glaube, die reichliche gute Kost

und der hohe Arbeitslohn *)! Und worin müssen wir die Ursache suchen, warum so selten ein inländisches Etablissement zu Bereitung schafwollner Tücher aus hiesiger Wolle, gedeihen will? einzig in dem Umstande: weil unsre Tuchfabrikanten bei so hochgestellten Arbeitslöhnen im Vergleich mit den sächsischen und böhmischen, beim Verkauf keineswegs konkurriren können. Es ließ sich aus dem Kanton Glaris, und dem Ob- und Unter-Toggenburg nachweisen, daß Männer, die mit einem hinreichenden Saz, mit Muth und Sachkenntniß ein solches Unternehmen begannen, sich eine Zeit lang durch allerlei Hindernisse durcharbeiteten, endlich doch, um sich nicht zu verbluten, wieder davon abstehen mußten **). Der deutsche und böhmische Handwerker arbeitet um geringe Preise bei frugaler Kost, aber der Schweizer will hochbelöhnet seyn!

Noch ein drittes Hinderniß finde ich in dem erschwerten Absaz der Milchprodukte. Die Einwohner könnten aus denselben keineswegs die Summen lösen, welche die Ver-

---

*) Als einen Beweis, wie hoch im Ober-Engadin der Tagelohn z. E. in der Heuerndte zu stehen komme, führt Kasthofer (im angezeigten Buche S. 195) an, daß ein Mäder, eingerechnet die überflüssig reichliche Kost, auf 1½ fl. bis 2 fl. zu stehen komme, was freilich so drückend sei, daß in dem reichen Samaden eine eigene Verordnung habe erlassen werden müssen: des Tags nicht mehr als 6 Mahlzeiten reichen zu dürfen. Ein Sachkundiger, angesehener Staats- und Gemeinds-Beamter im Hochgericht Ober-Engadin zu Samaden, versichert mich aber, davon nichts zu wissen, widerspricht auch der hohen Belöhnung der Arbeiter. — Die hohen Preise können gleichwohl nicht geleugnet, aber das Uebertriebene muß zur Steuer der Wahrheit doch auch bemerkt werden.

**) Und doch besteht ein solches Etablissement zu Wädenschwyl, am Zürichersee fort!

gamasker-Schäfer erlangen. Sie können nämlich ihre in unsern Alpen bereiteten Käse, ohne Eingangszölle entrichten zu müssen, nach Italien transportiren, aber unsre Schweizer- und somit auch die Engadiner-Produkte jeder Art müssen hohe Zölle bezahlen, um selbige an dem einzigen Absazweg, Italien, dahin bringen zu können.

Gern aber unterstelle ich meine Ansicht über einen so wichtigen Gegenstand der nähern und sorgfältigern Prüfung sachkundiger Männer, (die aber, was ich hauptsächlich wünschen möchte, mit dem dortigen Klima und den Bewohnern näher bekannt seyn sollten), da ich hier nicht als Oekonom vom Fach, sondern nur so gesprochen habe, wie sich mir der Gegenstand nach unpartheischer Prüfung und Rücksprache mit Sachkennern aus dem dortigen Thale, vor Augen stellte.

Vielleicht ist es meinen Lesern nicht uninteressant, wenn ich sie nun auf einige hiesige Schafalpen führe, um mit ihnen die Wirthschaft und das Thun und Treiben dieser Bergamasker-Schäfer näher zu beleuchten.

XV.

Die Bergamasker-Schafhirten und ihre Wirthschaft.

Viele Gemeinden des Kantons Bünden, und besonders auch des Engadins, besizen weitläufige Alpen, die sie wegen Mangel an Vieh, außer Stand sind, selbst zu besezen, daher werden viele an Bergamasker-Schäfer verlehnet, wie ich darüber bereits im vorigen Abschnitt Meldung gethan habe.

Aus den ältern Urkunden läßt sich's bestimmt darthun, daß schon in frühern Jahrhunderten lombardische Schafhirten, die Bündner=Alpen als Pächter mit ihren Heerden betrieben. Wiewohl das Leben und Wirthschaften dieser Leute schon in mehrern Schriften berührt worden, so mag ich doch diesen Gegenstand nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, und gedenke noch einige Beobachtungen aus den neuesten Zeiten hier beizufügen, da mir bei meiner mehrmaligen Reise über den Julierberg, die den Herren von Salis Saglio im Bergell, zugehörige dortige große Alp, dazu den schönsten Stoff bietet.

Die Heimath dieser fremden Schäfer ist meistens in den Bergamasker=Thälern: Val Seriana und Brembana. Seitdem der Acker= und Seidenbau in Italien in den neuern Zeiten zugenommen, sollen sie noch mehr genöthiget worden seyn, die Sommernahrung ihrer Schafe auf den Bündner=Alpen zu suchen. Diese, in den genannten Thälern weit verbreitete Schafzucht, bewog die Bürger von Cluson einen großen Marktflecken im Thale Seriana, wollene Tuchfabriken anzulegen, und die nahen Vortheile zu benuzen, welche ihnen die Schafzucht so günstig darbot.

Während der Hausvater den kurzen Sommer auf diesen Alpen bei der Heerde zubringt, besorgen die zu Hause bleibenden Frau und Kinder die Heuerndte, und das wenige Kornfeld in ihren rauhen Thälern. So hat sich dieses wandernde Hirtenleben seit mehrern Generationen vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; daher die meisten dieser Hirten mit einander in Verwandschaft stehen. Um aber eine Alp in Pacht zu nehmen, und solche zu besezen, vereinigen sich mehrere Eigenthümer und tragen Nuzen und Unkosten in Verhältniß der Zahl ihrer zur Heerde gelieferten Schafe gemeinschaftlich. Nicht blos angenommene Dienstleute, sondern

die Eigenthümer selbst, besonders wenn ihr Antheil nicht beträchtlich ist, verrichten dabei mit Knechtedienste. Nur der Hauptpächter, vorzugsweise il Direttore oder Regitore genannt, der die Pachtung der Alp und den Kauf und Verkauf der Schafe, Wolle, Käse ꝛc. ꝛc. zu besorgen hat, ist nicht zum Hüten und Käsen verpflichtet, unterzieht sich aber oft freiwillig dieser Arbeit, und besorgt in der Hütte die Hauptgeschäfte. In ihrem ganzen Thun bemerkt man die größte Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Sorgfalt, Einfachheit, Mäßigkeit und Abhärtung. Ihr Charakter aber und ihr ganzes Aeußere hat etwas Finsteres, Unfreundliches und Wildes. Wenn andere Hirten öfters singen und jolen*), lassen sie selten einige musikalische Töne vernehmen, sind weniger gesprächig, und doch voll welscher List und Kniffe.

Sie bringen während der Alpzeit den ganzen Tag, ausgenommen wenn sie ihre Nahrung zu sich nehmen, ja oft die halbe Nacht, im Freien bei ihrer Heerde zu, tragen braunroth- oder weißwollene Röcke, Westen und Beinkleider, nebst Camaschen ohne Strümpfe. Bei schlechtem Wetter schützen sie sich mit einem weißen schafwollenen Mantel, tragen kurz abgeschnittene Haare, und halten sich sorgfältig vor Ungeziefer rein. Ihre Kost besteht, so lang sie sich in den hiesigen Alpen befinden, tagtäglich in einer oft ungesalzenen Wasserpolenta aus Mays und Hirsmehl, das sie aus der Heimath mitbringen, und etwas Käse des Morgens und Abends, welcher das einzige Lebensmittel ist, wofür sie hier zu Lande, zuweilen etwas Geld ausgeben. Von ihren Milchprodukten genießen sie nur den zweiten herben Zieger,

*) Jolen, das G'jol, jauchzen, das Gejauchze, ein Ausdruck wilder Freude. Aus dem unartikulirten Naturlaute jo, den selbst der Grieche durch ιω, ιου, und der Lateiner durch io ausdrückt.

und auf der Hin= und Herreise, Ziegenmilch. Brot, Suppe oder andere Speisen genießen sie, so lang sie sich in den hiesigen Alpen aufhalten, nicht. Wasser und Schotten ist ihr einziges Getränk, so sie zu sich nehmen, wiewohl sie so reich sind, daß sie die schmackhaftesten Speisen genießen könnten, wenn es ihre Sparsamkeit erlaubte.

So mäßig sie sich nun während des Hütens in Speise und Trank verhalten, so schwelgerisch und unmäßig benehmen sie sich an den Tagen des Herrn im Trinken und Spielen, wenn sie der Rood (der Reihe) nach, den Gottesdienst in der nächstgelegenen katholischen Kirche im Thal, besuchen.

Mehrere von ihnen besizen ein großes Vermögen, und erlauben sich nur zu Hause eine bessere Nahrung von Fleisch und Brot. Die Knechte sind sehr arm, und ihr Lohn auch so gering, daß sie ihre Umstände auch wenig verbessern können, da ein solcher nur ohngefähr 18 fl. B.=W. oder 14 fl. 24 kr. R.=W. Jahrlohn erhält.

So ungekünstelt ihre Kleidung und einfach ihre Nahrung, so hart ist ihr Nachtlager. Auf einem hölzernen Gerüste von 4 Pfeilern unterstüzt, befindet sich etwas altes Heu; dies ist ihr Unterbett; ihr Oberrock vertritt die Stelle des Kopfkissens und der Mantel dient einem Jeden zur Oberdecke. Einer so unbequemen, harten Lebensart, unterziehen sich selbst Greise von 70 und 80 Jahren, die man zuweilen unter ihnen antrifft. Bei heißer Witterung ziehen sie mit ihren Heerden gewöhnlich zur Nachtzeit, in kältern Gegenden aber, z. E. in den Averser= und Engadiner=Thälern, nur bei Tage nach dem Orte ihrer Bestimmung. Sie brechen dann nie eher auf, bevor nicht der Thau aufgetrocknet ist. An jede Gemeinde durch welche sie ziehen, haben sie ein Gewisses für das zu entrichten, was die Schafe beim Durchmarsch abäzen. Ihr Zug geht in der größten Ordnung von Statten,

und die Schafe folgen mit dem willigsten Gehorsam still und gedrängt dem Hirten nach, der an ihrer Spize voraus schreitet. Ein kurzes, helles Pfeifen ist das Zeichen zum Aufbruch, und ein tieferes, oder nachgeahmtes Blöken, lockt die Schafe während des Marsches. Sollen sie sich lagern, so steht der Anführer still, umgeht die Heerde im Kreise, und treibt mit kurzen, aus der Kehle gehauchten Tönen, die entferntern Schafe zum großen Haufen. So gelagert, bleiben sie bis zum Zeichen des Aufbruchs. Besteht die ganze Heerde aus 1000 Stück, so sind höchstens 6 bis 8 Hirten, und noch 3 abgerichtete Hunde dabei angestellt, welche leztere sehr gute Dienste thun, indem ein Hund mehr denn 2 Männer leistet.

Diese treuen Thiere sind ihre steten Gefährten, und haben große, wollen-ähnliche, lange Haare. Jedem wird ein Trupp Schafe anvertraut, den er mit der größten Sorgfalt an seinen Bestimmungsort bringt. Der Preis eines solchen wohlabgerichteten Hundes wird 2 Schafe werth geachtet. Ihre Nahrung ist Kleye und etwas schlechte Schotten, so daß es ihnen oft an Stärke fehlt in dem Kampf mit Bären und Wölfen im Unter-Engadin einzustehen. Nur das Geschrei der Hirten, in welches die Hunde tapfer insgesammt einstimmen schüchtert die ungebetenen Gäste ein, und nöthiget sie zum Rückzug. Von Alphörnern, dergleichen die Hirten in andern Gegenden besizen, wissen die hiesigen Bergamasker nichts.

Anfangs Juni langen sie in den hiesigen Alpen an, und theilen alsbald ihre Schafe in 4 Haufen, die auch während der ganzen Dauer der Alpzeit nicht zusammenkommen, und unter eben soviel besondern Hirten stehen. Steigt aber die Heerde über 1200 Stück so werden mehrere Abtheilungen nach der Größe der Alp getroffen: 1. säugende Schafe

(Schafmütter oder Auen genannt), in den Ober-Engadiner Alpen aber werden die Lämmer sogleich bei der Ankunft von den Müttern getrennt; 2. die verschnittenen oder Schlachtschafe; 3. unverschnittene Widder und junge Auen; 4. die Auen, die keine säugenden Lämmer haben, und gemolken werden, sammt einigen unverschnittenen Widdern. Diese Abtheilung soll den Vortheil haben, daß jeder Haufe auf den Weidegrund getrieben werden kann, der der Natur der Thiere und dem Zweck ihrer Benuzung am besten zusagt, und werden auch von besondern Hirten gehütet. Sind sie weit von der Haupthütte entfernt, so haben sie einige Hütten, oder die Hirten tragen sich von Steinen einen Schlupfwinkel zusammen; jedoch werden alle Vorräthe in der Haupthütte aufbewahret, wo auch einzig gekäset wird. Gewöhnlich bewohnen der Oberhirt und der Senn dieselbe, die andern Schäfer nur wenn sie etwa in der Nähe hüten. Sie hat zwei oder drei Abtheilungen. In der ersten befindet sich die Küche und in der zweiten die Schlafstätte, welche aber oft mit jener vereiniget ist. Die dritte stellt den Keller vor, wo die Vorräthe an Milch und Käsen aufbewahret werden.

Die Raçe dieser fremden Schafe ist weit größer, als die der unsrigen, und ein dreijähriger verschnittener Widder, wiegt wohl soviel als ein ordinärer Galtlig *). Sie tragen den Kopf hoch, haben stark gewölbte Nasen, und vom Untermaul bis an die Brust, eine herabhängende Haut, gleich dem Rindvieh. Auch die Ohren hängen ihnen dem Kopf nach, herunter. Ihr Blöken geschieht in einem tiefen Baßton, doch geben sie nicht leicht einen Ton von sich, außer wenn die

---

*) Benennung eines weiblichen Kalbes, das zwar über 1 Jahr alt, doch zur Befruchtung noch nicht tauglich ist. Schw. Idiotism.

Mutterschafe ihren Lämmern rufen, und Schneewetter einfällt. Bei kaltem und nassem Wetter, schmiegen sie sich zusammen an einen Stein oder Felsen, und bleiben da unbeweglich, wenn sie auch, was öfters geschieht, ganz überschneiet werden. Bei all zu tiefem Schnee müssen sie ganze Tage ohne Futter und Obdach zubringen; dem ohngeachtet werden sie weit seltener krank, als unsre in den dumpfigen, heißen Ställen weichlich gewöhnten Landschafe.

Vielleicht macht diese rauhe Lebensart die Bergamasker Schafe so schwermüthig, denn nie sieht man ihre Lämmer hüpfen. Ganz schwarze Schafe sind unter dieser Race sehr selten. Doch gibt es in jeder Heerde gewöhnlich auch einige wenige schwarzscheckige. Ihr Fleisch ist sehr hart, sogar bei solchen, die vom Saugen an 2 bis 3 Jahre im Engadin gefüttert wurden, und noch überdies unschmackhaft; zugleich sind sie äußerst gefräßig. Wenn ein Bündner-Schaf zur Noth mit $^{1}/_{10}$ Kuhwinterung auskommen kann (— freilich wenn es gedeihen soll, so erfordert es $^{1}/_{8}$), so braucht ein Bergamasker $^{1}/_{5}$ oder $^{1}/_{4}$ zu seiner Winternahrung. Auf den Engadiner-Alpen rechnen die Bergamasker Hirten 15 ihrer Schafe auf eine Kuhweide; lassen aber auch kein Plätzchen Weide unbenuzt.

Diese Bergamasker Schafe, die jährlich 2mal geschoren werden, geben viel dicke, aber eine grobe Wolle. Man rechnet bei jeder Schur in einer Heerde wo 100 Schafe sind, daß nicht mehr als 200 Pfund reine Wolle gewonnen wird. Ein Bündner-Schaf gibt nur $^{3}/_{4}$, höchstens $1\,^{1}/_{2}$ Pfund, aber viel feinere Wolle. Jene von den ausländischen Schafen gewonnene, dient nur zu gemeinen z. E. Uniformtüchern, oder zu Bettdecken, die im Thale S e r i a n a fabrizirt, und zu 10 bis 30 fl. das Stück verkauft werden.

Zur Fortpflanzung gebraucht man die Bergamasker

Schafe und Widder wenn sie jährig geworden, und leztere bis zum 4ten und 5ten Jahre. Die Auen lämmern nur einmal des Jahres, 8 bis 10 Wochen ehe sie in die Bündner-Alpen kommen, und werfen jedesmal ein Lamm, selten zwei. Aus dieser Ursache findet man in andern Schweizer-Kantonen die von bündnerischen Schafmüttern und bergamasker Widdern entsprungene Race nicht vortheilhaft; auch sollen sie nach Verhältniß des Gewichts weniger Talg haben.

Die Zeit der Ankunft und Abfahrt in und aus den Engadiner-Alpen, läßt sich nicht genau bestimmen, sondern hängt von der Witterung, der Lage der Alpen und von andern Umständen ab. Gemeiniglich im September, nachdem der Alpzins auf das pünktlichste abgetragen worden, geschieht der Rückmarsch, und zwar bei stärkerem Körper der Schafe, weit schneller. Zu bemerken ist noch, daß die Hirten gewöhnlich bei ihrem Eintritt eine Bürgschaft stellen, damit die Gemeinde in keiner Art gefährdet ist. Die Schafschur geschieht zu Burgosesio im Piemontesischen; andere Hirten verrichten dieses Geschäfte auch im Val Seriana und anderwärts. Es geht weit geschwinder und doch genauer vor sich, als von den Bündnern. Den Winter bringen sie in den milden Ebenen Piemonts, oder bei Brescia, Crema und im untern Mayländischen an den Ufern des Teßins zu. Hier werden große Strecken Wiesboden in Pacht genommen, und die Schafe, wie in den Alpen wieder vertheilt. Nachts aber in Horden verschlossen und durch die Hunde bewacht, weil sie den Diebereien weit mehr ausgesezt sind, als in den Alpen des Kantons Bünden. Nur in sehr rauhen Nächten kommen sie unter das Dach, in geräumige, reine und sehr luftige Ställe. Aus dem zurückgelassenen Schafdung hat die Regierung die Salpeter-Siederei, und verpachtet sie um einen ziemlichen Zins. Dagegen gestattet

sie den Heerden, die Abweidung gewisser Stoppelfelder, Grasplätze und das Laub von bestimmten Bäumen. Dies thun auch einzelne Gutsbesitzer und werden dafür von den Schäfern mit Schafziegerchen beschenkt. — Es ist in der That auffallend, wie diese Pächter die Sommer- und Winternahrung für ihre Schafe überall auf so wohlfeilen Wegen zu finden wissen, und dabei ihr eigentliches Vaterland kaum mehr betreten. Ist's also wohl ein Wunder, wenn sie bei so wohlfeilen Pachtzinsen und einer so frugalen Kost und Lebensart, so reich werden?

Wöchentlich erhalten die bergamasker Schafe 2 bis 3mal etwas Salz, etwa 1 Loth auf eins gerechnet. Die räudigen Schafe werden mit dem Safte der ausgekochten sogenannten Gelbwurzel *) kurirt. In Italien, wo diese Wurzeln nicht gefunden werden, macht man die Kur mit Tabacksblättern. Wider das Fieber binden sie dem Schafe ein Ohr, nahe am Kopf, fest zu!!! Verwundungen, z. E. Beinbrüche überlassen sie den Heilkräften der Natur. Das Thier bedeckt sich dabei selbst, und die Wunde oder der Bruch heilt gewöhnlich bald.

Diese Berichte geben offenbar zu erkennen, daß der Nuzen den diese Hirten aus der Milch, Wolle und Fleisch rc. ihrer Schafe ziehen, groß und vielfältig seyn müsse. Es verlohnt sich daher der Mühe, ein wenig tiefer hinein zu blicken, und ihren Vortheilen nachzuspüren.

Ziemlich mager kommen diese Heerden wie ich bereits oben bemerkt, nach einem langen und ermüdeten Marsche in den hiesigen Alpen an. Aber die fetten, frischen Gräser, die hier auf sie warten, geben ihnen gar bald Fleisch und Kräfte.

---

*) Den eigentlichen Linnéschen Namen konnte mir mein Berichterstatter nicht näher angeben.

Ehedem kamen häufig Züricher- und Glarner-Mezger in die hiesigen Alpen, und kauften diesen Lombarden ihre fetten Hammel, das Paar von den schönsten, zu 2 Louisd'or ab; sie sind aber seit mehrern Jahren ausgeblieben *). Lämmer und Schafe finden ihre Käufer im Lande selbst. Ein bergamasker Lamm 6 bis 8 Wochen alt, gilt im Engadin ohngefähr 5 fl. B-W. **). Die abgesonderte Heerde der Schlachtwidder, wird 4 Wochen früher von der Alp getrieben, und auf einem Markt im bergamaskischen, das Stück zu 10 bis 16 fl. verkauft. Der Hirt bezahlt aus dem Erlös den Pachtzins ab, und kehrt mit demselben wieder in die Alpen zurück.

Bedeutend ist der Ertrag aus der Wolle. Diese hat einen gesicherten Absaz, indem die Fabrikanten des Thals Seriana gemeiniglich schon darauf warten. Im Lande verkaufen sie keine, aber bei der Schur, wird sie sortirt und gewaschen. Auch der Alpnuzen der aus den Milchprodukten gezogen wird, übersteigt den der Bündner-Hirten weit, weil die Bergamasker-Hirten sorgfältiger und sparsamer damit umgehen. Ein sehr gutes Schaf gibt aber täglich nur 5 bis 6 Eßlöffel Milch zu welcher ¾ Kuh- und Ziegenmilch gegossen wird; dessen ohnerachtet erhält das Produkt nur den Namen von der Schafmilch. Um diese Vermischung machen zu können nehmen die Bergamasker viele Kühe aus Bünden in Pacht, oder bringen auch wohl ungehörnte Ziegen

---

*) Die Rede ist hier von der großen Julier-Alp, die den Herren v. Salis Soglio gehört, und einen Jahrzins von 425 fl. B-W. abwirft. Im Jahr 1834 wurden auf derselben 1500 Schafe, 30 Kühe, 20 Geißen, 3 Pferde und 5 Esel gesömmert.

**) Bei einer Reise durch Klefen kaufte der König von Würtemberg, 1832, durch seine Agenten 51 Stück bergamasker Schafmütter, und bezahlte jede mit 1 Souveraind'or.

die die Schafe nicht stoßen können, vom Hause mit, ohngefähr 10 bis 18 Stück auf 1000 Schafe berechnet. Sonderbar ist's, daß die Bergamasker Ziegen kaum halb so viel Milch als die Bündner geben. Die Käse der Bergamasker sind rund, 6 bis 8 Zoll im Durchmesser, oben und unten flach und etwa 2 bis 2½ Pfund schwer. Diese kleine Form mag das Zeitigwerden befördern, daher sie auch um die Hälfte theurer bezahlt werden als die Engadiner fetten Alpkäse.

Der Nuzen den die Bergamasker aus ihren Milchprodukten ziehen, ist um so größer zu achten, da er meistens von den in Pacht genommenen Kühen herfließt. Manche Schäfer gewinnen schon in dem Ertrag dieser Miethkühe den ganzen Pachtzins. Andere nehmen eine Anzahl Galtvieh oder Pferde gegen Sömmerungszins in die Alp.

Sie sind auf jede, auch noch so kleine Benuzung einer Sache, die oft bei Vielen verworfen wird, wohlbedacht. Aus dem Skrotum der umgekommenen ganzen Widder bereiten sie Geldseckel oder weißgebeizte Tabacksbeutel, die zu 6 Batzen (R.=W.) verkauft werden. Fällt ein Schaf zu Tode, so brechen sie ihm die Knochen und spannen es an hölzernen Stäben flach aus. Solches auf den Dächern der Hütten oder auf hohen Stangen an der Luft gedörrte Fleisch findet in Italien Käufer, weswegen sie auch in Bünden gefallenes Vieh kaufen, wie jenes behandeln und in ihrem Vaterlande mit Vortheil absezen. Zum Transport ihrer Effekten und Milchprodukte, bedienen sie sich einer ziemlich großen Art Maulesel, die sie aus der Heimath mitbringen, und welche so starke Lasten tragen, wie die bündnerischen Saumrosse. Sie gewinnen durch die gute Alpennahrung sehr an Kraft, und werden dann in Italien, das Stück um 10 bis 18 Louisd'or, wenn sie recht schön sind, wieder verkauft. Nebenbei versäumen sie vor ihrer Abreise nicht, in

Bünden Kälber und Stiere aufzukaufen, um solche auf die italienischen Märkte zu treiben. Auch darin finden sie einen beträchtlichen Gewinn.

Zum Einpacken der Käse verfertigen sie aus den angekauften tyroler Salzsäcken kleinere, legen unten und oben eine Scheibe von der Größe eines Käses hinein, schichten die Käse darzwischen, und umgeben die ganze Rolle von Außen mit Schindeln. Ihre Lastsättel bestehen aus 2 langen, an dem einen Rande zusammenbefestigten dreieckigen, ausgestopften Säcken von Leder; auf diese werden 3 bis 5 eben so lange Rollen Käse geladen; ihre Bettdecken, oder das Fell eines verdorbenen Schafes darüber, dann zugegürtet, und der Polenta-Kessel mit dem Rührknebel oben darauf. Statt lederner Riemen macht ein Strick das ganze Packgeschirr aus; Es wird vermittelst eines Prügels, der als Schwanzriemen dient, hinten am Thier befestiget.

Diesen mitgetheilten Nachrichten füge ich noch einige Notizen über den Gewinn bei, den diese Fremdlinge aus den hiesigen Alpen ziehen. Derselbe ist nicht nur groß, sondern manche Alpen werden ihnen offenbar noch zu wohlfeil überlassen. Man berechnet nämlich, daß gewöhnlich ein Schaf im Sommer nicht mehr als 10 kr. Zins trägt. Wenn aber nun im Gegentheil ein Engadiner, oder überhaupt ein Bündner in seine Gemeindsalp 1 Kuh oder 10 Schafe mehr in dieselbe stellt, als sein Estimo ihm gestattet, so muß er 3 fl. 20 kr. bezahlen, d. h. für 1 Schaf 20 kr., mithin doppelt soviel als der Fremde für die bessere Alpgegend bezahlt *). Nun ist seit geraumer Zeit der Preis der Berga-

*) Folgende Bemerkung eines Landökonomen in Stalla, am Fuße des Julier bitte ich zu beachten: „Wahr ist es, daß „man für eine eigene Kuh 3 fl. 20 kr. bezahlen muß, allein ein„begriffen Hüttenlohn und Salz. Aber nicht überall könnte man

masker = Wolle und Schafe um mehr als ⅓ gestiegen; die Hirtenlöhne sind in Bünden und namentlich in dem so theuern Engadin ebenfalls hinauf gegangen, demohnerachtet lassen es die meisten Gemeinden bei den alten Pachtzinsen bewenden.

Es ist recht Schade, daß die hiesigen Thalbewohner sowohl in als außer dem Engadin die Alpen, die ihnen ja Gott angewiesen, nicht selbst benuzen, d. h. mit eigenen Vieh- und Schafheerden beladen. So lang sie freilich diesen Vortheil nicht genießen, wär es thöricht, jene Fremdlinge gerade fortzuschicken; denn immerhin gewähren diese lombardischen Pächter einen ganz mühelosen, völlig sichern, und baaren Zins *). Nur sorge man, daß er der Alp nicht zum Ruin, oder der einheimischen Landwirthschaft zum Hinderniß gereiche.

XVI.

Rückreise nach der Heimath.

Mit eilenden Schritten nahete der Tag der Abreise; denn wie bald ist eine Kurzeit von 3 Wochen, besonders in

„die Alpen mit Vieh beweiden! Ueberdies haben wir Bündner fast „überall hinlängliche Alpen; woher sollen wir Vieh nehmen um „alle unsre weitläufigen Alpen zu besezen? Mit eigenem wären „wir dies, der langen Winter wegen, nicht im Stande; und im „Frühjahr Vieh einkaufen, um es im Herbst wieder zu verkaufen, „könnte leicht Einigen bei schlechten Jahren, großen Schaden „bringen“!

*) Man hat berechnet, daß diese Schafalpen jährlich einen Zins von 40,000 fl. abwerfen.

angenehmer Gesellschaft und bei günstiger Witterung beendiget? In den meisten Fällen erregt der Abschied schmerzliche Gefühle, wir mögen aus unsrer Heimath, oder sonst aus einem Kreise guter, liebenden Menschen heraustreten. So ging's mir zu St. Moriz. Ich hatte während meinem Aufenthalte daselbst einige recht interessante Bekanntschaften gemacht, mich besonders an ein Paar mit mir gleichgestimmte Seelen angeschlossen, so daß ich wirklich ungern dies schöne Thal und die Quelle verließ, die meine wankende Gesundheit von neuem wieder befestiget hatte. Aber Amt und Verhältnisse riefen mich ab, und ich folgte!

Lang war ich unschlüssig, welchen Rückweg ich nach Hause nehmen sollte; da mir die Straßen über den Julier, Weißenstein und Maloja durch's Bergell über Klefen schon bekannt waren, so kam ich auf den Einfall, das Engadin hinab, und über den rauhen und etwas holprigen Skaletta, durch's Davos zu reisen, um bei diesem Anlaß, auch diese schöne Landschaft und das angenehme Prättigäuerthal kennen zu lernen. Meinen Koffer sandte ich mit dem Engadinerboten an's Churer Postamt posto rest., zahlte rechts und links aus, empfahl mich meinen Freunden, und sagte dem lieben St. Moriz, das mir wirklich recht lieb geworden war, ein herzliches Lebewohl!

An einem schönen Augusttage spazierte ich ganz gemächlich und allein, hinab nach Bevers wo ich von dem theuern Apotheker Bovelin Abschied nahm. Ihm verdankte ich einige für meine Gesundheit heilsamen Räthe, und in seinem zoologischen und botanischen Kabinet, hatte ich mehrere interessante Stunden zugebracht. Ungern schied ich daher von ihm. Kaum hat man St. Moriz im Rücken, und ist den Berg herab, in's nahe Dörfchen Cresta eingetreten,

so sieht man sich auch in ein milderes Klima versezt. Die Sommerkorn= und Roggenpflanzungen nehmen hier, obwohl sie noch unbedeutend sind, ihren Anfang, werden aber, je weiter man das Thal hinab kommt, mit dem mildern Klima, auch immer reichlicher, und hie und da zeigten sich am reissenden Innstrome einige Weiden= und Erlengesträuche, die man bei St. Moriz und weiter hinauf vergeblich sucht. Schon von fern laden die schönen, heitern Engadiner=Dörfer, durch ihre schmucken Wohnungen und reinlichen Straßen den Durchreisenden freundlich ein; wollte man daher die Idee, die man sich von einem ökonomietreibenden Dorfe, aus einer andern schweizer= oder teutschen Gegend macht, in welchem sich gewöhnlich die Miststätte an den Häusern hinzieht, und Schmuz und Unrath aller Art oft den Eingang zur Wohnung erschweren, — auf die Dörfer dieses Thals übertragen, so würde man sich freilich sehr irren. Sie sind vielmehr sämmtlich als offene, fast allgemein gepflasterte, reinliche Städtchen anzusehen, deren Wohnungen in jeder Haupt= und Residenzstadt mit Recht eine Stelle einnehmen würden. Auch gehen die Bewohner beiderlei Geschlechts anständig bürgerlich gekleidet, und ihr Wohlstand läßt sich nirgends verkennen, wie wir uns hierüber in einem der frühern Abschnitte weitläufig ausgesprochen haben.

Der Abend brach herein, die Königin des Tages hatte ihren Kreislauf beinahe vollendet, und sich bereits hinter den Julier hinabgezogen; die Schatten wurden länger, und so beschloß ich, in dem freundlichen Flecken Zuz, mein Nachtquartier aufzuschlagen. Gar bald bemerkte ich, daß mein Wirth sich mit den Sitten und Sprachen des Auslandes vertraut gemacht, und seine jugendlichen und männlichen Jahre im Ausland verlebt hatte. Er und seine Gattin

sprachen ein geläufiges gutes Teutsch *), und dies gewährte mir den nicht geringen Vortheil, über allerlei mir interessante Gegenstände bei ihnen Erkundigung einziehen zu können. Was ich aber schon anderwärts im hiesigen Thale beobachtet, fand ich auch in dieser Familie bestätiget: Die aus der Ferne wieder nach dem väterlichen Herde einwandernden Engadiner machen selten in ihren Haushaltungen oder auf ihren Gütern von den gemachten Erfahrungen des Auslandes Gebrauch; denn z. E. weder in Absicht der Bauart ihrer Häuser, um gemächlicher wohnen, noch auf die Feuerung in Stuben und Küchen, um ökonomischer leben, und ihrer Wiesen und Felder, um aus denselben größern Nuzen ziehen zu können, wird man eine nüzliche Anwendung finden. Weitläufiger hab' ich mich darüber in einigen frühern Abschnitten ausgesprochen. Denn wer z. B. in eine Engadiner Küche tritt, — so ging mir's zu Zuz und in mehrern Ortschaften, — und die auffallende Holzverschwendung auf dem offenen Feuerherde bemerkt, dem möchte doch gewiß dabei die Galle überlaufen, weil von einer Holzersparniß nicht ein Gedanke ist. Eben so wenig wird man bemerken, wie sie anderwärts von häuslichen Bequemlichkeiten Gebrauch machen, die man sich schon längst in andern Ländern verschafft hat.

In dem Hause meines Wirths, fand ich den teutschen Appenzeller-Kalender, und ich gestehe, sein Anblick

*) Reiche Familien schicken nicht bloß ihre Söhne, sondern auch häufig die Töchter in auswärtige Erziehungsanstalten, hauptsächlich um der teutschen Sprache willen. Daher man in guten Häusern dieselbe selbst von Frauenzimmern rein nnd grammatisch-richtig sprechen hört. Diese Bemerkung hatte ich in der Krone zu Viko soprano im Bergell zu machen Gelegenheit, wo man ein über mein Erwarten reines Teutsch sprach.

heimelete*) mich recht an, da ich in einem ganz romanischen Thale, diesen alten bekannten, nicht erwartet hatte. Noch auffallender war es mir aber zu vernehmen, daß man in der Landessprache ein solches Volksschriftchen, und das sollte eigentlich der Kalender seyn und werden, ganz vermisse. Ich habe im ersten Abschnitt gesagt, daß die romanische Sprache äußerst arm an Schriften sey, und die gesammte Literatur derselben sich höchstens nur auf 30 Bücher belaufe. Da nun seit mehrern Jahren unter den Gebildeten des Engadins ein reger Sinn für Volks- und Jugendbildung erwacht ist und zugleich der Wunsch rege wurde, dem Volke einige zweckmäßige und gemeinnützige Schriften in die Hände geben zu können, so möchte ich glauben, daß ein in der romanischen Sprache geschriebener Kalender, sich vorzüglich dazu eignen würde. Es versteht sich, daß alles was den Aberglauben (man denke nur an das sogenannte Aderlaß-Männchen rc.) nähren und unterhalten kann, hauptsächlich fade Späßchen, und zweideutige, wohl gar schmuzige Anekdötchen durchaus wegbleiben müßten.

Ich bin daher im Allgemeinen mit dem einverstanden,

---

*) Nur für solche Leser, denen dieser Schweizer-Idiotismus unbekannt seyn sollte, bemerke ich, daß man unter „anheimelen" eine angenehme Empfindung versteht, die der Anblick irgend einer Sache in uns erweckt, und wodurch gleichsam eine lebhafte Erinnerung an unsre Heimath erregt wird. Der bekannte und beliebte Dichter von Salis drückte sich einst bei dem süßen Rückblick den er auf seine Kinderjahre warf, auf folgende Weise aus:

O süße Zeit! als ich von Haselhecken
Mein Pferd mir schnitt,
Und rasch einher auf dem gestreiften Stecken,
Das Feld durchritt.

Was der Dichter hier empfand, das sagt der Schweizer mit den Worten: es heimelte mich recht an!

was in einer vor mehrern Jahren abgehaltenen General-Versammlung des Bündner evangelischen Schulvereins über die Herausgabe eines Volksblattes zur Sprache gekommen, und über Inhalt eines so nüzlichen und zweckmäßigen Schriftchens gesagt und gewünscht wird *). Nur würde ich den Preis desselben für 5 Bogen, von 20 — 25 kr. zu hoch finden. Nach mehr als 30jährigen Erfahrungen auf dem Lande, hab' ich gefunden, daß in der Regel weder das Bücherlesen, noch viel weniger das Bücherkaufen, des Landmanns Sache sey. Da der Engadiner von jeher aus Mangel an Schriften des Lesens ganz ungewohnt und ungeübt ist, so wird er schwerlich dafür jezt Geld ausgeben wollen; man gebe ihm daher ein Blatt in die Hand, das sich schon seit undenklichen Zeiten bei ihm das Hausrecht erworben hat, und dies wäre nach meinem Rath, — ein zweckmäßiger Kalender. Er darf aber nicht höher als 6 bis 8 kr. zu stehen kommen, den dann auf solche Weise auch die ärmste Haushaltung ankaufen, und nach und nach zum lesen Geschmack finden wird. Geschieht dies auch anfänglich von den Alten nicht, so thun es die Kinder, und durch diese werden die Aeltern alsdann bewogen, ihre Blicke in diesen nüzlichen, belehrenden, auch kurzweiligen, in ihrer eigenen Sprache verfaßten Kalender zu werfen. Was nicht im ersten Jahre gewonnen und erreicht wird, geschieht im zweiten und folgenden.

Und den vorhin genannten Verkaufspreis alsdann so niedrig zu stellen, ist gar wohl möglich, wenn sich die Kreisvereins-Schul-Kasse, im Ober- und Unter-Engadin, oder irgend ein dazu geeigneter Privatmann dazu verstehen würde,

---

*) Siehe Bericht über Stand und Wirksamkeit rc. 9ter Jahrbericht S. 174.

den Druck und Verlag dieses Volkskalenders selbst zu besorgen. Es ließ sich dabei wohl berechnen, daß man nicht bloß die darauf verwandten Auslagen wieder zurückerhalten, sondern sich auch noch darüber hinaus ein Guthaben durch den eigenen Verlag für die Kreisschulenkasse versprechen dürfte.

Diese Idee mag auch der (von Isaak Iselin 1777 gestifteten) Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnüzigen in Basel, vorgeschwebt haben, als sie vor einiger Zeit, und mehrere Jahre nach einander, einen Preis von 4 — 500 fl. auf den besten Volkskalender aussezte. Diese Gesellschaft, deren unablässiges Bestreben es ist, Segnungen aller Art unter ihren Mitbrüdern zu Stadt und Land zu verbreiten, glaubte, durch ein rein moralisches, nüzliches und zweckmäßiges Volksbuch in der Form eines Kalenders, ihren schönen Zweck zu erreichen. Und so sage ich mit dem würdigen Manne, der in einer Generalversammlung des bündnerischen Schulvereins, ein Winter-Volksblatt empfiehlt, daß es auf die vorbeschriebene Weise das Volk gar nicht merkt, wie man die schöne Absicht habe, für Schule und Haus, ihm etwas in die Hände zu geben, das auch der Aermste sich anschaffen kann.

Doch ich lenke wieder nach dieser Abschweifung, den Weg nach Zuz ein. Es mag hier noch bemerkt werden, daß ich den lustigen und schlauen Spaz, der so gern um uns Menschen ist, und am liebsten seine Kinderstube unter unserm Dache aufschlägt, sich aber in den obern Gemeinden des Engadins nirgends blicken läßt, hier wiederfand. Die Ursache ist wohl keine andere, als weil er hier für sich und seine Familie mehr Körner als in der Gegend von St. Moriz und weiter hinauf findet, wo es — wie wir bereits gemeldet, ganz an Getreide fehlt.

Unterhalb Skanf, einem gleichfalls ansehnlichen, stattlichen Flecken, verließ ich die Hauptstraße und den jugendlich-raschen Inn, der mir bisher treu zur Seite gefolgt war, um mich nach und nach dem hohen Skaletta zuzuwenden. Eine alte, seitwärts gelegene Kirche, Kapella genannt, mit einem, jezt aber in eine Privatwohnung verwandelten Hospitale, zeigte mir den schmalen, ins Dörfchen Sulsanna führenden Fußpfad. An diese jezt verödete Kirche reihen sich einige geschichtliche Merkwürdigkeiten an, die ich hier gern mittheilen will. Bekanntlich halten sich das Jahr hindurch mehrere hundert Tyroler Handarbeiter, beiderlei Geschlechts im Engadin auf, die ihren reichlichen Verdienst hier finden, nirgends aber einen katholischen Gottesdienst (mit Ausnahme von Tarasp und Samnaun), besuchen können. Diese ließen daher vor mehrern Jahren am Hochgericht die Anfrage machen: ob man ihnen nicht für ihren Gottesdienst eine Kirche einräumen möchte? Mit Vergnügen gedachte man zu entsprechen, und beschloß ihnen Kapella zu überlassen. Nur gab die Obrigkeit den Gegenwunsch zu erkennen, daß die lombardische Regierung den Evangelischen zu Klefen, die gleiche Begünstigung gestatten möchte. Darauf aber erhielten sie abschlägliche Antwort, und so zerschlug sich die Sache wieder.

In Sulsanna, diesem an sich unbedeutenden und wenig ins Auge fallenden Dörfchen, das von dem sichtbaren Wohlstande, und der Reinlichkeit seiner übrigen Mitschwestern, gar nichts aufzuweisen hat, kehrt der Wandrer nach Davos, nothgedrungen noch einmal ein. Man thut wohl, sich des beschwerlichen Weges halber, über den steilen Rücken des Skaletta und bis zum nächsten jenseits gelegenen Wirthshause zum Dürrenboden, 3½ Stunde, noch mit etwas Speise und Trank zu laben, Muth und Kräfte zu

sammeln, und einen Führer aufzusuchen. Aber alles dies hielt schwer; denn mitten im Dorfe bei guter Tageszeit angelangt, bemerkte ich lang keine Seele auf der Straße, und vernahm nirgends einen menschlichen Laut. Ja, hätte ich nicht hie und da ein schlafendes Käzchen am Fenster, oder ein Hühnchen am Wege bemerkt, sicher hätte ich geglaubt, der Ort sey wohl gar ausgestorben! Viel hatte ich auch nicht gefehlt. — Doch erblickte ich endlich noch ein menschliches Wesen, dem ich mich aber nur mit Noth durch Mienen und Geberden verständlich machen, und das Wirthshaus erfahren konnte. Nach und nach fand sich auch die Wirthin ein, und dies beruhigte mich schon in etwas. Aber in Absicht auf Erquickung mit Speise und Trank, sah ich mich doch getäuscht, da außer etwas gemeinem Wein und schwarzem steinharten Brote, nichts zu erhalten, und mein, durch gute Kost in St. Moriz verwöhnter Magen an eine solche Nahrung nicht gewöhnt war. Endlich stellte man eine spartanische Suppe auf, und nun ging es etwas besser.

Dieser Ort, 1 Stunde von S k a n f und Tochterkirche von E i n u s k e l, ist in jeder Hinsicht arm, an Einwohnern und Vermögen, da die Wiesen und Alpen sämmtlich an ihre reichen Nachbarn in S k a n f verpfändet, und die Bewohner gewissermaßen nur ihre Lehenleute sind. Im Sommer 1830 zählte man in diesem nicht ganz kleinen Dorfe nur 8 erwachsene Mannspersonen, und auch diese befanden sich bei meiner Anwesenheit fast mit allen Weibern und Kindern zur Einsammlung des Futters in den Alpen. Daher kam es, daß ich beinahe alle Häuser verschlossen fand und Mühe hatte, über das Gebirge einen Wegweiser zu finden. Doch nach langem Harren ließ sich endlich ein junger Mensch, unter guten Versprechungen erbitten, mich, aber nur bis auf die Höhe, 3 Stunden weit, zu begleiten.

Wir hatten bei anscheinend günstiger Witterung, die armselige Herberge verlassen, und stiegen nun muthig den rauhen Berg hinan. Bald aber veränderte sich die Sonne; der Himmel umzog sich, Regen verkündende Wolken senkten sich immer tiefer, und hülleten uns in einen kalten Nebel ein, der nach und nach in anhaltenden Regen und Schneegestöber überging, und das Steigen über die ohnehin beschwerliche Anhöhe noch mehr erschwerte, so daß ich es kaum wagen durfte das Auge zu öffnen. Immer stärker und wilder rollte das Wasser von beiden Seiten der Anhöhe herab, und bildete nach und nach einen ziemlich breiten Bach. Ich hatte von Glück zu sagen, daß mein Führer des Weges, der sich unter dem Schnee ganz verlor, kundig war, indem es das Ansehen hatte, als wenn Himmel und Erde verschwinden, und uns in ewigen Nebel und Schnee einhüllen wollten. In solchen Fällen bewährt sich der Nuzen, wenn man in der Jugend einige Fertigkeit in der Turnkunst erlangt, und dadurch den Gliedern mehr Gelenkigkeit verschafft hat; denn der Weg zog sich über das angelaufene Bergwasser bald rechts bald links hinüber und herüber, und machte mich, da der Bach immer mehr anschwoll, wegen der Fortsezung meiner Reise, nicht wenig besorgt. Mit der angestrengtesten Kraft, sah ich mich mehrmal genöthiget, über das wildtobende Bergwasser zu sezen, das von Minute zu Minute immer wilder ward, und durch Nebenkanäle verstärkt wurde. Unter der Besorgniß, ob wir uns auch wieder vereinigen würden, warf ich einigemal Regenschirm und Habseligkeiten hinüber, und sezte muthig nach. Doch endlich gelang mir's die auf der Höhe befindliche Schafhütte, welche Heinrich Keller auf seiner 1830 erschienenen Reisekarte richtig bezeichnet, in der folgenden Ausgabe aber weggelassen hat, zu erklimmen.

Aber hier verließ mich mein Führer, nachdem er mich vor Frost zitternd und durchnäßt, in die offene, dem Durchzug ausgesezte Hütte, eingeführt hatte. Keine Bitten, keine weitern Versprechungen, mich doch noch hinab zur ersten menschlichen Wohnung — die ja nur noch eine halbe Stunde entfernt lag, zu bringen, konnten ihn bewegen, bei mir zu bleiben, und weiter zu bringen. Mit dem schwachen Troste, daß ich nun nicht mehr fehlen, und sobald sich der Himmel wieder aufheitern, ich dann auch das Haus zum dürren Boden tief unter mir erblicken würde, kehrte er mir unerbittlich den Rücken, und verschwand! —

Ich kann die Aengstlichkeit nicht schildern, die mich auf dieser unwirthbaren Berghöhe überfiel, da ich von aller Welt verlassen, ohne Rath und Hilfe hier in einem offenen, feuchten Stalle saß, und mit düsterm Blicke mein Auge auf den trüben Himmel richtete. Doch lasse man nur in finstern Stunden den Muth nicht sinken! Hilfe kommt doch noch! sie widerfuhr auch mir! denn nachdem ich ein Paar Bissen hartes Brot genossen, und mich mit etwas Chokolade gestärkt, hatte ich die Freude zu sehen, wie sich nach und nach der erzürnte Himmel wieder mit der Erde aussöhnte, und mir seine Gnadensonne leuchten ließ. Ich traf alsbald Anstalt zur Fortsezung meiner Reise, und freudig erblickte ich wirklich, wiewohl in weiter Entfernung unter mir das bezeichnete Wirthshaus in der Landschaft Davos, 6150 Fuß überm Meer gelegen. In einer halben Stunde hatte ich's erreicht, und bei einer gegen durchnäßte und der Erquickung bedürftige Reisende gefälligen Familie, erholte ich mich am warmen Ofen bald wieder, so daß ich mit einem Durchreisenden, der meine Straße zog, noch Abends bei guter Tageszeit, im Dörfli, so hieß der Ort zu Davos, anlangte.

Indem ich im hiesigen Wirthshause, unter — wie ich

glaube, recht braven, christlichen Leuten, bei einem extraguten Glase alten Veltliner, und freundlicher Bedienung, von den erlittenen Strapazen gemächlich ausruhen, meinen Gedanken und Betrachtungen so ganz con amore nachhängen, und das Tagebuch gemächlich ordnen kann, will ich den Leser noch einmal im Geiste zurück auf den rauhen Skaletta führen.

Wohl nicht mit Unrecht führt dieser, über die rhätische Bergkette zwischen dem Ob=Engadin und Davos gezogene Paß, den Namen Skaletta, d. h. eine kleine Stege (von Scala); denn hat man von Sulsanna aus, ohngefähr zwei Drittel des Berges überstiegen, so gelangt man zu einer Art von Treppe, die die Natur selbst, den Uebergang zu erleichtern, scheint ausgehauen zu haben. Man wird es zwar für unwahrscheinlich finden, wenn ich bemerke, daß der Waarentransport über seinen eingesattelten Rücken, hauptsächlich mit Wein, im Winter stärker als im Sommer sey; aber es ist doch so; denn der Wein und die übrigen Handelsartikel können auf Schlitten weit leichter und wohlfeiler über das Gebirge gebracht werden. Bringen die Saumrosse Korn, so geschieht dies über den Fluela. Ich will diesen Anlaß benuzen, um hier einige Nachrichten über die Säumer und ihren Beruf, die ich einem schäzbaren Freunde allhier im Dörfli auf Davos, verdanke, mitzutheilen.

Gegen gute Bezahlung machen sich die Einwohner von Sulsanna für einen Winterkurs verbindlich, in der strengen Jahreszeit diesen Bergpaß offen zu halten, und deshalb finden sich vor eintretendem Winter die Säumer des Unter-Engadin hier ein, um mit ihnen darüber zu akkordiren. Diese stellen nun eine bestimmte Anzahl Pferde, auf den Fall hin, daß wenn jene mit Waaren, die über den Berg bestimmt sind, im Dorfe ankommen, sie dieselben weiter spediren können. So oft ein frischer Schnee gefallen, liegt

es in ihrer Pflicht, mit hinlänglicher Mannschaft, und versehen mit starken Pferden auszuziehen, und den Paß wieder zu öffnen, was ihnen akkordmäßig bezahlt wird. Solche Personen oder Wegöffner heißen in der dasigen Sprache Ruttner, und die Betreibung ihres Geschäftes, ruttnen *). Sie sind nur gedungene Leute, und dürfen mit den Säumern selbst, nicht verwechselt werden. Jedes Thier, Saumroß genannt, trägt einen, aus hölzernen Sparren zusammengefügten Sattel, der auf beiden Seiten weit herabhängt, und das Pferd vom Hals bis an die hintersten Rippen bedeckt; der weiche Theil von diesen bis an die Hüfte, bleibt frei. Diese Sattel werden nur im Sommer und Spätjahr gebraucht. An und auf denselben werden die Waarenballen, welche eine ziemlich gleichmäßige Gestalt haben müssen, so vertheilt und angebunden, daß die ganze Last, welche einen Saum von wenigstens 15 bis höchstens 22 Rupp beträgt, im Gleichgewichte hängt. Alle Saumrosse tragen einen Maulkorb, theils damit sie auf dem Marsch längs den Seiten des Wegs, weder Gras noch Baumzweige ergreifen können, wodurch leicht ein ganzer Zug aufgehalten wird, theils daß sie bei Strapazen nicht zu viel Schnee einsaugen können. Das Vorroß trägt eine große Glocke, oder statt dieser eine große Schelle. Die übrigen tragen 6 bis 7 große messingene Rollen über die Brust, die ziemlich laut tönen. Ueber ihre Last ist gewöhnlich eine große, mit allerlei Figuren gezierte Decke von Wachstuch, in der dasigen Mundart Blaka genannt, ausgebreitet. Ein Säumer führt gewöhnlich einen Stab Rosse **), und ein gutes Saumroß

*) Stalders Idiotikon Bd. 2. S 296; das Wort ist italienischen Ursprungs.

**) Man versteht darunter gewöhnlich eine Zahl von wenigstens 6 bis 12 Thieren.

kostet im Durchschnitt 15 Louisd'or, dient aber selten länger als 8 Jahre *).

Dieser Beruf ist nun wohl einträglich, aber auch sehr oft lebensgefährlich. Mein Führer, der solche gefährliche Fahrten über den Skaletta schon oft mitgemacht, und mit den damit verbundenen Beschwerden vertraut war, versicherte mich, daß sich jedesmal beim Ausrücken die Mannschaft mit dem Gedanken auf den Weg begebe: Wir ziehen jezt unserm Tode entgegen! Ja selbst dann, wenn die Säumer bei der günstigsten Witterung ausfahren, so stellt sich doch zuweilen schon nach Verlauf von wenigen Stunden, ein warmer Südwind (Fön) ein der sie in augenscheinliche Lebensgefahr versezt. Von der Erschütterung in der Luft, die durch das Geräusch der Menschen, oder vom Schellen der Pferde, oder durch Stürme in den Wäldern verursachet wird, reissen sich mit unglaublicher Gewalt, ganze Schneemassen, Lawinen genannt, los, vergrößern sich im Laufe immer mehr, reissen Steintrümmer, Bäume, Erde und was ihnen in den Weg tritt, mit unwiderstehlicher Gewalt fort, und sezen demnach die armen, dem Schicksal Preisgegebenen Säumer, mit Roß, Waaren und Schlitten, der größten Lebensgefahr aus.

Ich habe selbst bei meinem Uebergang, die traurigen Ueberreste einer solchen Zerstörung, die sich hier ein Jahr vorher zugetragen hatte, mit Augen gesehen; und doch sprach mein Führer davon mit einer Gleichgültigkeit und Ruhe, als von einer unbedeutenden Sache. Dies mag aber wohl die Gewohnheit und der Umstand machen, daß solche

---

*) In dem Werke: die Bergstraßen durch den Kanton Bünden, die Kupfer von Jakob Meyer, der Text von Dr. Ebel 1826, findet man S. 138 mehreres über Säumer und Saumrosse; doch weichen diese Berichte von den meinigen nicht wenig ab.

Personen zuweilen täglich, gegen Sturm, Ungewitter und Unglücksfälle anzukämpfen genöthiget, und dadurch abgehärtet ja fast gleichgültig werden. Pferdeknochen, und Trümmern zerbrochener Schlitten, Fässer u. s. w. lagen noch im Abgrunde; mehrere Menschen aus Sulsanna hatten dabei ihr Leben eingebüßt, und Andere waren noch glücklich aus dem Schnee hervorgegraben und mit Mühe gerettet worden. Ist aber die Fahrt günstig, und stoßen den Säumern keine Unglücksfälle durch die Lawinenschläge zu, so kann zur Winterszeit weit mehr auf Schlitten als im Sommer mit Saumrossen geführt, und dabei verdient werden. Für 1 Saum Wein, aus 2 Lägelen bestehend, werden bis auf die Höhe des Skaletta oder bis zum Hüttchen 2 fl., bis hinab ins Dörfli im Davos noch 1 fl. bezahlt. Im Sommer hingegen kostet der Transport noch einmal soviel, weil der Weg beschwerlicher, der Transport auf Saumrossen geschieht, und jedes nicht mehr als 2 Lägele tragen kann. Im Davos befinden sich bedeutende Weinlager, und einige wohlhabende Weinhändler, welche nach dem Prättigau in's Montafun und Schanfigg einen ausgebreiteten Weinhandel treiben, den Wein in Sulsanna mit eigenen Rossen, entweder selbst holen, oder auf eben beschriebene Weise führen lassen. Seitdem aber die Straße von Chur nach Italien angelegt ward, hat dieser Handel über den Skaletta nach Davos rc. bedeutend abgenommen.

In Bünden stehen die Säumer in moralischer Hinsicht auf einer niedrigen Stufe, indem ihr Beruf einen nachtheiligen Einfluß auf ihre ganze Lebensweise, Denk- und Handlungsart äußert. So fand ich sie auf dem Wege über den Albula zu Bergün, zu Stalla am Julier, und wie ich schon früher bemerkte, zu Parpan. Das viele Wein- und Branntweintrinken stumpft ihre Sinne und das bessere Ge-

fühl für alles, was Ehrbar, Recht und Gut ist, ab. Der Müssiggang an den Tagen, wo sie in Ermangelung eines Waarentransportes zu Hause bleiben müssen, verleitet sie zum Spiel und Trunk, und der stete Aufenthalt auf der Straße, der Verkehr mit eben so rohen Menschen als sie sind, das immerwährende Anstreiten gegen Sturm und Schnee, bringt bei ihnen eine Rohheit des Charakters hervor, die sich in Fluchen und Schwören, in Mißhandlungen ihrer Thiere, in Zank und Raufereien unter einander, auf das Auffallendste äußert. — So muß ich sie nach gemachten Erfahrungen im Allgemeinen bezeichnen; aber zur Ehre der Davoser-Säumer muß ich auch wieder bemerken, daß diese nicht gar günstige Schilderung nur von sehr wenigen gilt. Die hiesigen lieben zwar auch noch sehr den guten Rebensaft, mit dessen Zuführen sie umgehen, aber Berauschungen fallen hier nicht mehr so häufig vor, und Schlägereien sind gar selten.

Anhang.

*

1.

Der Veltliner-Wein,

dessen ich noch am Schluß meiner Schilderung über das Engadin und seine Bewohner gedenken muß, ist fast als ausschließliches Getränke zu betrachten, dessen sich die Kurgäste und wohlhabende Familien im Thale, bedienen. Es gereicht den Wirthen und Weinschenken daselbst zum Lobe, daß sie sich, — in der Regel, und so viel ich darüber Erfahrungen gemacht, — mit Mischung und Verfälschung dieses herrlichen Getränkes, nicht abgeben. Gleichwohl wird es etwa nur bis Chur rein und ächt, und sobald es die Grenze des Kantons überschritten hat, durch die Schuld der Händler und Schiffer auf dem Rhein, schon nicht mehr in seiner natürlichen Güte und Reinheit gefunden.

Diese seine ursprüngliche Güte mit Lieblichkeit verbundene Kraft verleitet aber auch nicht selten den Kurgast, des Guten hierin etwas zu viel zu thun, so daß es wohl gar zum Mißlingen der Kur mit beiträgt, weil es den Liebhabern desselben nicht selten schwer fällt, darin gehörig Maaß und Ziel zu halten. Und hat nicht schon Mancher, ohne den gehofften Vortheil an der Quelle gefunden zu haben, den Rückweg zur entfernten Heimath wieder angetreten? Ja, möchte nicht vielleicht der Grund davon in dem Genusse dieses starken und hizigen Getränkes zu suchen seyn? Ich glaube, gerade hier fällt es manchem schwer, das ne quid nimis! zu beobachten.

Wohl vernimmt man nicht ungern einige nähere Bemerkungen über den Anbau und den Vertreib dieses allgemein geschätzten edlen Getränkes, das selbst dem Bordeau-Wein gleichgeachtet wird, und von der Provinz, die es erzeugt, seinen Namen führt. Aber es möchte nicht ganz ohne Interesse gelesen werden, wenn wir der kurzen Schilderung dieses Produktes, einige Notizen über die physische und moralische Beschaffenheit seiner Bewohner und der Schönheiten dieses Thales selbst vorausschicken.

Dieses 17, nach andern 20 Stunden lange Veltliner-Thal, das heut zu Tage dem lombardisch-venetianischen Königreiche angehört, und dem Gouvernement Mailand zugetheilt wurde, ist ohnstreitig eines der schönsten und ohne Widerspruch, das fruchtbarste Thal in Europa, indem es die Produkte Siciliens und der Alpen besizt, und die Reize der italienischen und Alpennatur vereinigt. Lehmann *), welcher sich einige Jahre darin aufgehalten, behauptet, daß es ein kleines Paradies, oder doch wenigstens der Vorschmack des paradiesischen Italiens, mit Recht genannt werden könne. so viel ist sicher, daß das Auge, das hier zwischen Staunen und Entzücken wechselt, mit wenigen Blicken einen Umkreis von vielen Meilen beherrscht. Denn das Veltlin bildet ein größeres oder kleineres Amphitheater, nach Verhältniß des sich verengenden und erweiternden Thales, dessen Schönheiten weit über alle Beschreibung sind. Das Ufer des nicht unbeträchtlichen, fischreichen Flusses, Adda, die Hügel, die Thäler, die Abhänge, die Gipfel der Berge, sind mit Kirchen,

---

*) Er gab in den Druck: Die Landschaft Veltlin, nach ihrer bisherigen politischen und geographischen Lage und Verfassung dargestellt. 8. Magdeburg 1797. In meinen hier mitgetheilten Nachrichten bin ich mit Vorsicht dem Verfasser dieser Darstellung gefolgt.

Dörfern, Höfen, Hütten und Palästen besäet, die gleichsam aus den Weinreben und Kastanienwäldern herauszuwachsen scheinen. Auf den prächtigsten Hügeln thronen die dickbäuchigen Repräsentanten der Gottheit, um ihre verheerenden Blize unter ihre abergläubische Heerde zu schleudern. Die ganze nördliche Seite des Thals ist ein ununterbrochener Weingarten, der von Feigen, Mandeln, Kastanien, Granaten und Maulbeerbäumen beschattet wird. Im Busen hoher Felsen von den Sonnenstrahlen tausendfach durchheizt, nährt auch die südliche Seite stete Saatfelder, kleine Weinberge und blühende Viehweiden. Das Thal gleicht einem großen Veilchenbeete, das Wohlgerüche umherstreut, geschwängert von dem Dufte der stolzen Granate, des bescheidenen Rosmarin, der prächtigen Rose, der frühen Mandel, des immer grünen Buchsbaumes, der hier 25—30 Schuh hoch wächst, und dessen Holz zu Flöten und andern Instrumenten häufig verarbeitet wird. Die Ebenen sind mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Türkenkorn, Hirse, Kartoffeln und Buchweizenkorn besäet. Die Hügel sind von unten an bis oben, mit Weinreben, Feigen, Granaten, Mandeln und einer Menge edler, fruchtbringender Bäume bedeckt. Jeder Acker, so wie jede Wiese trägt jährlich wenigstens zwei, viele drei, und einige sogar vier Früchte. Der Maubeerbaum nährt Millionen Seidenwürmer, und die Nebenthäler haben schöne Viehzucht, Steinbrüche und Eisenschmelzen. Die Bienenzucht ist beträchtlich, und wildes und zahmes Geflügel in Menge vorhanden. Dem Thale fehlt nichts von nothwendigen Naturprodukten als Salz, das es sich jedoch mit geringen Kosten verschaffen kann.

Ein ungenannter Dichter, vielleicht Thiele, ehemals Lehrer am Philanthropin zu Holdenstein, singt von diesem Thale:

Vallis erat, formosa satis, nimis apta colonis,
Moribus ornata: est Vallis Tellina vocata.
Arboris est illic, vitum generosa propago.
Fertilis est frugum; satis est ibi copia lactis,
Castaneae multaeque; nuces ibi sunt quoque plures.

Eine solche Landschaft wäre würdig, auch von einem edlen und fleißigen Volke bewohnt zu werden. So ist's aber nicht. Der Landmann ist arm und betreibt bei der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes den Ackerbau sehr nachlässig. Man möchte ihn ein williges, an alle Strapazen gewöhntes Lastthier nennen, das nur für seinen Edelmann, und für die Pfaffen in den Klöstern arbeiten, dabei unter der Last der beschwerlichsten Arbeiten fast erliegen muß, und doch im Grunde kein eigentliches Eigenthum besizt. Jezt noch, wie vor 100 Jahren, baut der Landmann, in ärmliche Lumpen gehüllt, an seiner leimernen, mit Papierfenstern verklebten Hütte, seinen fruchtbaren Ackerboden, Wiese und Weinland, deren Ertrag ihm aber keine Freude macht, weil ihm das Gefühl des sichern Besizes fehlt, das allein in den Menschen schaffende Kräfte erweckt. Gleichgültig sieht er die schönsten Wiesen vermooren, indeß sein Acker nicht hinreicht, seine Kinder mit schwarzem Brote zu sättigen. Jedes Wechsels zum Bessern bisher ungewohnt, kömmt auch kein Plan von Verbesserung in sein dumpfes Gehirn. Seine einzige Leidenschaft ist seine Religion, denn die Drohung mit Teufel und Hölle, die so lange im Solde der Pfaffen standen, und das freche Versprechen seiner Priester ihn mit dem Gotte zu versöhnen, aus dessen Barmherzigkeit die größten Sünder einen ausschließenden Handel machen, treiben ihn in einen engen Kreis von Furcht und sinnlosen Hinbrüten bei seinen ärmlichen Genüssen umher. Seine lebendige Gottheit auf Erden ist — sein Gutsherr, sein Beichtvater und des Ammanns Weibel!

Hätte der Veltliner eine von Aberglauben gereinigte Religion, nähme man ihm die Hälfte seiner üppigen, zügellosen, ausgelassenen, zu reichlich gemästeten Priester, unterwürfe man diese Verehrer des Bacchus der Macht der Geseze und nicht einem fremden Bischof in Como, dessen Minister leicht zu bestechen sind, klärte man seinen Hottentottenverstand auf, und müßten die Buben und Mädchen lesen und schreiben lernen; dämmte man den Stolz der übermäßig reichen Edelleute, sezte man der Chicane der Advokaten Schranken, hemmte man seinen natürlichen Hang zu allen Arten von Ausschweifungen — so gäb es keine wohlhabenderen, keine glücklicheren Menschen als die Einwohner dieses von der Natur so reichlich gesegneten Landes.

Dieses herrliche Thal zählt jezt kaum noch eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, und es ist hinlänglich bewiesen, daß es mit seinen Produkten wenigstens 150,000 Einwohner reichlich ernähren könnte. Als Graubünden in den Besiz dieses Landes kam, belief sich die Bevölkerung auf 100,000 Seelen.

Der vortreffliche rothe Wein ist das Hauptprodukt des Thales, davon jährlich um 60,000 Dukaten ausgeführt, und wenigstens um 40,000 Dukaten im Lande consumirt wird. Schon Lemnius, der bekannte Epigrammatist und beißende Satyriker, ein Graubündner, Zeitgenosse und heftiger Gegner Luthers, sang von diesem köstlichen Rebensafte:

Potenti Augusto
Quondam praebentia pocula grata.

Dieser Wein, dessen Reben die Nordseite des Thales zu einer beträchtlichen Höhe bedecken, würde einer der besten von Europa seyn, wenn er nicht durch eine ganz sonderbare, verkehrte Behandlungsart, daran gehindert würde. Denn dem Veltliner ist eine dickrothe Farbe die Hauptsache, und um diese zu erhalten, opfert er alle andern Eigenschaften

auf. Uebrigens kommt er an Feuer dem besten Italienischen, doch nicht an Süßigkeit gleich. Seine Vortrefflichkeit aber erhält er erst durch die Auswanderung, wenn er nämlich in kalte oder gebirgige Gegenden versandt, und da aufbehalten wird, wodurch er zugleich etwas blasser aber auch stärker zu werden pflegt. Daher kommt es, daß er aus den Weinlagern im Engadin, Davos und Parpan so köstlich hervorgeht. In der Schweiz, aber hauptsächlich zunächst in Graubünden findet und trinkt man ihn in seiner wahren Güte und Vortrefflichkeit. Ehedem sandten daher reiche Adeliche ihre Vorräthe nach dem Engadin, füllteten die dasigen Felsenkeller, und ließen in der Folge von Zeit zu Zeit, ihren Hausgebrauch wieder kommen. Vor der französischen Staatsumwälzung in den neunziger Jahren, fand man ihn zu Chur und auf andern Bündner adelichen Schlössern 100 und mehrere Jahre alt, was aber nachher, und nachdem dem Kanton diese schöne Landschaft entrissen wurde *)

---

*) Herzog Maxmilian Sforzia von Mailand, den die Schweizer 1512 in sein verlornes Herzogthum wieder eingesezt hatten, trat damals das Veltlin mit Chiavenna, Bormio und Pusklav an Bünden förmlich und auf ewige Zeiten ab. Von da an wurden diese Thäler den Bündnern von allen Kaisern, so wie von Frankreich und Spanien sehr oft bestätiget und gewährleistet. Gleichwohl nahm in der Folge Spanien davon wieder Besiz, wurde aber 1628 durch die Franzosen wieder daraus vertrieben, so daß erst 1637 Bünden wieder zur Herrschaft über Veltlin gelangte, nachdem es die Franzosen gezwungen hatte, dasselbe wieder zu verlassen. Unbestritten war von nun an dessen Besiz, aber bis 1797 herrschten oft zwischen Bünden und Veltlin große Streitigkeiten. In diesem Jahre verlangte die Mehrheit als 4ter Bund zu Graubünden aufgenommen zu werden, welches aber die falsche Politik der Häupter dieses Freistaates abschlug. Die Veltliner wandten sich daher an den französischen General Bonaparte, der damals die ganze Lombardei erobert hatte. Veltlin sandte

nicht mehr der Fall ist. Je älter er wird, desto mehr verliert er seine dunkelrothe Farbe, und wird braunroth.

Es läßt sich leicht denken, daß in den bestgelegensten Gegenden des Landes, die Weinberge auch um so höher im Preise stehen; wirklich bezahlt man auch eine Quadratklafter von 6 Schuhen mit 4 bis 5 fl., und dennoch verzinset sich das Land zu 5 von 100. Dieses Gewächs wird auf eine

---

einen Gesandten an ihn, und es sollte unter Bonapartes Vorsitz die Sache ausgeglichen werden; aber die Bündner-Gesandten erschienen — nicht! Der große Feldherr, den Bünden für das, was er war, nicht erkannte, und anerkennen wollte, sezte gleichwohl eine abermalige Zusammenkunft an, Bünden schickte aber wieder keinen Gesandten dahin!! Nun wurde Veltlin nebst den übrigen Landschaften Chiavenna und Bormio am 10ten Oktober 1797 durch einen Machtspruch Bonapartes, von der Schweiz abgerissen, mit der damaligen Cisalpinischen Republik vereiniget, und kam nachher an Oestreich. Die adelichen Bündner Familien, welche im Veltlin alle ihre Besizungen eingebüßt und in Armuth gerathen waren, sandten den nun verstorbenen, Staats-Cassier Daniel von Salis aus Chur, 1814 an den Wiener-Congreß, welcher alle Bemühungen anwandte seinen Landesleuten diese ihnen entrissenen Provinzen wieder zu verschaffen. Man ließ selbst von Seiten der Tagsazung beim Kaiser in Wien Vorstellungen machen; aber umsonst; man erhielt bloß schöne Versprechungen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und es hatte den Anschein, daß sie ganz leer ausgehen würden. Aber der Beharrlichkeit des ob Genannten in einem Zeitraume von 20 Jahren, hat man es zu verdanken, daß endlich 1833 eine Entschädigung von ohngefähr 160,000 Louisd'or eintraf. Freilich beläuft sich der wirkliche Verlust auf das Doppelte: man fand aber doch für rathsam, bei dem unsichern Stande des europäischen Friedens die Summe anzunehmen. In manchen Familien namentlich in den Salischen, kehrte einiger Wohlstand zurück. — Die Entschädigung erfolgte großentheils in Baar, den noch vorhandenen unverkauften Gütern und Anweisung von Forderungen im Veltlin.

von andern teutschen Weingegenden ganz verschiedene Weise gepflanzt, und sogar hin und wieder die Reben an die Bäume hinauf und von einem zum andern gezogen, auf welche Weise viele Trauben gewonnen werden. Die Weinbauern welche mehr auf die Quantität als Qualität sehen, ziehen solchen an niedern Pfählen. Da aber auf diese Weise die erdichten Theile zurückbleiben, während die Säfte, woraus der Wein gezogen wird, durch höhere Kanäle sich sublimiren müssen, so ist er von niedern Stöcken, weit herber und wässeriger.

Man findet im Veltlin bei 30 verschiedene Sorten Trauben. Die beste und vorzüglichste wird Chiavennaska genennt, und stammt wahrscheinlich aus Klefen. Sie gibt den besten Wein, wenn sie mit einer andern Art, Roßola verbunden wird, welche zur Haltbarkeit und Güte des Weins, viel beiträgt. Aber die vornehmste unter allen zum Essen bestimmte Traube heißt Muskatellon d'Espagne, und und wird nur an gut gelegenen Spalieren gepflanzt. Die Traube wird Ellen lang, die Beere erreichen die Größe einer Pflaume, und sind vollkommen eyförmig; der Saft ist fleischig, ganz süß und muskirt, die Schale dünn, die Stiele an den Beeren sehr lang, die Blätter hochgrün oben, hellgrün unten rc.; sie ist die Traube des Paradieses, und hat wenige ihres Gleichen. Nur in Ungarn soll sie noch gefunden werden.

Ein recht guter Weinstock kann in einem reichen Jahre vier Maas Wein geben; denn man findet hier Trauben, an welchen sich 450 bis 460 Beere befinden. Im Durchschnitt rechnet man aber nur 340. Die Weinlese nimmt gewöhnlich zu Anfang oder Mitte Oktobers den Anfang. Man läßt die Trauben 14 Tage ungestampft in der Butte, tritt sie dann durcheinander, und preßt sie erst nach 5 oder 6 Tagen. Auf diese Weise verliert wohl der Wein viel von

seinem Feuer, gewinnt aber an dunkelrother Farbe, worauf die Weinkäufer vorzüglich sehen. In dem heißen Veltliner-thale hält sich der Wein nicht lang, daher wird er bald in kältere Gegenden verführt, wie wir schon vorhin berührten. Dadurch wird er nun von Jahr zu Jahr blasser aber auch stärker.

Fast überall, wo Wein erzeugt und damit Handel getrieben wird, gibt es auch Weinfabrikanten. Man gehe an einige Orte am Züricher-See; reizend schön, und zum trinken einladend ist der goldgelbe Seewein; aber ist der Magen schwach und etwas verdorben, so stellen sich schon beim Genuß des ersten Glases Kopfschmerzen und Mangel an Eßlust ein. Die Ursache liegt einzig in dem Umstande, weil die See-weine, um eine schöne Farbe zu erzielen, geschwefelt werden. Der Veltliner aber ist kein Weinfabrikant, und läßt sein Getränke — nach dem hiesigen Ausdruck, so, wie es Gott und die Rebe giebt. Gleichwohl werden auch künstliche Weine gemacht, und theils im Lande getrunken, theils zu hohen Preisen in's Ausland versendet. Eine der vorzüg-lichsten Sorten heißt: Vino aromatico, auch Vino dolce. Dieses aromatische Getränke wird aus Malwasir, Muska-teller- und spanischen Trauben, welche absichtlich ausgewählt und abgebeeret werden, verfertiget. Noch eine andere Sorte heißt Strohwein; er wird gleichfalls aus auserlesenen Trauben gepreßt, welche vorher ein paar Wochen lang zum eintrocknen an die Luft gehangen werden. An Feuer soll er dem Ungarischen und an Süßigkeit dem Spanischen nichts nachgeben, ja die meisten Italienischen noch übertreffen.

Schade, daß auch in diesem Thale auf dieses köstliche Getränke Feinde eindringen, gegen welche Menschengewalt

wenig auszurichten im Stande ist. Es sind dies nämlich der Reif, Rost und Rebenstiecher (curculio Bacchus Lin.).

Da das Land hin und wieder sehr steil und jähe ist, und die Weinreben hoch in die Berge hinan gehen, so kann sich der Landmann nicht überall seines Esels bedienen, um den Dünger in die Weinberge zu tragen, sondern er muß denselben auf dem Rücken, in einer Kiepe, hier Cerlok genannt, mit vieler Beschwerde die steilen Anhöhen hinauftragen. Oft muß dieser Geplagte unmäßig arbeiten, sich der Sonne, dem Regen, und den Winden Tag und Nacht aussezen, und genießt dabei wenig Freudengenuß. Da er dabei sehr unreinlich ist, so mag dies, verbunden mit jenen Beschwerden, der Grund seyn, warum das männliche Geschlecht gemeiniglich sehr häßlich, und wenig Einnehmendes besizt. Unter den Vornehmen aber gibt's recht hübsche Gesichter, besonders wenn ihre Aeltern mit Bündnern in erlaubter oder unerlaubter Verwandtschaft standen. Die Weiber haben fast alle dunkelbraunes oder schwarzes Haar, das weit in die Stirne vorwächst, Habichtnasen, deren Spizen aber oft zu tief hangen, lange Oberlefzen, eingesunkene schwarzbraune Augen, die aber ungemein viel Leidenschaft ausdrücken, eine braungelbe Farbe, volle Brust und plumpe Füße. Auch sie sind nicht am reinlichsten, und haben schon im 40sten Lebensjahre das Aussehen abgelebter Mütterchen. Denn weil sie schon als Kinder zu frühzeitig mit dem Cerlok behangen werden, bleiben sie oft klein und unansehnlich, doch selten verkrüppelt.

Der Veltliner Bauer muß die Früchte seines Schweißes und seiner sauern Arbeit mit seinem Landesherrn, mit der Geistlichkeit und mit dem Wasser theilen, d. h. mit andern Worten: Einen Theil der Landesrevenüen bezieht der Staat,

einen die Geistlichkeit, einen hat er für seine Arbeit und einen Theil raubt ihm jährlich das Wasser. Wäre nun das Land nicht so außerordentlich fruchtbar, wär es stärker bevölkert, — wie könnt' er das aushalten? Aber bei aller seiner Armuth ist er doch den Plagereien nicht so ausgesezt als der polnische und russische Bauer. Der Pächter und Tagelöhner der Geistlichkeit im Veltlin ist indessen doch glücklicher als der Adeliche. Die Klostergeistlichen saugen ihre Lehnleute nicht tyrannisch, wenn schon methodisch aus, denn ein ganzes Corps ist selten so niederträchtig als ein einzelner Partikular, der seine Zinsen streng eintreibt, um sie verprassen zu können; sie überlassen (mag man auch noch so laut gegen sie klagen,) ihre Ländereien unter sehr billigen Bedingungen, beschüzen ihre Arbeiter, besuchen sie in ihren Krankheiten, trösten und unterstüzen auch wohl ihre Familien.

Dem Landvolke kann man Fleiß und Arbeitsamkeit, sogar Anstrengung seiner Kräfte nicht absprechen, aber seine Unternehmungen sind planlos, sein Ackergeräth einfach, grob, unvollendet, unzulänglich, mit einem Worte, beinahe noch so wie es der erste Instinkt angegeben hat. Selbst der vornehme Veltliner bemühet sich nicht, sich in den schönen Wissenschaften hervor zu thun. Er hat in der gelehrten Welt gar keinen Namen erlangt. Ihre wenigen geschickten Maler, gehören immer nur zu den mittelmäßigen. Im Allgemeinen denkt der Veltliner über keine Verbesserung seines Zustandes nach, und ist zu keinen Abänderungen zu bereden, wenn die Vortheile auch noch so sichtbar seyn sollten.

Nationalfeste, Nationalspiele, und ganz besondere Ergözlichkeiten und Eigenheiten hat dies Volk nicht. Von Nationalfesten weiß es nichts. Die Gesellschaftsspiele hat es mit andern Nationen gemein, und vom Italiener besonders das Bottschen, den Ballon, das Allamura, und Allamuetta.

In den Feiertagen pflegen Mailändische und Venetianische Schauspieler das Volk eine Zeit lang zu ergözen, und zuweilen bildet sich unter ihnen auch hie und da ein Privattheater, dem man nicht allen Werth absprechen kann.

2.

Reiserouten von Chur auf verschiedenen Wegen ins Engadin.

1) Von Chur ins Engadin über den Julier bis

	Stunde
Malix	$1\frac{1}{4}$
Churwalden	$\frac{3}{4}$
Parpan	$\frac{3}{4}$
Ueber die Heide nach Lenz	2
Vazerol	$\frac{1}{4}$
Tiefenkasten . . . . kleine .	$\frac{1}{2}$
Ueber den Stein nach Conters	$1\frac{1}{2}$
Savognin oder Schweiningen	$\frac{1}{2}$
Tinzen	$\frac{1}{2}$
Rofna	$\frac{3}{4}$
Mühlen oder Molins	1
Marmels	1
Stallvedro	$\frac{1}{2}$
Stalla oder Bivio	$\frac{1}{4}$
zu den Julier-Säulen	$1\frac{3}{4}$
Silva plana (erstes Engadiner Dorf)	$1\frac{1}{2}$

2) Von Chur ins Engadin über den weißen Stein.

Von Chur bis Lenz	$4\frac{3}{4}$
Brienz	1
Alveneuer-Bad	1
Filisur	$\frac{1}{2}$

	Stunde
Bergün	$1\frac{1}{2}$
Wirthshaus zum weißen Stein	2
Ponte (erstes Engadiner Dorf)	3

3) Von Chur ins Engadin und durch das ganze Thal hinab, über den Splügen, Klefen, Maloyaberg bis Martinsbruck.

(a. bis Splügen)

Von Chur bis Ems	$1\frac{1}{4}$
Reichenau (Schloß)	$\frac{3}{4}$
Bonaduz	$\frac{3}{8}$
Rhäzüns	$\frac{1}{4}$
Kätzis	$1\frac{7}{8}$
Thusis (Städtchen)	$\frac{3}{4}$
Unter-Rongella durch Viamala	$\frac{5}{8}$
Zillis	1
Andeer	$1\frac{1}{4}$
Schmelzboden	$1\frac{3}{4}$
Splügen (Dorf)	$1\frac{1}{8}$
Splügen (Berghöhe und Wirthshaus)	$1\frac{1}{2}$

(b. von Splügen bis Klefen)

Zollhaus auf dem Splügen	$\frac{1}{2}$
Untere Berghaus	$1\frac{1}{8}$
Pianatzo	$\frac{5}{8}$
Campo dolcino *)	$1\frac{1}{2}$
Preston	$\frac{1}{4}$
Sta Maria	1
St. Giacomo	$\frac{1}{2}$
Bett	$\frac{1}{4}$
Klefen (Stadt)	$\frac{1}{4}$

(c. von Klefen bis auf den Maloya)

Prosto	$\frac{1}{4}$
St. Croce	$\frac{1}{2}$
Villa oder Pontella	$\frac{1}{2}$

*) Seit den fürchterlichen Wasserverheerungen im Herbst 1834 führt die Straße nicht mehr nach Isola, sondern über Piamatzo geradeswegs nach Campo dolcino.

	Stunde
Castasegna	3/4
Promontogno	1
à la porta	1/4
Stampa	1/4
Borgo novo	1/4
Viko soprano	1/2
Casaccia	1 1/2
Maloya	1

(d. vom Maloya durchs ganze Engadin hinab)

Sils (erstes Engadiner Dorf)	1 1/4
Silva plana	3/4
Campfeer	1/2
St. Moriz	1/2
Von Campfeer zur Sauerquelle auf dem Fußweg seitwärts	1/4
Von der Quelle nach St. Moriz . . . . . stark	1/4
Von St. Moriz nach Cresta	1/4
Celerina	1/4
Samaden	1/2
Bevers	1/2
Ponte	1
Zuz	1
Skanf	1/4
Capella	1/2
Cinuskel	1/2
Pont alt und Brail	1/4
Zernez	2
Süß	1 1/2
Lavin	1/2
Guarda	1
Fettan	2 1/4
Schuls	1
Remüs	2
Strada	1 1/2
Martinsbruck (leztes Dorf im Engadin)	3/4

4) Von Chur durch Davos über den Flüla- und Skalettaberg.

(a. durch die Züge)

	Stunde
Von Chur bis Lenz	$4^3/_4$
Alveneü (Dorf)	$1^3/_4$
Schmitten	$^1/_2$
an den Wiesen	1
Glaris	2
Frauenkirch	1
Davos am Platz	$^1/_4$
(b. durch das Schanfigg)	
Maladers	$^3/_4$
Calfreisen	1
Castiel	$^3/_4$
St. Peter	1
Peist	1
Langwies	$1^1/_2$
Sapün	1
über Strela nach Davos am Platz	2
Dörfli	$^1/_2$
zum Bergwirthshaus Tschuggen im Flülathal	2
Hütte auf Flüla	2
Süß (erstes Dorf im Unter-Engadin)	4
c. von Dörfli auf Davos durchs Dischma	
zum Wirthshaus Dürrenboden	3
Hütte auf der Skaletta-Höhe	$1^1/_4$
Sulsanna (erstes Engadiner Dorf)	2

3.

Bündnerischer Geldfuß.

a. einige Goldsorten*)

	fl.	kr.
Einfache Genueser Dublone	11 fl.	30 kr.
Souveraind'or	20 =	— =

*) Abzug von unwichtigen Goldsorten: 10 Bluzger pr. Gran.

Savoyer Dublone	16 fl.	12 kr.
Französische Louisd'or	13 =	36 =
Parmasaner Dublone	12 =	36 =
Zwanzigfrankenstücke	11 =	36 =
Bologneser= und Römische Dublone . .	9 =	50 =
Dergleichen Dukaten	6 =	36 =
Dukaten aller Art mit Ausnahme der Römischen, Bologneser und Venetianer .	6 =	45 =
Pazette	3 =	— =

2) Silbersorten.

Schweizer Vierfrankenstücke	3 fl.	24 kr.
Brabanter, Baiersche, Würtembergische, Badische und Hessische Kronenthaler .	3 =	20 =
Konventionsthaler jeder Sorte	3 =	— =
Römische und Bologneser Skudi v. 10 Paoli	2 =	58 =
Französische und Piemont. Fünffrankenstücke	2 =	53 =
Parmasaner Skutatori	2 =	50 =
Mailänder Thaler	2 =	36 =
Stücke von 40 ital. oder franz. Sous .	1 =	9 =
Die von 20 ital. und franz. Sous .	— =	34 =
Piemonteser Stücke	1 =	— =
Schweizer Franken	— =	51 =
Mailänder Lire . . . . (sie gilt, je nach dem der Kurs, oft einige Kreuzer mehr oder minder)	— =	22 =

Vierundzwanzig Kreuzerstücke	35	Bluzger.
Fünfbatzenstücke mit dem Kantonsgepräge	30	=
Zwölfkreuzerstücke	17	=
Ein Schweizerbatzen	6	=
Ein Teßiner Dreisoldistück	3	=
Zwei Teßiner Dreisoldistücke	7	=

Auswärtige, d. h. nicht schweizerische Scheidemünzen, unter dem Werth von 12 kr. R.=W. oder 17 Bluzgern, so wie überhaupt alle im gegenwärtigen Tarif nicht enthaltenen Geldsorten, ist Niemand schuldig anzunehmen.

Hinsichtlich der Schweizer = Scheidemünzen unter dem Werthe eines Franken, ist eine Verordnung vom 27. Sept.

1826 bestätiget, durch welche dieselbe ganz außer Kurs gesezt worden sind.

Bei Zahlungen von 50 fl. und darüber, ist der bestehenden Verordnung vom 8. Juni 1813 gemäß, Niemand schuldig, mehr als den fünften Theil oder 20 Prozent in Scheidemünzen anzunehmen. Als Scheidemünzen werden in dieser Beziehung alle Geldsorten unter dem Werth von 30 Bluzgern bezeichnet.

Reduktion der Schweizer-Franken in Bündner Gulden und umgekehrt.

Schweizer Frkn.	machen	Bündner *) Guld.	Krzr.	Bündner Guld.	machen	Schweizer Frkn.	Btzn.	Rpp.
1	—	—	51	1	—	1	1	8
2	—	1	42	2	—	2	3	5
3	—	2	33	3	—	3	5	3
4	—	3	24	4	—	4	7	1
5	—	4	15	5	—	5	8	9
6	—	5	6	6	—	7	—	6
7	—	5	57	7	—	8	2	4
8	—	6	48	8	—	9	4	2
9	—	7	39	9	—	10	5	9
10	—	8	30	10	—	11	7	6

Reduktion der französischen Franken in Bündner Gulden und umgekehrt.

Französische Frkn.	machen	Bündner Gulden	Krzr.	Bündner Guld.	machen	Französische Frkn.	Ctm.
1	—	—	34	1	—	1	76
2	—	1	8	2	—	3	53
3	—	1	42	3	—	5	29
4	—	2	16	4	—	7	6
5	—	2	50	5	—	8	82
6	—	3	24	6	—	10	59
7	—	3	58	7	—	12	35
8	—	4	32	8	—	14	12
9	—	5	6	9	—	15	88
10	—	5	40	10	—	17	65

*) Der französische Thaler zu 3 fl. 24 kr. gerechnet.

Reduktion der Reichs-Gulden in Bündner Gulden und umgekehrt.

R.-W. Guld.	machen	Bündner-W. Guld.	Krzr.	B.-W. Guld.	machen	Reichs-W. Guld.	Krzr.
11	—	13	36	11	—	8	54
10	—	12	22	10	—	8	5
9	—	11	8	9	—	7	17
8	—	9	53½	8	—	6	28
7	—	8	39½	7	—	5	39½
6	—	7	25½	6	—	4	51
5	—	6	11	5	—	4	3
4	—	4	57	4	—	3	14
3	—	3	42½	3	—	2	26
2	—	2	28	2	—	1	37
1	—	1	14	1	—	—	48½

Reduktion der Züricher Gulden in Bündner Gulden und umgekehrt.

Zchr.W. Guld.	machen	Bündner-W. Guld.	Krzr.	Bünd.W. Guld.	machen	Zchr.W. Guld.	Krzr.
10	—	13	36	10	—	7	21
9	—	12	14	9	—	6	37
8	—	10	52	8	—	5	53
7	—	9	31	7	—	5	9
6	—	8	10	6	—	4	24
5	—	6	48	5	—	3	41
4	—	5	26	4	—	2	57
3	—	4	5	3	—	2	12
2	—	2	43½	2	—	1	28
1	—	1	22	1	—	—	44

Batzen und Kreuzer nach Bluzgern berechnet.

Batzen		Bluzger	Kreuzer		Bluzger	Kreuzer		Bluzger	Kreuzer		Bluzger	Kreuzer		Bluzger
1	machen oder haben	5	1	machen oder haben	1	16	machen oder haben	18	31	machen oder haben	36	46	machen oder haben	53
2		9	2		3	17		19	32		37	47		55
3		14	3		4	18		21	33		38	48		56
4		18	4		5	19		22	34		39	49		57
5		23	5		6	20		23	35		41	50		58
6		28	6		7	21		24	36		42	51		60
7		32	7		8	22		25	37		43	52		61
8		37	8		9	23		27	38		44	53		62
9		42	9		10	24		28	39		45	54		63
10		46	10		12	25		29	40		46	55		64
11		51	11		13	26		30	41		47	56		65
12		56	12		14	27		31	42		49	57		66
13		61	13		15	28		32	43		50	58		67
14		65	14		16	29		34	44		51	59		69
15		70	15		17	30		35	45		52	60		70

4.

Maaß und Gewicht im Ober-Engadin.

1. Längenmaaß.

Das Klafter von 6 Schuh, der Schuh à 12 Zoll, französisches Maaß gerechnet, welches namentlich zur Messung von Gütern dient, selten zu einem andern Gebrauche, weil z. E. das Heu gewogen wird.

2. Maaß für jedes Liquidum.

1 Saum enthält 14½ Rupp à 20 Pfund von 32 Loth. Ein Rupp soll 7½ Maaß enthalten. Die Maaß hat 4 Schöppchen, und 1 Maaß Milch z. E. mag 2½ Pfund à 32 Loth wägen.

3. Gewicht.

1 Centner begreift 100 Pfund à 32 Loth; 1 Rupp enthält 20 Pfund zu 32 Loth. Ein Faß Salz von Hall enthält z. E. 30 Rupp, kommt aber in's Engadin in Säcken von 10 Rupp, demnach bilden 3 Säcke Salz 1 Faß von 30 Rupp.

Nach diesem Gewicht wird auch das Heu im Ob=Engadin gewogen. So kann man annehmen, daß zu Winterung einer Kuh hier zu Lande, etwa 300 — 320 Rupp Heu oder 6000 — 6400 Pfund zu 32 Loth erfordert werden, weil von Strohfütterung keine Rede seyn kann, und 8½ Monat lang das Vieh mehr oder weniger mit Heu genährt werden muß.

4. Kornmaaß.

1 Saum enthält 27 Quartanen, welche ohngefähr 28½ Churer=Quartanen ausmachen. Eine Quartane Reis z. E. wiegt 14 Pfund zu 32 Loth.

Im Allgemeinen gilt die Bemerkung, daß in ganz Bünden eine große Verschiedenheit in Maaß und Gewicht herrscht. Man möchte beinahe behaupten es habe jedes Hochgericht seine eigenen Einrichtungen leider auch in dieser Beziehung.

5.

Ankunft und Abgang der Posten und Boten in Chur,

in Bezug auf's Engadin.

1. Ankunft.

Sonntag Morgens:

Die Briefpost aus Italien, über den Splügen, 4 Uhr.

Montag.

Die Post von Zürich, Abends 5 Uhr.

Dienstag.

Morgens 2 Uhr die Diligence von St. Gallen.
Um 4 Uhr Morgens die Lindauer Diligence.
Um 4 Uhr die Post aus Italien über Bellenz.
Um 2 Uhr Nachmittag die Post von Zürich.

Mittwoch.

Der Engadiner Fußbote, Abends 5 Uhr.
Die Mailänder Diligence über Klefen und Splügen, Abends 7 Uhr.

Donnerstag.

Nachmittag 2 Uhr die Züricher Diligence.
Abends 7 Uhr die St. Galler Diligence.

Freitag.

Die Bellenzer Diligence Morgens 4 Uhr.
Die Briefpost aus Deutschland, Abends 4 Uhr.

Samstag.

Nachmittag 2 Uhr die Diligence von Zürich.
Der Engadiner Bote, 4 Uhr Nachmittag.
Die Mailänder Diligence über Klefen und Splügen, Abends 7 Uhr.
Die St. Galler Post, 8 Uhr Abends.

2. Abgang.

Sonntag.

Morgens 6 Uhr die Diligence nach St. Gallen.
Um 8½ Uhr die Diligence nach Zürich.
Um 9 Uhr die Briefpost über Feldkirch nach Oestreich und ganz Deutschland.

Dienstag.

Morgens 5 Uhr die Mailänder Diligence über Splügen und Klefen.

Morgens 8½ Uhr die Diligence nach St. Gallen in Verbindung mit der Züricher Diligence bis Sargans. Auch vermittelst Postchaise über Wildhaus ins Toggenburgische.

Der Engadiner Bote, Nachmittag 3 Uhr.

Morgens 8½ Uhr die Diligence nach Zürich.

Mittwoch.

Abends 8 Uhr die Diligence nach St. Gallen.

Abends 9 Uhr die Diligence und Briefpost nach Lindau und ganz Deutschland.

Donnerstag.

Um 8½ Uhr Morgens die Diligence nach Zürich.

Freitag.

Morgens 6 Uhr die Diligence nach St. Gallen.

Morgens 5 Uhr der Postwagen über Splügen nach Mailand.

Abends 5 Uhr der Briefkourier über Splügen nach Mailand.

Samstag.

Der Engadiner Bote, Abends 6 Uhr.

Die Diligence nach Bellenz, Nachts 10 Uhr.

Bemerkung. Briefe nach den sämmtlichen östreichischen Staaten, Italien 2c. müssen bei der Aufgabe frankirt werden.

Förster Buch

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Franz, M.

Das Engadin und die Engadiner

Freiburg 1837

Helv. 263
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453381-0